Gott in der Geschichte.

Dritter Theil.

Gott in der Geschichte

oder

der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

In sechs Büchern.

Dritter Theil.

Fünftes und sechstes Buch.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Der Verfasser behält sich das Recht einer englischen und französischen Uebersetzung vor.

Fünftes Buch.

Das Gottesbewußtsein der christlichen Arier.

Allgemeine Einleitung.

Uebersicht und Methode der beiden letzten Bücher.

Wenn wir die Entwickelung des Gottesbewußtseins der christlichen Arier in ihren allgemein bekannten Grundzügen überschauen, mit einem Rückblicke auf die Betrachtung des letzten Bandes; so tritt sogleich ein auffallender Unterschied hervor. Wir hatten bisher in den leitenden weltgeschichtlichen Erscheinungen dieses Gebiets keine höhere Einheit zu betrachten als die des Volksthums und der Stammeseigenthümlichkeit. Auf dem semitischen Gebiete begegnen wir in Abraham einem Gottesmanne, welcher sein Volksthum nicht vorfindet sondern begründet, der aus einem Chaldäer, in Kanaan ein Religionsstifter wird durch menschheitliche Gottesbegeisterung. Alle andern, selbst Moses, bilden eine Nationalreligion. Bei den Ariern fanden wir bisher keine solche Erscheinung. Zoroaster ist iranischer Baktrer, Buddha arischer Inder. So wie der arische Geist mächtig wird in Jonien und Hellas, ist oder wird unter seiner Wirkung Alles hellenisch. Das römische Weltreich bildete allerdings ein gemischtes Volksthum, ein hellenisch-römisches Gottesbewußtsein: doch die Einheit der

nationalen Elemente ist eine äußerliche, mit Aberglauben unten und Unglauben oben, heuchlerisch aufgeputzt und zugestutzt: höchstens bleibt als hellenische Religion ein flacher, todter Humanismus übrig. Nichts neues Weltgeschichtliches wird dem cäsarischen Heidenthum geboren, was über die Herrlichkeit des alten Volksthümlichen hinausginge oder sie auch nur fortbildend erhielte. Alles ist national, die heiligen Ueberlieferungen wie die Gebräuche. Nach nationalen Gegensätzen haben wir deshalb bisher die Entwickelung des arischen Gottesbewußtseins vortragen müssen. Was denn ist es, das uns zwingt jetzt diese Methode aufzugeben, wenn wir die Entwickelung verstehen wollen? Was ist die Ursache, daß das Nationale in den Hintergrund tritt? Es muß eine rein menschheitliche Macht sein, und eine wahrhaft geistige innerliche. Das heißt, mit andern Worten, der Grund der neuen Lebensgestaltung ist, wenn irgendwo, nur in der Persönlichkeit Jesu von Nazareth zu finden: in ihr muß das rein menschliche Gottesbewußtsein sich ausgesprochen haben, wie nie in einer Persönlichkeit. Die Geschichte kann nicht über die Menschheit und menschliche Persönlichkeit hinaus, ohne aufzuhören Geschichte zu sein: aber wir werden die von den Banden des Selbst eben sowol wie von denen der Nationalität und Zeit freie Gestaltung derselben in einem durchaus einzigen Grade eine göttliche nennen müssen, um die Wirkung zu begreifen: falls wir an dem Grundsatze festhalten, daß die Ursache der Wirkung gleichartig, und als das Ursprüngliche höher als dieselbe sein müsse.

Die Betrachtung dieses einzigen Gottesbewußtseins bildet also die heilige Vorhalle zu der großen Entwickelung, welche dort angeregt, sich während fast zwei Jahrtausenden vor uns entfaltet hat. Wir müssen die Apostel und Evangelisten von der Person des Christus trennen, den sie der Welt ver-

kündigt und dessen geschichtliche Kunde sie durch ihre Schriften uns bewahrt haben. Sie bilden vielmehr den semitischen Anfang der gemeindlichen Entwickelung, aber mit dem vollen menschheitlichen Lebenskeime. Christus ist in der Geschichte des Gottesbewußtseins nicht der letzte jüdische Prophet, sondern der Vater der christlichen Propheten und Völker: des Menschen Sohn und Gottes Sohn. Die Apostel sind seine Zeugen, die ersten aller semitischen Christen und die ersten Gründer von Gemeinden.

Die Entwickelung des Gottesbewußtseins der christlichen Arier ist seitdem ohne Widerstreit die Trägerin des leitenden Bewußtseins der Menschheit von Gott in der Welt. Aber sie ist unverständlich ohne jene einzige Persönlichkeit. Nur aus dem fortlaufenden Vergleiche der vollendeten Persönlichkeit Jesu und des hohen Zieles, welches er aufgesteckt, mit der an ihn geknüpften volklichen und individuellen Entwickelung wird uns ein Maßstab in die Hand gegeben für die Bedeutung der christlichen Vergangenheit, der Schlüssel für das Verständniß unser selbst und unserer Gegenwart, und ein Leitfaden für unsere Ahnung der Zukunft. Und diese Erkenntniß gibt „Frieden im Herzen, Frieden im Gewissen".

Wir werden die Entwickelungsreihen des Gottesbewußtseins der christlichen Arier also nicht nach Nationalitäten, sondern nach den zwei höchsten geistigen Gegensätzen vorführen: der Gemeinde und den persönlichen Leistungen. Diese Zweitheilung beruht auf der Natur des Menschen und der Doppelheit des göttlichen Gedankens der Menschheit, als einzelne Persönlichkeiten und als Ganzes. Bei unserer Darstellung der hellenisch-römischen Welt ward diese Zweitheilung auch zu Grunde gelegt, nur blieb sie noch der Nationalität untergeordnet. Hier wie dort zeigt sich das gemeindliche Bewußt-

sein als ein zweifaches: einmal als das der religiösen Gemeinde, und dann als das der bürgerlichen. Wie jenes Bewußtsein die Welt voraussetzt bei der Gottesbetrachtung, so dieses Gott bei dem Bewußtsein der Welt und ihrer menschlichen Ordnung. Nur tritt in der hellenischen Entwickelung die religiöse Gemeinde sehr bald hinter dem übermächtigen Bewußtsein und der Herrlichkeit der bürgerlichen Gemeinde zurück: wir wissen auch überhaupt wenig von ihr nachzuweisen, als was uns aus dem Schriftthume der Nation bekannt ist. In der christlichen Entwickelung dagegen beruht das religiöse Gemeindeleben, in Anbetung wie in Verfassung, auf Urkunden, seine Geschichte liegt eben so urkundlich vor uns als die des bürgerlichen Gemeindelebens und sein gesundes Leben ist uns eben so wichtig als dieses.

Die Darstellung dieses gemeindlichen Bewußtseins bildet also die erste Abtheilung in jeder Periode. Dieser Perioden sind drei: die verfolgte Gemeinde, die Geistlichkeitskirche und die hergestellte Gemeinde. Die zweite Abtheilung betrachtet das Gottesbewußtsein der Propheten der Periode. Wir hatten zuerst gedacht, diese ganze Darstellung in die zwei letzten Bücher zu vertheilen, allein die Wichtigkeit der Ergebnisse und der aus ihr fließenden Folgerungen haben sich so überwältigend gezeigt, daß wir es für unsere Pflicht haben erachten müssen, die geschichtliche Darstellung in Ein Buch zusammen zu drängen. Es kommt ja auch bei dieser Darstellung der unmittelbaren Vergangenheit der jetzigen Bildungsvölker nicht sowol auf Vollständigkeit bekannter Einzelheiten an, als auf scharfe Auffassung der weltgeschichtlichen Bedeutung der Erscheinungen. Nicht daß wir willkürlich Einzelheiten hervorheben und die Lücken durch Machtsprüche oder durch Anlehnen an ein speculatives System ausfüllen wollten. Es werden vielmehr die auf

jenen Punkt bezüglichen entscheidenden Thatsachen vollständig und im Zusammenhange vorgetragen werden, in ihrer beglaubigten Gestalt und auf Grund kritischer Sichtung und eigener Forschung. Aber nur in ihren weltgeschichtlichen Spitzen. Was hinsichtlich des Einzelnen vorausgesetzt wird, ist durch die redliche und großartige Forschung der drei letzten Jahrhunderte allmälig auf sichere Grundlage gestellt: bei Einigem darf sich der Verfasser auch auf die anderweitig vorgelegte eigene Untersuchung und kritische Vorarbeit beziehen.

Allerdings gibt es auch noch einen andern wissenschaftlichen Ausgangspunkt der weltgeschichtlichen Betrachtung. Man kann, ausgehend von den Phänomenen des geistigen Bewußtseins, auf rein speculativem Wege oder in methodischer Verbindung mit wohl begründeten Thatsachen, zu allgemeinen Formeln der Gesetze der Entwickelung gelangen wollen. Aber dieser Weg ist nicht der dieses Werkes. Es soll hier gar kein System aufgestellt werden: die wirklichen und maßgebenden Thatsachen sollen selbst reden zu dem Gemüthe gebildeter und ernster Zeitgenossen. Der Gründe, welche den Verfasser bestimmt haben, mit der geschichtlichen Darstellung zu beginnen, sind mehre. Erstlich glaubt er, daß ein guter Theil der wichtigsten einschlägigen Thatsachen der Weltgeschichte bisher nicht einmal befriedigend und im weltgeschichtlichen Zusammenhange erforscht sei. Er kann also noch viel weniger annehmen, daß sie bereits in den Brennpunkt jenes allgemeinen Gottesbewußtseins gebracht und als zusammenhängende Thatsachen des innersten Triebes des Menschengeschlechtes mit einander verglichen seien. Er meint zweitens darthun zu können, daß die bisherigen rein speculativen Versuche die Gesetze der Entwickelung des Bewußtseins der Menschen von Gott in der Geschichte deswegen

mislungen sind, weil nach den erfahrungsmäßigen Gesetzen unsers Erkenntnißvermögens die nur speculative Methode eben so wenig zu einer wahren Erkenntniß führen kann als die blos empirische Betrachtung. Endlich aber hält er sich für überzeugt, daß es möglich sei, eine speculativ-historische, also wahrhaft reale Methode zu finden und durch sie eine positive Erkenntniß des Prinzips der Bewegung des geistigen Kosmos in der Zeit zu begründen: eine Erkenntniß, welche unserer Erkenntniß des Prinzips der Bewegung des physischen Kosmos nicht allein ebenbürtig sei, sondern bei weitem tieferes Verständniß des Seins der Dinge gewähre. So wie der Verfasser das gegenwärtige Werk zur Vollendung geführt hat, wird er es für seine Pflicht erachten, seinen Beitrag zur philosophischen Behandlung des Gottesbewußtseins auf dieser Grundlage vorzulegen. Das Organon Reale, welches wir suchen, wird demnach die Grundlinien einer Methode zu zeichnen haben, welche uns lehren kann, das Prinzip des Werdens in der Menschheit zu finden und die Gesetze der Bewegung des endlichen Geistes in der Weltgeschichte zu erkennen.

Wir treten nun in die heilige Vorhalle unserer letzten Epoche der menschheitlichen Entwickelung ein.

Heilige Vorhalle.

Christus:
oder das Bewußtsein Jesu von Gott in der Geschichte.

Hätten wir auch nicht was wir doch besitzen, nämlich eine wahrhafte Ueberlieferung von der Person Jesu von Nazareth und der Geschichte seines dreijährigen öffentlichen Lehramtes; so würde ein Blick auf die geistige Entwickelung der Menschheit in den letzten achtzehn Jahrhunderten uns nöthigen, eine einzig erhabene, heilige Persönlichkeit als Ursache, nicht blos als Veranlassung, jenes Umschwungs der Weltanschauung anzunehmen. Die größte geistige Umwälzung und neue Lebensbildung in der Weltgeschichte weist auf eine entsprechende, also noch größere, weil ursprüngliche, Persönlichkeit hin, und eine besonnene Philosophie der Geschichte müßte sie als Heischesatz fordern. Denn die weltgeschichtliche Entwickelung offenbart mindestens eben so sehr die Fehler und Irrthümer eines Religionsstifters als seine Größe und seine Wahrheiten: gewöhnlich aber noch mehr jene als diese. Es ist eines der bedenklichsten Zeichen unsers Jahrhunderts, daß eine philosophische Forschung und Weltanschauung hat Raum gewinnen können,

welche dieses Verhältniß der Ursache zur Wirkung nicht erkannt, und die wahre, ursprüngliche Persönlichkeit in den Hintergrund gestellt hat. Denn es liegt dieser Anschauung zu Grunde das Verkennen der göttlichen Macht der Persönlichkeit, das heißt der durchgebildeten sittlichen Individualität, also ein Verkennen der obersten Würde der Sittlichkeit über alles bloße Denken. Der Gott einer solchen Weltansicht ist und bleibt todter Gedanke, nicht lebendig wirksamer im Innern sich kund gebender Wille. Es lebt (wie wir in dem einleitenden Buche gesagt) nichts in der Gemeinde, was nicht vorher schon Fleisch und Blut geworden in einer echt menschlichen, bewußten Persönlichkeit. Diesen Heischesatz des unverdorbenen Volksbewußtseins erhebt gerade die Geschichte des christlichen Gottesbewußtseins zur unumstößlichen Wahrheit. Nur der Reinheit des menschheitlichen Gottesbewußtseins, welches sich in der Person Jesu von Nazareth abspiegelt, können wir es zuschreiben, daß die Idee der Menschheit siegreich hervorgegangen ist aus den Trümmern, unter welchen sie bestimmt schien für immer begraben zu werden, zuerst als ideenlose Gesittung, dann als unsicher umhertappende Barbarei. Nur aus der Uebereinstimmung seiner Lehre und seines Lebens mit den ewigen Gesetzen der sittlichen Weltordnung kann die große Thatsache erklärt werden, daß das Bewußtsein der Einheit und künftigen Wiedervereinigung der Menschheit seitdem nicht wieder untergegangen ist, sondern vielmehr die tiefsten Wurzeln im Leben der Völker geschlagen hat, und daß sie in immer sich erweiternden Kreisen die Geschicke der Völker fortbildend beherrscht.

Als Jesus mit jenem göttlichen Selbstbewußtsein, welches eben die höchste menschliche Selbstentäußerung ist, und mit jenem von aller Selbstsucht freien Opferbeschlusse die todte und tödtende Schale des entarteten Mosaismus zerschlug, befreite

er nicht allein den in ihr gebannten und erstarrten Geist des großen jüdischen Gesetzgebers, sondern entfesselte auch den höhern, weil mehr menschheitlichen und gegensatzlosen Geist Abrahams, des Stifters der Religion des freien Geistes. Indem er die Scheidewand niederriß, welche Juden und Hellenen trennte und dadurch die ganze damalige Welt in unseliger Entzweiung hielt, eröffnete er die innige Lebensverbindung zwischen Semiten und Japhetiten, welche für die Weiterentwickelung der Menschheit nothwendig war. Die unversöhnte Spaltung dieser beiden edelsten Stämme hatte bisher das Spiel der Weltgeschichte in Bewegung gesetzt. Dabei waren aber auch die organisch zusammengehörigen Lebenskeime aus einander gerissen und in der Spannung des Gegensatzes gehalten worden. Nicht Moses, aber Abraham hatte, nach Jesu Ausspruch, den Tag des Heilandes geschaut und sich dessen gefreut. Aber eben weil Jesus mit Wahrheit und Bewußtsein sagen konnte: „Ehe denn Abraham ward, bin Ich", weil das über alle Zeitlichkeit und Spaltung und Geschiedenheit erhabene Göttliche in ihm unvermittelt lebte, weil der unendliche Factor in ihm den endlichen ganz in sich verklärt hatte, nur dadurch vermochte er es, den Gedanken der einigen Menschheit, und der Einheit ihrer Geschicke und ihres Zieles zu denken, dafür zu leben und mit diesem Bewußtsein der Befreiung des Geistes in den Tod zu gehen. Eben deswegen auch befruchtete der von ihm ausströmende Menschheitsgedanke alle lebensfähigen Völker, und befähigte sie, sich als Kinder Eines Volkes, als Glieder Eines Reiches Gottes zu betrachten, und in diesem Gefühle und Glauben den dunkeln Pfaden des Geschickes der Einen Menschheit nachzuspüren.

Die Menschheit mußte durch Leiden und Tod ins Göttliche neu eingetaucht werden, um zum vollen Bewußtsein ihres

göttlichen Berufs, ihres zeitlichen Falles und ihrer ewigen Bestimmung zu gelangen. Sie mußte durch dienende Liebe sich zum Gefühle brüderlicher Gemeinschaft erheben, welche aller Gemeinwesen und Stämme- und Völkerverbindungen Grundlage ist. Aber alles Dieses setzt voraus, daß die Menschheit individuell durch Befreiung von dem Drucke der Sünde, das heißt des Selbstischen, zur Freiheit geführt worden sei. Nur so konnte sich die wahre sittliche Individualität bilden, welche wir Persönlichkeit nennen, und die einzige wahre Grundlage fruchtbarer Entwickelung des Göttlichen in der Menschheit. Der einzelne Mensch geht aus dem Ewigen hervor, und tritt durch die Spanne der Zeitlichkeit ins Ewige zurück, sofern ein Lebenskeim des Ewigen hier in ihm aufgegangen ist: die Menschheit aber ist bestimmt das Ewige in der Zeit fortschreitend zu verwirklichen.

Was nun ist der Glaube, welchen Christus fordert für diesen göttlichen Beruf der Menschheit? Er findet seinen einfach erhabensten Ausdruck in den drei ersten Bitten des Gebets des Herrn: „Dein Name werde geheiliget! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“ Denn wir können dieses doch nicht anders fassen in unserer begrifflichen Ausdrucksweise, als so, daß darin erbeten sei: Es möge die Menschheit den Willen und die Liebe Gottes verwirklichen: es möge die Wirklichkeit der Geschichte gleich werden der ewigen Idee, trotz aller Mängel und Schranken des Endlichen: so daß das Ewige (Himmlische) sich bewußt abspiegele in dem Zeitlichen (Irdischen). Die Menschheit soll frei und einig werden: das kann sie nur durch Befreiung des Geistes von der Selbstsucht. So wie aber das trennende Selbst als das Böse erkannt ist, und seine Weg-

räumung als die Bestimmung der Menschheit, reichen sich Menschen und Gemeinden, Stämme und Völker die Bruderhand. Der Weg dahin nun geht durch Auflösung der selbstsüchtigen Weltreiche, also durch Blut und Tod. Das war Jesu bewußtes Leben und bewußtes Sterben. „Ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden; wie wollte ich es brennte schon!" (Luc. XII, 49.)

Es liegen hierin drei Entwickelungsreihen der von Jesus gegründeten Gemeinschaft: die der freien Gemeinde, die des innerlichen Gottesdienstes, die der alle Gegensätze lösenden Bruderliebe. In der ersten Reihe stellt sich dar, wie die freie, auf christlicher Hauszucht ruhende Gemeinde der Gläubigen sich brüderlich beistehen und ihren Aeltesten um Gottes willen gehorchen solle, allen bürgerlichen Gesetzen Folge leistend; aber todeswillig für das Gewissen. In der zweiten wird der Grundsatz durchgeführt, daß Alles, was zur Religion, d. h. zum thätigen Gottesbewußtsein gehört, aus der innern Gesinnung hervorgehe, daß also nie irgend ein äußeres Werk der Anbetung oder Brüderlichkeit an sich irgend einen religiösen Werth habe, oder auch, als Werk, einen höhern als irgend ein anderes. Beide Entwickelungsreihen werden mit einander und der Welt vermittelt durch die dritte, nämlich die Verwirklichung des obersten Gebotes Jesu, daß alle Gesinnung und Thätigkeit sich auflöse in dienende Liebe. Durch diese drei Entwickelungen wird die Wirklichkeit das Reich Gottes: denn dieses ist ganz unzweifelhaft ein diesseitiges. Der Einzelne lebt im ewigen Leben dadurch, daß er Gottes ewige Liebe im Zeitlichen erkennt: die Menschheit soll das Ewige darstellen und verwirklichen auf dieser Erde. Die Vollendung soll und wird stattfinden auf dieser Erde: das ist der Heischesatz jenes Glaubens.

Was in Gott ewig ist, lebte in Jesu von Nazareth in einem kurzen Menschenleben, aber in persönlicher Vollendung. Nun begann die Gemeindeentwickelung durch Jesu Geist, den Geist des Ewigen. Zuerst in seinen Jüngern, als den Zeugen: die leitenden Persönlichkeiten ergänzten sich, und so entstand keine Spaltung, sondern es erwuchs eine Einheit im Mannichfaltigen. Dieses wurde der Typus des Gottesbewußtseins der Gemeinden. So erschien zum ersten male die göttliche Verkörperung der Menschheit in der Gemeinde, wie zuerst durch Christus die Verkörperung Gottes im Einzelleben erschienen war. Aber diese ist nur ein immer Werdendes, nicht Vollendetes. Nur ganz allmälig, in schweigender Stille und in Verfolgung, trat diese geistige Persönlichkeit, als Gegenwart Gottes im Menschen, in die griechisch-römische Welt ein. Von dem Augenblicke aber, daß das Christenthum die Staatsreligion, das Weltreich wurde, mit gesetzlich zwingenden Formen, verschlang sich jenes Gottesbewußtsein in vielfache Knoten, und es bildeten sich Widersprüche, in denen wir, bewußt oder unbewußt, mehr oder weniger alle gefangen sind.

Dem gegenwärtigen Werke gehört nur zu, in den Grundzügen nachzuweisen, wie das Bewußtsein der christlichen Menschheit von ihrem Geschicke, und von der wirklichen Gegenwart Gottes in der Welt sich aus dem Gottesbewußtsein Jesu von Nazareth selbst entwickelt habe. Denn der christliche Glaube ist wesentlich der Glaube an das persönliche Gottesbewußtsein Jesu, das heißt der Glaube daran, daß Jesus die Wahrheit geschaut und sie also verkündet, wie sie in seinem göttlichen Bewußtsein lebte, und daß wir von seinen Aussprüchen darüber hinlängliche Kunde haben.

Und in der That, es ist schwer zu sagen, worin sich

die Einzigkeit und Erhabenheit jenes persönlichen Gottesbewußtseins mehr kund thut, ob in Dem, was Jesus über die Entwickelung des Gottesreichs auf der Erde gesagt und gelehrt, oder in Dem, was er der freien Entwickelung des Geistes in der von ihm gegründeten Gemeinde und dem daraus hervorgehenden Fortschritte des Geistes Gottes in der Menschheit überlassen hat. Wir haben gesehen wie Alles in der Person und Lehre der frühern Religionsstifter dadurch zunächst den menschheitlichen Charakter einbüßte und mehr oder weniger einseitig, willkürlich, übereinkömmlich, also verfälscht und unkräftig wurde, daß dem reinen innern Gottesbewußtsein äußerliche, für den menschheitlichen Charakter zufällige oder wenigstens unwesentliche Bestimmungen beigemischt und als wesentliche Theile der Religion gefaßt und festgehalten wurden: sei es als Opfer und Bräuche, sei es als Form der Verfassung der Gemeinde. Nach gewöhnlicher menschlicher Weisheit konnte nichts thörichter sein, als was Jesus, und zwar offenbar bewußt und absichtlich gethan hat: eine Religionsgemeinschaft zu gründen, ohne positive Vorschriften und Bestimmungen über diese beiden Punkte. Und doch beruht darauf gerade die Unzerstörbarkeit und Allgemeinheit der Christusreligion. Und sollte sich auch philosophisch diese menschliche Thorheit nicht als die wahre Weisheit beweisen lassen? Sollte jene sogenannte vernünftige Ansicht nicht eigentlich die unvernünftige sein, und zwar weil sie die ungeistige ist? Sie geht davon aus, daß das Aeußere seinen Bestand in sich habe, während doch vielmehr das Zeitliche nach seinem Begriffe, seine Ursache außer sich selbst hat. Es hat sein Bestehen nur durch die Ursache und wird nur dadurch begriffen, daß es als nicht selbständig, sondern vergänglich erkannt werde. Durch jene Annahme aber wird das Vergängliche über das

Bleibende gesetzt, was ein logischer Widerspruch ist. Die äußerliche Religion ist nicht die Mutter, sondern das Kind der innerlichen: ja sobald ihr eine selbständige Bedeutung und Kraft beigelegt wird, muß sie der Tod des wahren Gottesbewußtseins werden.

Wir müssen nun versuchen die Punkte des Gottesbewußtseins Jesu zur Anschauung zu bringen, welche sich auf die Gegenwart und Macht des Göttlichen in der Geschichte beziehen, wie wir die Aussprüche anderer Propheten der Menschheit zusammengestellt und in den Brennpunkt des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes gebracht haben. Hierfür haben wir folgende Methode gewählt. Wir beschränken uns auf die Hauptpunkte, welche wir in der Geschichte des Gottesbewußtseins zu betrachten gefunden haben. Dann bezeichnen wir kurz den begrifflichen Inhalt jedes solchen Punktes, und machen diese Kennzeichnung anschaulich durch die einschlagenden Aussprüche Jesu: Worte der Jünger ziehen wir dabei nur in zweiter Linie heran als Erläuterung. Zuletzt fassen wir das jedesmalige geschichtliche Ergebniß zusammen von dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Forschung.

Die Ordnung der Sätze hat ihren Mittelpunkt in dem Gedanken, daß zuerst das innere Gottesbewußtsein Jesu von sich selbst und seinem Verhältnisse zu den Jüngern thatsächlich zur Anschauung gebracht werden soll: dann aber die, nach Jesu eigenem Gottesbewußtsein, daraus fließende ewige Fortwirkung desselben in der Gemeinde und der Menschheit.

Hieraus ergeben sich zwölf Sätze, welche wir der Reihe nach vom Standpunkte unsers Werkes betrachten werden.

I. Der Ewige, Jesus, Menschheit.

Gott, der Ewige, lebt wesenhaft im Menschen und soll erkannt werden als des Menschen wahres, göttliches Sein und höchstes Gut: in Jesu war diese Vereinigung vollzogen und geistige Natur geworden.

„Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat.“ (Joh. VI, 44.)

„Wenn ihr des Menschen Sohn erhöhen werdet, dann werdet ihr erkennen, daß ich Er sei, und nichts von mir selbst thue, sondern, wie mich mein Vater gelehret hat, also rede ich.“ (Joh. VIII, 28.)

„Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben: und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.“ (Joh. XIV, 23.)

„Jesus antwortete den Juden: Steht nicht geschrieben in eurem Gesetz, Ich habe gesagt, ihr seid Götter? So er Diejenigen Götter nennet, zu welchen das Wort Gottes geschah (und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden); sprechet ihr denn zu Dem, welchen der Vater geheiliget und in die Welt gesandt hat: Du lästerst Gott, darum, daß ich sage, Ich bin Gottes Sohn?“ (Joh. X, 34—36.)

„Ich bitte nicht für sie allein, sondern auch für Die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie Alle eins seien: gleich wie du Vater in mir und ich in dir, daß auch sie selbst in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt. Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben

hast, daß sie eins seien, gleich wie wir eins sind: ich in ihnen und du in mir, auf daß sie vollendet seien in Eines, und auf daß die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast, und sie geliebt, gleichwie du mich geliebt hast." (Joh. XVII, 20—23.)

„Und Jesus wandte sich zu den Jüngern und sprach: Es ist mir Alles übergeben von meinem Vater, und Niemand weiß wer der Sohn sei, denn nur der Vater: noch wer der Vater sei, denn nur der Sohn, und welchem es der Sohn will offenbaren." (Luc. X, 22.)

„Mein Vater wirket bis zu diesem Augenblicke: so wirke auch ich ..... Der Sohn kann nichts von sich selber thun, als was er siehet den Vater thun: denn was derselbige thut, das thut also auch der Sohn gleichermaßen, denn der Vater hat den Sohn lieb und zeiget ihm Alles, was er thut." (Joh. V, 17, 19, 20.)

„Wie der Vater das Leben hat in sich selber, also hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in sich selber, und hat ihm Macht gegeben Gericht zu halten, weil er Menschensohn ist." (Joh. V, 26. 27.)

„Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." (Joh. III, 16.)

„Darum liebet mich der Vater, weil ich mein Leben lasse, auf daß ich es wiedernehme. Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selber. Ich habe Macht es zu lassen, und habe Macht es wiederzunehmen. Solches Gebot habe ich empfangen von meinem Vater." (Joh. X, 17, 18.)

Es ließen sich große Stimmen im Himmel vernehmen, die sprachen: Es sind die Reiche der Welt, die Reiche unsers Herren und seines Christus geworden, und Er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit. (Offenb. XI, 15.)

Christus ist eines jeglichen Mannes Haupt, Gott aber ist Christi Haupt. (1. Kor. XI, 3.)

Gott hat alle Dinge geschaffen in Christo Jesu, auf daß kund würde an der Gemeinde die mannichfaltige Weisheit Gottes, nach dem ewigen Rathschlusse. (Eph. III, 10, 11.)

(Christus) das Ebenbild des lebendigen Gottes, der Erstgeborene aller Kreatur: denn in ihm ist Alles erschienen: es ist Alles durch

ihn und zu ihm geschaffen, und er ist vor Allem, und es bestehet Alles in ihm. (Kol. I, 15—17.)

Christus in euch, die Hoffnung der Herrlichkeit, denn wir verkündigen euch das Leben das ewig ist, es war bei dem Vater und ist uns erschienen. (1. Joh. I, 3.)

In ihm leben und weben und sind wir. (Apostelg. XVII, 28.)

Der Geist Gottes lebt in jedem Menschen, welcher sich dem innern Gottesbewußtsein nicht verschließt. Dieses Bewußtsein ist das ursprüngliche Werk Gottes in ihm. Es gibt keine wahre Offenbarung als durch den Geist Gottes im Menschen, also durch menschliche Persönlichkeiten, an deren Spitze eine ursprünglich erleuchtete steht. Indem der Mensch sich dem Ewigen hingibt und sich entschließt, in Uebereinstimmung mit den ewigen Weltgesetzen (dem Willen Gottes) zu leben, folgt er dem innersten Triebe seines Wesens: und indem er sich gedrungen fühlt, den Liebesgedanken des Ewigen in sich selbst zu verwirklichen, im Kampfe gegen das Böse in ihm, fördert er das Reich Gottes, und dadurch den wahren Fortschritt der Menschheit. Jesus heißt deshalb der Sohn Gottes, weil dieses Bewußtsein seine wahre Natur geworden: alle Menschen aber sind Gottes Kinder (Söhne) und sollen den göttlichen Geist in sich selbst finden, wenn sie Christus nachfolgen. Er ist also der Heiland, Der durch welchen die Menschheit sich erlöst fühlt vom Druck der Sünde, und versöhnt (wieder vereint) mit dem Ewigen.

II. Das ewige Leben des irdischen Menschen.

Der Weg zur Vereinigung mit Gott ist das Aufgeben des selbstischen Willens und die Bewährung dieser Selbstvernichtung durch thätige aufopfernde Liebe: das ist das ewige Leben.

„Das ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen." (Joh. XVII, 3.)

„Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken: nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht." (Matth. XI, 28—30.)

„Meine Lehre ist nicht mein, sondern Deß, der mich gesandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich aus mir selbst rede." (Joh. VII, 16, 17.)

„Thue das, so wirst du leben." (Luc. X, 28.)

„Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn daß Jemand geboren werde aus Wasser (durch das persönliche Taufgelöbniß) und Geist; so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was aus Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was aus dem Geiste geboren wird, das ist Geist." (Joh. III, 5, 6.)

„Wahrlich, wahrlich ich sage euch, es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringet es viel Frucht." (Joh. XII, 24.)

„Jesus sprach zu dem Weibe: Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden." (Luc. VII, 50.)

„Wehe euch Schriftgelehrte und Pharisäer, Heuchler, die ihr . . . dahinten lasset das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht

(innere Recht, Gewissen), die Barmherzigkeit und den Glauben." (Matth. XXIII, 23.)

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort höret und glaubet Dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben übergegangen." (Joh. V, 24.)

Da die Menschheit, sowol die des Gesetzes als die übrige, der wahren Gottesliebe verlustig geworden und von Gott getrennt ist; so hat Jesus, als der Menschensohn und als der Gottessohn im einzig vollkommenen Sinne, den Willen des ewigen Vaters erfüllt, indem er die Menschen zu einer geistigen Gemeinschaft berief, in welcher jeder Einzelne ein persönliches Verhältniß zu dem Heilande hat oder haben soll. Durch die Annahme dieser Botschaft wird zuerst der auf dem Gemüthe lastende Druck des Gewissens weggenommen, und eben so die Blindheit über das Unselige der Sünde und der dadurch hervorgebrachten Trennung von Gott. Diese Annahme selbst heißt Glaube, die dadurch wieder hergestellte Verbindung mit Gott Rechtfertigung, das daraus fließende Leben Heiligung, welche das fortgehende Werk der Vereinigung mit Gott ist. Wie die Heiligung den rechtfertigenden Glauben voraussetzt: so ist das Ziel des Glaubens die Heiligung, und seine Bewährung wie seine Frucht. Nur auf diese Weise entgehen wir eben sowol der Gefahr eines Bekenntnißglaubens des Verstandes als der Gefahr der Werkheiligkeit. Beide sind Täuschungen oder Selbstsucht in neuen Formen, und zwar die gefährlichsten, und verdunkeln, ja vernichten, die Beziehung des persönlichen Lebens auf Gott, den Ewigen, und auf seine wesenhafte Erscheinung im Heilande. Das ist was alle apostolischen Briefe ausführen.

III. Die wahre Religion.

Das innere Gottesbewußtsein Jesu ist der Inhalt der wahren Religion: die aufopfernde und in Liebe thätige Gesinnung für das Wohl der Brüder und der Gemeinde ist die wahre Gottesverehrung.

„Jesus spricht zur Samariterin: Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten .... Es kommt die Zeit, und ist schon jetzt da, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit, denn der Vater will solche haben, die ihn also anbeten. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." (Joh. IV, 21, 23, 24.)

„Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich, und folge mir. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren: wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es erhalten." (Luc. IX, 23, 24.)

„Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet. Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch unter einander liebet." (Joh. XIII, 34, 35.)

So wir sagen, daß wir Gemeinschaft mit Gott haben, und wandeln in der Finsterniß, so lügen wir und thun nicht die Wahrheit. (1. Joh. I, 6.)

Wiederum ein neu Gebot schreibe ich euch ... Wer da sagt, er sei im Licht und hasset seinen Bruder, der ist noch in der Finsterniß ... und weiß nicht wohin er gehet. (1. Joh. II, 8—11.)

Daran wird offenbar, welches die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels sind. Wer nicht recht thut, der ist nicht von Gott, und wer nicht seinen Bruder lieb hat. (1. Joh. III, 10.)

So wendet allen Fleiß daran, und reichet dar in euerm Glauben die Tugend (sittlichen Ernst), und in der Tugend die Erkenntniß, und in der Erkenntniß die Mäßigung, und in der Mäßigung die Geduld (Ausdauer), und in der Geduld Gottseligkeit (Frömmigkeit, einschließlich der äußerlichen Religion) und in der Gottseligkeit Bruderliebe, und in der Bruderliebe Menschenliebe (allgemeine Liebe).. (2. Petr. I, 5—7.)

Mit dieser Hingabe des selbstischen Willens in den Willen Gottes, als des allein Guten und Wahren, ist also die Erfüllung aller sinnbildlichen Opfer gefunden. Denn das einzige wahre, wirksame Opfer ist ja die Hingebung der dankbaren Seele an Gott, welche sich vom Ewigen geliebt weiß in Christus, der da seinen Willen vollkommen dem Vater hingegeben für die Erlösung der Menschheit von der Sünde und der durch sie bewirkten Unruhe und Unseligkeit. Das Leben für die Brüder ist also das fortgehende Opfer aller Seelen, denen die frohe Botschaft erklungen ist, und kann nicht getrennt werden von dem erfüllten, in seiner Zeit vollzogenen, vollkommenen Opfer Christi selbst. Aller äußere Gottesdienst wird von nun an eine Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit sein müssen, als Belehrung und Erweckung, und als immer erneuertes Gelöbniß der dankbaren Hingabe des gläubigen Herzens. Jeder andere Gottesdienst muß untergehen, der wahre aber, welcher erst durch Christus anfängt, hört nicht auf, sondern ist der fortdauernde Pulsschlag der Menschheit als der immer sich erneuernden in Gott aufgenommenen Ebenbildlichkeit. Sein Ausdruck wird also wechseln, aber nicht das Wesen, welches da ist der Preis des Ewigen und der Erscheinung Gottes in Jesu und des in der gläubigen Menschheit fortschrei-

tend wirksamen Geistes beider. Das untergeordnete Verhältniß der äußerlichen Religion, und also auch der heiligen Gelöbnisse (Sakramente) bei der gottesdienstlichen Anbetung zum Opfer des Lebens, wird also allerdings mehr und mehr anerkannt werden. Aber da die Wirksamkeit der Zeichen von der geistigen Kraft Dessen abhängt, was sie darstellen, so wird auch auf der andern Seite der Gottesdienst eine bisher kaum geahnte Höhe und Würde erlangen, sobald er aus der lebendigen Erkenntniß hervorgeht, daß das ganze Leben ein Gottesdienst und die Anbetung das naturgemäße Zeichen und die entsprechende Darstellung des Lebensopfers sei, als innerer That der Einzelnen und der Gemeinde.

IV. Das Reich Gottes auf der Erde.

Das Gottesbewußtsein Jesu soll die einzelnen Seelen erneuern zu lebendiger Gemeinschaft zu Gott: in dieser Wiedergeburt durch den Geist Jesu liegt die Erlösung der Einzelnen und die Zukunft des Gottesreiches in der Welt: denn dieses schreitet fort durch das Wirken der Wiedergeborenen.

„Mein Gericht ist recht: denn ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat." (Joh. V, 30.)

„So ich richte, so ist mein Gericht recht; denn ich bin nicht allein, sondern ich und der Vater, der mich gesandt hat." (Joh. VIII, 16.)

„Der Vater richtet Niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohne gegeben, auf daß Alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn gesandt hat." (Joh. V, 22—23. Vgl. oben Joh. III, 6.)

„Selig sind die Armen, denn das Reich Gottes ist ihr." (Luc. VI, 20.)

„Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen." (Matth. V, 5.)

Du bist würdig zu nehmen das Buch und aufzuthun seine Siegel, denn du bist geschlachtet und hast uns erkauft mit deinem Blut aus allerlei Geschlecht und Zungen und Volk und Nationen, und hast uns unserm Gott zu Königen und Priestern gemacht, und wir werden herrschen auf Erden. (Das neue Lied der vier symbolischen Thiere der Gottschauung und der vierundzwanzig Aeltesten; Offenb. V, 9, 10.)

Durch diese Herstellung des Göttlichen in dem Leben der Menschheit wird also die gesammte Wirklichkeit geheiligt, wie im einzelnen Menschen, so auch in der Gemein-

schaft, das heißt, in Ehe, Häuslichkeit, Gemeinde, Staat. Die Christusreligion erkennt in allen diesen Verhältnissen keine Form als sittlich an, außer der gesetzlichen Freiheit: denn mit Sklaverei, Zwang, Gewaltherrschaft ist das Reich Gottes auf dieser Erde eben so unvereinbar, wie mit jeder einzelnen Seele. Alle Reiche der Gewalt müssen also untergehen, eben wie alle, wenn auch freie Gemeinschaften der Menschen, welche auf Selbstsucht gebaut sind: mag sich nun diese Selbstsucht als Sinnlichkeit oder Geiz oder Herrschsucht zeigen. Das Volk, welches den Glauben an Christus bekennt und doch dieser Selbstsucht dient, hat sich in demselben Grade selbst gerichtet als es frei ist. Christus, der als vollkommen geheiligter Mensch den Willen Gottes verkündigt, dem Gewissen und der Vernunft überzeugend vernehmbar, wird als Weltrichter eine solche Nation oder ein solches Reich eben sowol vernichten, als den einzelnen Sünder seiner innern Unseligkeit überlassen. Alle werden untergehen durch Christus, wie die beiden damaligen Mächte der Welt untergingen, welche den Geist verfolgten: die jüdische Hierarchie und das römische Weltreich. Aus dem Bewußtsein der Vollendung des Gottesreiches auf der Erde folgt auch, daß das irdische Leben entscheidend sei für den künftigen Zustand der Seele. Denn das Weltgericht wird ins menschliche Gewissen gesetzt, in der reinsten Darstellung des Menschheitlichen: das höchste irdische Recht ist das ewige. Wenn der Sohn Gottes also im Auftrage des Ewigen Recht spricht, wird er verdammen was das Gewissen der Menschheit verdammt, und dieses ist nichts Anderes als was das Gewissen jedem Menschen mit richtender Macht aussagt, wenn ihm das Ewige in der Todesstunde oder einem andern entscheidenden Augenblicke gegenübertritt.

V. Das Böse und das Uebel.

Das Böse ist das einzige Uebel: es ist die Folge des selbstsüchtigen Misbrauchs der freien Selbstbestimmung des Menschen, muß aber, wie seine Quelle, die Selbstsucht, dem Zwecke des Reiches Gottes dienen, da vermöge der sittlichen Weltordnung das Böse sich selbst zerstört.

„Ihr seid von dem Vater dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollet ihr thun. Derselbe ist ein Menschenmörder von Anfang, und ist nicht bestanden in der Wahrheit, denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lüge redet, so redet er von seinem Eigenen, denn er ist ein Lügner und der Lügner Vater." (Joh. VIII, 44.)

„Wehe der Welt, der Aergernisse halben! Es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!" (Matth. XVIII, 7.)

„Ist denn der Satanas auch mit sich selbst uneins, wie will sein Reich bestehen? dieweil ihr saget, ich triebe die Teufel aus durch Beelzebub." (Luc. XI, 18.)

„Die Siebenzig aber kamen wieder mit Freuden und sprachen: Herr, es sind uns auch die Teufel unterthan in deinem Namen. Er sprach zu ihnen: Ich sah wol den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz . . . Doch darüber freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind: freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind." (Luc. X, 18, 20.)

„Und siehe, ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin . . . . Und Jesus sprach: Ihr sind ihre vielen Sünden ver-

geben, denn sie hat viel geliebet: welchem aber wenig vergeben ist, der liebet wenig. Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben.“ (Luc. VII, 37—48.)

Ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird. Darnach wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde: die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret den Tod. (Jac. I, 14, 15.)

Da nun die Kinder Blut und Fleisch mit einander gemein haben, so ist auch Er gleichermaßen desselben theilhaftig geworden, auf daß er durch den Tod vernichtete Den, welcher die Gewalt des Todes hatte, das ist den Teufel, und befreite die so durch Furcht des Todes ihr ganzes Leben mit Knechtschaft behaftet waren. (Hebr. II, 14, 15.)

Ich schreibe euch, weil ihr den Bösewicht überwunden habt. (1. Joh. II, 13, 14.) Vgl. mit I, 8: So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns: und mit V, 3, 4: Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer. Denn Alles was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Das Böse in der Welt ist also die Summe der Sünden, welche die einzelnen Menschen begehen, und seine natürliche (nur durch das Göttliche aufhebbare) Folge ist der geistliche Tod. Die Summe des Bösen bildet eine von dem Einzelnen unabhängige, obwol von ihm mitbetheiligte Macht. Es ist diese aus den Gemüthern stammende, und in der Weltgeschichte sich herrschend zeigende Macht, welche Jesus nach dem üblichen Sprachgebrauche seines Volkes den Satanas oder Teufel (Widersacher, Ankläger) oder den Dämon (bösen Geist) nennt. Die Folgen der Sünden der Einzelnen werden aufgehoben durch die Anerkennung der Sünde, als Desjenigen, was den Menschen von Gott und von der Empfindung seiner ewigen Liebe scheidet: diese Anerkennung, wenn sie nicht

aus Furcht, sondern aus dem Glauben an Gottes Liebe, und an die Kraft des Göttlichen in der Seele stammt, hebt die Folgen im Gemüthe auf, und stellt die Wiedervereinigung mit Gott her. Was vom Einzelnen gilt, muß auch wahr sein für die Gemeinde. Folglich muß es eben so mit der Menschheit sein: jede Verminderung der Sünde vermindert die Macht des Bösen in der Welt, also auch das Uebel. Die bewußte freie Hingabe des Lebens bis in den Tod, bewußt vollzogen um diesen Glauben in den Menschen zu pflanzen und die Macht des Göttlichen zu erwecken in den Geistern, muß also die That der Erlösung sein, und Er, der sie gethan, ist allein der Erlöser der Menschheit. Daraus folgt nun weiter, daß wie der Mensch alles ihm widerfahrende oder in der Welt sich ereignende Böse und alles Leiden nur als Mittel ansehen soll, damit das Gute gefördert werde; so insbesondere das bittere Leiden Jesu angesehen werden muß, einerseits als freie und höchste That des gottergebenen und aufopfernden Sinnes, andererseits als höchster Beweis der ewigen Liebe Gottes. Die Theorie vom Sühnopfer Christi zur Stillung des Zornes Gottes, ist, vom Ewigen verstanden, eine Uebertragung der Molochsanschauung auf den Gott der die Liebe ist, ein Misverständniß Dessen was nur von der Empfindung des Fluches der Sünde im Gemüthe gilt. Der Zorn Gottes, den die Seele und die Menschheit in sich fühlt, wird erst durch den Glauben an die Erlösung vernichtet: und dieses ist der Tod, welchen Jesus vernichtet hat.

VI. Die Einheit des Reiches Gottes auf der Erde.

Die ganze geschichtliche Entwickelung des vorchristlichen Gottesbewußtseins geht nach einem der beiden Zielpunkte, deren Einheit der Schlüssel zum Verständnisse beider ist: Jesu aufopfernde Liebe zur Menschheit, und das von ihm gegründete Gottesreich. Daher zeugt die Schrift von Jesus, und dieses äußere Zeugniß wird durch das innere Zeugniß bestätigt.

„Abraham frohlockte, daß er meinen Tag sehen sollte, und er sah ihn und freute sich." (Joh. VIII, 56.)

„Es muß Alles erfüllt werden, das von mir geschrieben ist im Gesetz Mosis, in den Propheten und in den Psalmen." (Luc. XXIV, 44. Vgl. zu VII.)

„Der Vater der mich gesandt hat, der hat selbst von mir gezeuget. Ihr habt sein Wort nicht in euch wohnend, denn ihr glaubet Dem nicht, den er gesandt hat. Ihr forschet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darin: und sie ist's, die von mir zeuget." (Joh. V, 37—39.)

„Ich bin es, der von mir selber zeuget, und der Vater, der mich gesandt hat, zeuget von mir." (Joh. VIII, 18.)

Ihr habt die Salbung (des Geistes) von Dem der heilig ist, und wisset Alles . . . . Und die Salbung, die ihr empfangen habt, bleibet bei euch, und ihr bedürfet nicht, daß euch Jemand lehre: denn wie euch diese Salbung Alles lehrt, so ist es wahr und keine Lüge. (1. Joh. II, 20, 27.)

Jesus ist's, der da kommt mit Wasser und Blut, nicht mit Wasser allein, sondern mit Wasser und Blut: und der Geist ist,

der da zeuget, denn der Geist ist Wahrheit. Denn drei sind die da zeugen, der Geist und das Wasser und das Blut (Jesu ganzes Leben von der Taufe bis zum Tode) und diese drei gehen auf Eines. So wir der Menschen Zeugniß annehmen, so ist Gottes Zeugniß größer: denn das ist Gottes Zeugniß, daß er gezeuget hat von seinem Sohne. Wer da glaubet an den Sohn Gottes, der hat solches Zeugniß in sich. (1. Joh. V, 6—10.)

Nach dem ewigen Rathschlusse der Liebe ist das Göttliche immer wirksam gewesen in der Menschheit: insbesondere aber in Abraham, dem Freunde Gottes, denn dieser erkannte im Geiste schon die Erscheinung des Menschensohnes, welcher sich zugleich seiner Würde als Gottessohn bewußt und von Liebe zur Menschheit erfüllt war.

Da Jesus das innere Zeugniß sowie die Wahrheit des geschichtlich Bezeugten als etwas Unzweifelhaftes, Gewisses empfand, und die Jünger auf dieses äußere Zeugniß (die Bibel) verweist; so muß das innere Zeugniß auch im Gläubigen stattfinden. Er soll die Schrift zu seiner Erleuchtung und Heiligung lesen und nach seinen Kräften erforschen, als von dem ewigen Rathschlusse der Erlösung und der That des Erlösers zeugend: aber das Ziel alles Bibellesens ist, daß der Gläubige das innere Zeugniß (die Salbung) empfange. Dieses höchste Zeugniß setzt nun wiederum das historische Zeugniß voraus, die Predigt des Wortes von Jesu: sonst wäre die geschichtliche Wirklichkeit keine Wahrheit. Da sie nun Wahrheit ist, so muß bei einer Verdunkelung des geschichtlichen urkundlichen Zeugnisses, also vor allem bei einem Zurücktreten oder Verschwinden der Bibel in der Gemeinde, jener innerliche Glaube ein phantastischer, eingebildeter, unwirklicher werden, sei es individuell, sei es auch kirchlich, also ein dem Unglauben verwandter oder gleicher Aberglaube.

VII. Das Verhältniß zum jüdischen Gottesbewußtsein.

Jesus bricht also die Verbindung mit der den Patriarchen gewordenen Offenbarung, und auch die mit Gesetz und Propheten nicht ab, sondern macht beide erst verständlich.

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch, bis daß Himmel und Erde vergehe, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Strichlein vom Gesetze, bis daß Alles geschehe." (Matth. V, 17, 18.)

„Es wird Alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten auf des Menschen Sohn." (Luc. XVIII, 31.)

„Jesus sprach zu den Jüngern: Es muß Alles erfüllet werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Mosis, in den Propheten und in den Psalmen. Da eröffnete er ihnen den Verstand, daß sie die Schriften verstünden." (Luc. XXIV, 44, 45.)

Der Rathschluß der fortschreitenden Offenbarung des Göttlichen auf der Erde bildet den innern Zusammenhang der Geschichte. Alles was in Gesetz und Propheten angedeutet, geahnt, verkündigt ist, muß folglich, nach dem Vorhergehenden, seine Erfüllung (Vollendung) entweder im Sohne Gottes haben, oder im Reiche des Geistes, welches dieser auf Erden gegründet und mit seinem freiwilligen Hingeben in den Tod besiegelt hat.

Diese Verbindung des innern Lebens des Einzelnen und der Gemeinde der Menschheit soll also nie abgebrochen werden: die Gläubigen sollen sich nicht von der geschichtlichen Offenbarung lossagen, noch ihre Hirten sie davon abhalten. Das Ansehen der alten Schrift, als des geschichtlich Geoffenbarten bis auf Christus, ist bleibend und für alle Zeiten maßgebend in demselben Maße als in dem Ueberlieferten das allgemeine Verhältniß der Menschen zum Ewigen bestimmt worden. Der Ewige ist die Voraussetzung des Christenthums: aber seine Gegenwart wird uns vermittelt durch die vollendete Persönlichkeit. Wo diese Persönlichkeit und das Reich Gottes geahnt oder vorbereitet wird, da ist Weissagung. (Siehe unter VI. Joh. V.) Wie Christus, also das Reich Gottes, das Ziel der Offenbarung des Ewigen im Alten Bunde, so ist die Erscheinung seines wahren Gründers für die Menschheit der Anfangspunkt im Neuen Bunde: Christus bleibt der Angelpunkt, und das Reich Gottes geht durch Christi Geist in der christlichen Gemeinde fort. Nach diesem Verhältnisse zum Ewigen und zu seinem Reiche wird sich also der Grad des bleibend Maßgebenden (Kanonischen, das heißt Richtschnurlichen) der ganzen Schrift bestimmen müssen.

VIII. Die Stellung zum Gottesbewußtsein der Völker.

Das Gottesbewußtsein liegt nach Jesu Aussprüchen auch, obwol schlummernd, in den übrigen Völkern und Religionen: in der Annahme der Heilsbotschaft ist die Vereinigung gegeben.

„Ich bin der gute Hirte ... und ich lasse mein Leben für die Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind: und dieselbigen muß ich herbeiführen, und sie werden auf meine Stimme hören, und es wird werden Eine Heerde, Ein Hirte." (Joh. X, 14, 15, 16.)

„Jerusalem wird von den Völkern zertreten werden, bis die Zeiten der Völker erfüllet sind." (Luc. XXI, 24.) Vgl. oben die Sprüche unter I.

(Siehe die Rede Jesu an die Samaritanerin oben unter III.)

Er selbst ist unser Friede, Er der aus den Beiden (Juden und Heiden) Eines gemacht, und des Zaunes Scheidewand abgebrochen hat, indem er durch sein Fleisch (durch sein Leiden und Sterben) abgethan die Feindschaft (zwischen den Beiden), nämlich das in Geboten und Satzungen gestellte Gesetz, auf daß er die Zweie zu Einem neuen Menschen schaffte in Ihm, Frieden machte, und beide versöhnte in Einem Leibe mit Gott durch das Kreuz ..... So seid ihr (Heidenchristen) nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen, und Hausgenossen Gottes. Ihr seid erbauet auf dem Grunde der Apostel und Propheten, dessen Eckstein Jesus Christus selber ist, in welchem zusammengefüget der ganze Bau wächset zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. In ihm werdet auch ihr miterbauet zu einer Behausung Gottes im Geiste. (Eph. II, 14—16, 19—22.)

Die Entwickelung des Menschengeschlechtes soll und wird fortgehen auf der in Jesu zuerst zu vollem Bewußtsein gelangten und durch Heiligkeit vollendeten Vereinigung mit Gott: die Scheidewand zwischen Juden und Hellenen, wie die zwischen Hellenen und Barbaren muß wegfallen. Daraus folgt aber auch weiter nothwendig, daß das Aeußerliche dem Innerlichen weichen muß und alle Menschen sich als Brüder, weil Gottes Kinder, erkennen sollen. Es soll im Evangelium nicht ein neues Gesetz aufgerichtet werden. Das hieße Christus von neuem kreuzigen. Umgekehrt, damit das Christenthum seinen hohen Beruf, die Weltreligion zu werden erfüllen könne, muß der Glaube an Gottes Gegenwart im Menschen und in der Menschheit immer stärker, wirksamer, allgemeiner werden: also immer inniger und innerlicher, insofern das Geistige das allein Wesenhafte ist. Daraus denn wird endlich folgen, daß der Fortschritt nach dem Maßstabe des Festhaltens an dem geistigen Standpunkte der Schrift gemessen werden muß, folglich nach der reinen Bewahrung des Glaubens an den Ewigen, als den alleinigen Urheber alles Seins, an Christus, als den alleinigen Erlöser, an den Geist, als die ausschließliche Quelle der Erleuchtung und Heiligung.

IX. Die Gemeinde als Trägerin Gottes in der Menschheit.

Es wird kein neuer Sohn Gottes im höchsten Sinne wieder erscheinen: aber unmittelbar nach Jesu Heimgange wird sein Geist, welcher da ist der Geist des Vaters und des Sohnes, sich auf die Gemeinde ergießen, welche von nun an Gottes Geist in sich trägt und fortleitet. Diese Ergießung des Geistes in der Menschheit setzt die Verherrlichung Gottes in Jesu voraus. Nichts ist im Geiste, was nicht im Sohne vollendet war, und nichts in der Menschheit, was nicht war im Menschensohne, in der vollendeten Persönlichkeit.

„Wenn ich heimgegangen bin, will ich den Fürsprecher zu euch senden, und wenn derselbige kommt, der wird die Welt überführen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und von dem Gericht .... Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ihm selbst reden; sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkünden. Derselbige wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er es nehmen, und euch verkündigen. Alles was der Vater hat ist mein; darum habe ich gesagt: Er wird es von dem Meinen nehmen und euch verkündigen." (Joh. XVI, 7, 8, 13, 14.)

„Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich in mitten unter euch." (Matth. XVIII, 20.) Vgl. den Schluß des Evangeliums:

„Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“

Der weltschöpferische, in die gläubige Menschheit eingesenkte Gottesgeist wird in und bei der Gemeinde der Christgläubigen bleiben. Die Gemeinde steht also, nach göttlichem Rechte, bis ans Ende der Welt als Gottesträgerin da. Wie lang auch diese Entwickelungsreihe sein mag, das Fortschreiten des Gottesreichs, das ununterbrochen durch die volklichen Geschichten hindurchgehende Göttliche bildet von Christus an die großen geschichtlichen Epochen. Die Zeitrechnung nach Jahren vor und nach Christi Geburt ist das Symbol dieser weltgeschichtlichen Bedeutung des Gottesreiches, welches mit Christus beginnt. Die Epochen der Weltgeschichte fallen also, vom höchsten Standpunkt betrachtet, mit denen der Gemeinde zusammen. Alles Uebrige sind nur Episoden, Uebergänge, Mittel. Die Verheißung der nie endenden Gegenwart des Geistes Christi bei seiner Gemeinde wird also — das scheint ferner zu folgen — derjenigen Gemeinschaft zufallen, welche diese Stellung des Vaters zum Sohne und des Geistes zur Gemeinde, sowie zur Schrift als dem geschichtlichen Zeugnisse, am reinsten festhält. Nur sie wird dem innern freien Zeugnisse des Geistes in der Wissenschaft freien Raum lassen, und den Glauben in dem fortschreitenden Wohle und der Sittlichkeit der Familien und Völker durch stetigen Fortschritt bewahren können.

X. Freiheit und Richteramt der Gemeinde.

Die Gemeinde als Trägerin des Geistes Gottes im höchsten Sinne ist frei, und ist höchste Richterin in geistlichen Dingen.

„Jesus sprach zu den Jüngern: Sündiget dein Bruder an dir, so gehe hin und überführe ihn, zwischen dir und ihm allein. Höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen: höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zwei zu dir, auf daß der ganze Rechtshandel bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Munde. Höret er die nicht, so sage es der Gemeinde: höret er auch nicht auf die Gemeinde, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner. Wahrlich, ich sage euch: was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein; und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel gelöset sein." (Matth. XVIII, 15—18.)

„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." (Matth. XVIII, 20.)

„Dein Reich komme." (Vater unser.)

„Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir (Vater und Sohn) werden zu ihm (dem Gläubigen) kommen und Wohnung bei ihm machen." (Joh. XIV, 23.)

„Ich bitte nicht für sie allein, sondern auch für Die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien: gleich wie du, Vater, in mir, und ich in dir, daß auch sie eins seien in uns, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt." (Joh. XVIII, 20, 21.)

„Jesus sagte zu den Jüngern: Wer saget denn ihr, daß ich sei? Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus (der Messias, Gesalbte), des lebendigen Gottes Sohn. Und Jesus ant-

wortete und sprach zu ihm: Selig bist du, Simon Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbaret, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir auch, du bist Petrus (der Felsenmann) und auf diesen Felsen (Petra) will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen."

„Ihr sollt euch nicht Rabbi (Meister) nennen lassen, denn Einer ist euer Meister, Christus: ihr aber seid alle Brüder." (Matth. XXIII, 8.)

„So ich die Teufel durch Beelzebub austreibe, durch wen treiben sie eure Kinder aus? Darum werden sie eure Richter sein... Darum sage ich euch, alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben, aber die Lästerung des Geistes wird den Menschen nicht vergeben. Und wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben: aber wer etwas redet wider den heiligen Geist, dem wird nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt." (Matth. XII, 27—32.)

Die Gemeinde, welche nach Recht richtet, steht über jedem Einzelnen: sie selbst aber ruht auf dem persönlichen Glauben, welcher den ewigen Vater erkennt im Sohne, und nach der Vereinigung mit beiden strebt durch den Geist. Daraus folgt, daß die Freiheit der Gemeinde im Geistlichen bedingt ist durch die Freiheit des Gewissens der Einzelnen, und daß beide nicht unterdrückt werden können, ohne daß die Einheit von Vater, Sohn und Geist und die daraus begründete Einheit der Faktoren des menschlichen Gottesbewußtseins gestört werde. Zu der Freiheit der Gemeinde gehört nothwendig die freie Ausübung ihres geistlichen Richteramts, im Namen Christi, als ihres Königs und alleinigen Herrn und Meisters. Das ist ein Schritt zu jener entsetzlichen Sünde, die nicht verziehen werden soll, nämlich zu der Lästerung, als sei das in der Gemeinde Wirkende der Geist des Bösen, und nicht vielmehr der Geist Gottes, welcher dem Bösen wehrt.

XI. Die persönliche Natur alles wahren Glaubens.

Die Gemeinde steht auf dem persönlichen Glauben, und hat also ihr göttliches Bestehen nur in dem sittlichen Gottbewußtsein der einzelnen Gläubigen, das heißt Frommen, Christi Nachfolger.

„Wer mich liebet, der wird von meinem Vater geliebet werden, und ich werde ihn lieben, und mich ihm offenbaren ...." (Joh. XIV, 21.)

„Ihr sollt Niemand euren Vater heißen auf Erden; denn Einer ist euer Vater, der im Himmel." (Matth. XXIII, 9.)

„Alles was mir der Vater gibt, kommt zu mir, und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen .... Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Es steht geschrieben in den Propheten, sie werden Alle von Gott gelehret sein. Wer es nun höret vom Vater und lernet's, der kommt zu mir." (Joh. VI, 37, 44, 45.)

„Das ist das ewige Leben, daß sie dich, den einzigen wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen." (Joh. XVII, 3.)

„Wer an mich glaubet, der hat das ewige Leben." (Joh. VI, 47.)

Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für Alle zum Lösegeld. (1. Tim. II, 5, 6.)

Der Gläubige soll also in ein persönliches Verhältniß treten zu Gott, in dem Sohne, seinem Herrn und Meister:

ohne alle Vermittelung. Niemand ist „Vater" und „Herr" des Glaubens außer Gott und Christus. Folglich ist alle wahre Religion eine persönliche, und nur diejenige Gemeinde die wahre, welche einerseits den Glauben an den Erlöser, als Grund der Heiligung über alles Andere stellt und mit dem Glauben an den Ewigen in eine unzertrennliche Verbindung setzt, andererseits aber diesen Glauben als etwas Persönliches faßt, und als ein nur durch die bewußte Aufnahme der persönlichen sittlichen Verantwortlichkeit zu Bewährendes betrachtet. Das Gegentheil ist widerchristlich: es muß untergehen, und es wird untergehen.

XII. Die Vollendung des Reiches Gottes.

Das ewige Leben der einzelnen Glieder des Reiches Gottes wird vollendet durch den leiblichen Tod, als den Eingang zur vollen Vereinigung mit Gott: die Vollendung des Reiches selbst also kann nur die Verklärung alles Irdischen zum Göttlichen sein.

„Jesus sprach zu ihm (dem Schächer rechts): Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein." (Luc. XXIII, 43.)

„Ihr habt gehöret, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe, denn der Vater ist größer als ich." (Joh. XIV, 28.)

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort höret und glaubet Dem der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die sie hören, die werden leben. Denn wie der Vater das Leben hat in sich selber, also hat er auch dem Sohn gegeben das Leben zu haben in sich selbst, und hat ihm Macht gegeben, auch das Gericht zu halten, darum daß er des Menschen Sohn ist. Verwundert euch deß nicht, denn es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebles

gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts. Ich kann nichts von mir selber thun. Wie ich höre, so richte ich, und mein Gericht ist recht, denn ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat." (Joh. V, 24—30.)

„Es ist euch gut, daß ich hingehe. Denn so ich nicht hingehe, so kommt der Fürsprecher nicht zu euch: so ich aber hingehe, will ich ihn zu euch senden. Und wenn derselbige kommt, der wird die Welt überführen, von der Sünde, von der Gerechtigkeit und von dem Gericht: von der Sünde, weil sie nicht glauben an mich: von der Gerechtigkeit, weil ich zum Vater gehe und ihr mich hinfort nicht sehet: von dem Gericht, weil der Fürst dieser Welt gerichtet ist" (Joh. XVI, 7—11); vgl. mit XII, 30: „Jetzt gehet das Gericht über diese Welt: nun wird der Fürst dieser Welt ausgestoßen werden." (Worte, gesprochen beim Einzuge in Jerusalem, als Jesus seinen Entschluß zu sterben ausgesprochen.)

„Welche würdig geworden sind, jene Welt zu erlangen, und die Auferstehung von den Todten, die freien weder, noch lassen sie sich freien: denn sie können hinfort nicht sterben, denn sie sind den Engeln gleich, und sie sind Gottes Kinder, weil sie Kinder sind der Auferstehung." (Luc. XX, 35, 36.)

Christus muß herrschen bis daß er alle seine Feinde unter seine Füße lege. Der letzte Feind der aufgehoben wird, ist der Tod. Denn Gott hat ihm Alles unter seine Füße gethan (Ps. VIII, 7). Wenn aber Alles ihm unterthan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst unterthan werden Dem der ihm Alles unterthan gemacht hat, auf daß Gott sei Alles in Allem. (1. Kor. XV, 25—28.)

Gleich wie den Menschen ist gesetzet Einmal zu sterben, darnach aber das Gericht, also ist Christus Einmal geopfert, hinzunehmen Vieler Sünden. (Hebr. IX, 27, 28.)

Daraus folgt, daß alle bildlichen Ausdrücke Jesu über die letzten Dinge verstanden werden wollen nach dem unmisverständlich geistlichen Sinne jener Aussprüche Jesu, und daß insbesondere diejenigen Ausdrücke, welche dem damaligen, nicht dem biblischen, Sprachgebrauche entnommen sind, nur als annähernde Bezeichnung des Gedankens für die Juden ge-

meint sein konnten. So z. B. Luc. XIV, 14, wo die Auferstehung der Gerechten erwähnt wird, welche, nach damaliger jüdischer Annahme, der allgemeinen Auferstehung zum Gerichte vorherging und deshalb die erste hieß. Eben so die Worte Jesu zum Schächer, welche an die Spitze unserer Sprüche gestellt sind. Das Paradies hieß damals bei den Juden, in Beziehung auf die Verstorbenen, der unterirdische Aufenthaltsort der Gerechten: da waren Abraham, Isaak und Jakob. So im Gleichnisse des armen Lazarus. Den Gegensatz bildete die Gehenna, die Unterwelt der Bösen. Wollten wir dergleichen Ausdrücke als göttliche Offenbarung fassen, so würden wir eine Offenbarung des Ewigen in etwas suchen, was weder mit Jesu Selbstbewußtsein zusammenfällt, noch in den biblischen Büchern der jüdischen Offenbarung irgend einen Halt hat. Wir würden damit umgekehrt die nachbiblische Theologie der Pharisäer und die Volksdichtung über Jesus und die Bibel setzen. Es ist also im Evangelium und in den übrigen christlichen Urkunden, in Ausdrücken wie Auferstehung des Fleisches, erste und zweite Auferstehung und dergleichen, nicht das innere Gottesbewußtsein Jesu so enthalten, daß es über jene eigensten und klarsten Aussprüche hinausginge, oder auch nur ihnen gleich gesetzt werden wollte. Auf der andern Seite müssen solche Ausdrücke mit jenem Gottesbewußtsein nicht in Widerspruch stehen, denn sonst könnte Jesus sie nicht als volksmäßige Bilder seines Bewußtseins gebraucht haben. Der Grundgedanke aber, und also der Schlüssel zum Verständnisse, ist unmisverständlich in dem fünften und achten Kapitel des Johannes-Evangeliums ausgesprochen: der Gerechtfertigte allein, der innerlich Gläubige, hat hier den Frieden der Seele, den Alle suchen, und nach dem Tode ein göttliches Leben, welches nicht mehr durch den Tod unterbrochen wird. Denn der

Ausdruck: „Er kommt nicht ins Gericht" (Joh. V, 24) ist gleichbedeutend mit dem andern: „Er wird den Tod nimmer schauen" (VIII, 51). Der nicht Gerechtfertigte muß durch Gericht und Tod gehen, wird nicht Gott schauen. Jene sind nicht mehr dem Leibe der Sterblichkeit unterworfen. Die ewige Seligkeit ist also die Lehre Jesu, nicht die ewige (also zeitlose) Verdammniß.

Es folgt endlich aus dieser Weltanschauung Jesu, daß der wahre Fortschritt der Geschichte die fortgehende Vergöttlichung alles Natürlichen, und die Trennung des sogenannten Geistlichen und Weltlichen eine fließende sei. Denn das wahre Christenthum soll in immer größern Kreisen das Natürliche in sich aufnehmen, und schöpferisch nachbildend das Ebenbildliche gerade so in sich verklären, wie in der Schöpfung alles Natürliche des sichtbaren Kosmos verklärt im Menschen dasteht. Der ewige Gedanke wird Leiblichkeit, damit der persönliche Geist aus dieser Leiblichkeit hervorgehe und den Ewigen verkläre.

Zusammenfassende Folgerung.

Aus diesen zwölf Sätzen zusammen folgt nun von selbst, es sei nicht zufällig geschehen, daß Christus den Jüngern keinerlei Gebote gegeben über Verfassungsform der Gemeinde und über Gottesdienstordnung, das heißt über diejenigen Punkte, welche allen bisherigen Religionen wesentlich gewesen waren. Die Auslassung war absichtlich, und ist aus der ungetrübten Reinheit des Gottesbewußtseins Jesu zu erklären. Nach diesem Bewußtsein hat das Aeußerliche nur einen Werth und eine Stelle in der wahren Religion, insofern es eine Frucht des Geistes der Gemeinde war. Eine Vorschrift darüber würde die Wirkung des Geistes vernichtet haben. Jesus durfte aber den Jüngern auch nicht weniger sagen, als er sagte: er durfte das Geheimniß des innern Einheitsbundes von Gott und dem menschlichen Gottessohn nicht verbergen, weil darin allein die durch ihn geoffenbarte Wahrheit ist, und wie die tiefste Erniedrigung des Göttlichen, so die höchste Erhebung der Menschheit. Er wußte wohl, daß diese Enthüllung, wenn auch nur eine andeutende, ihm den fanatischen Haß der Priesterschaft und des ihr ergebenen Volkes zuziehen würde, denn ein solcher Ausspruch mußte ihr und dem ihr anhänglichen „auf gesetzlichem Boden stehenden" Volk als Gotteslästerung erscheinen, in noch viel höherm Grade als den Zeitgenossen Abrahams wahrscheinlich seine Weigerung erschien, den einzigen Sohn dem Moloch zu opfern. Endlich mußte er, als das Kommende im Reiche Gottes, den Jüngern die fortschreitende Menschwerdung Gottes in der Gemeinde, also der

erlösten Menschheit, offenbaren. Zur Offenbarung der Einheit des Vaters, des Ewigen des Alten Bundes, und des Sohnes (als des menschgewordenen ewigen Wortes) tritt nun das Offenbarwerden des Geistes hinzu. Der durch Christi Geist in die Gemeinschaft der Menschen einziehende Geist Gottes wird ihnen als Geist des Vaters und des Sohnes angekündigt. Sie sollen diesen Geist in sich selbst erkennen, nämlich in der Gemeinde der Gläubigen, der Richterin der Welt bis zum Ende der Dinge.

Die ganze Erscheinung und Predigt Jesu hat ohne diesen Gedanken keinen Sinn. Es wird sich auch zeigen, daß dieser Gedanke immer das Lebenwirkende und Lebendige gewesen ist in der Entwickelung des Christenthums: und so muß es allerdings sein, wenn das Christenthum eine geschichtliche und eine ewige Wahrheit ist: denn die Drei, der Ewige, der Sohn und der Geist, sind das einzige Positive: alles Andere ist übereinkömmlich, abgeleitet, nur für besondere Zeiten und Zustände bestimmt, und also nur bedingt der Wahrheit theilhaftig.

Blicken wir also auf die in diesem Gottesbewußtsein sich abspiegelnde Persönlichkeit Jesu zurück, so ist die gänzliche Verschiedenheit Jesu von allen Religionsstiftern, welche ihm vorhergingen, gerade von dem Standpunkte unserer Betrachtung am augenfälligsten. Es ist einzig und rein göttlich dadurch, daß es nur reines Selbstbewußtsein sein will, ohne Beimischung. Es ist nichts in jenen Aussprüchen, was äußerlich oder von außen hergenommen und zur Ausfüllung des innerlich Erkannten zur Begründung der neuen Religion gebraucht wäre. Der Glaube der Christen hat also zwei Angelpunkte: einen festen, unbedingt maßgebenden Punkt außer sich, das Zeugniß Jesu von seinem eigenen Gottesbewußtsein, und

einen festen Punkt in sich, nämlich die Zustimmung des Gewissens und der Vernunft.

Dieses durch Jesus begründete Gottesbewußtsein hat zweitens nothwendig seine wesenhafte Erscheinung, obwol eben wie die des Sohnes in Knechtgestalt: nämlich im Leben der Gemeinde, gerade wie der Gedanke seinen nothwendigen Ausdruck sucht und findet in der Sprache.

Wer sich mit diesen Grundwahrheiten hinsichtlich des Bewußtseins Jesu von der Gegenwart Gottes in der Welt durchdringt, wird bald gewahr, welche ungeheure Kraft für das Gute, und für das Böse, durch das Christenthum in die Welt trat. Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes im Menschen und in der Gemeinde war eine Gotteskraft: aber welchen Kampf mußte es entzünden, welche bisher unbekannte Gefahren mußte ein Abweichen von dieser Harmonie der drei Faktoren der Geschichte nothwendig mit sich bringen! Das Christenthum kann nur als Religion des sittlichen Geistes aufbauen und erhalten. Ohne das Festhalten sowol der Ewigkeit des Vaters, des unendlichen Faktors, als der Einzigkeit des Sohnes, der vollendeten reinen Persönlichkeit des Erlösers, und der Heiligkeit des Geistes, und der Gemeinde als dessen sichtbaren (und doch unsichtbaren) Organs, kann das Christenthum nur hemmen und zerstören. Es wird durch eine Störung dieser Harmonie entweder ins Judenthum oder ins Heidenthum zurückfallen: aber da es, auf der andern Seite, doch die Bibel, insbesondere das Evangelium anerkennen, und Vater, Sohn und Geist als den offenbar gewordenen Ewigen bekennen muß; so werden weltzerstörende Zuckungen eintreten, und Widersprüche entstehen, die, durch verhängnißvolle Nothwendigkeit auf die äußerste Spitze getrieben, Alles überbieten, was Judenthum oder Heidenthum in ihrem Verfalle gebildet und hervorgerufen.

Erste Abtheilung.

Das Gottesbewußtsein der verfolgten Gemeinde der Arier und ihrer Propheten.

Einleitung.

Die Uebergangszeit. Das Bewußtsein der Apostel Jesu und der ersten semitischen Gemeinden von Gott in der Geschichte.

Das erste christliche Jahrhundert gehört überwiegend, zum Theil ausschließlich, dem Hebraismus an. Die Apostel und ihre Glaubensboten waren Juden, und da Jacobus, Petrus, Paulus und Johannes das ganze Jahrhundert beherrschten, so waren auch die Judenchristen großentheils der Grundstamm der Gemeinden, in Antiochien wie in Jerusalem. Die griechischen und römischen Arier waren ebenbürtige Genossen, aber sie lehnten sich allenthalben mehr oder weniger an das Judenthum an. Der Sabbath wurde neben dem Sonntag („dem ersten Wochentage") gefeiert: bis zur Zerstörung Jerusalems besuchten die Judenchristen den Tempel, und nahmen Theil

am Tempeldienst. In Jerusalem und in Judäa überhaupt stand Jacobus, der Bruder des Herrn, fast über den Aposteln.

Was nun die Apostel im Allgemeinen betrifft, so wurzelt ihr Gottesbewußtsein in der Gründung der Gemeinden. Sie bewiesen die Einheit des Geistes mit ihrem göttlichen Meister zuvörderst dadurch, daß sie die ihnen anvertrauten Worte verkündigten und den evangelischen Sendboten tief ins Gedächtniß einprägten, und daß sie den Glauben an das Evangelium durch ihr Leben bestätigten und bewahrten. Aber sie gründeten selbst außerdem die Gemeinden, in der Kraft des über sie gekommenen Geistes.

Von den zwölf Aposteln haben nur zwei einen geschichtlichen Charakter, und dadurch eine persönliche, weltgeschichtliche, also typische oder vorbildliche Bedeutung, Petrus und Johannes: zwischen beiden steht der große Nachberufene, Paulus, in der Mitte. Petrus ist die Verkörperung der ersten jener drei großen Entwickelungen, die in Jesu allein ihre vollkommene Vereinigung finden: Gemeinde, Glaube, Liebe. Die Bildung menschlicher (nicht jüdischer oder hellenisch-römischer) Gemeinden ging hervor aus freier Vereinigung und Brüderlichkeit der Gläubigen, welche, auf den Grund des Glaubens an den Sohn Gottes, sich als göttliche Gemeinschaft erkannten: eine vom Geiste regierte Gemeinde, in diesem Geiste und in jener Liebe sich selbst regierend, örtlich und volklich getrennt, aber eins im Glauben über die ganze Erde. Die Gemeinde gehorcht frei, weil um Gottes willen, ihren Aeltesten und Aufsehern: sie richtet selbst, des höchsten Richters und seiner Ankunft gewärtig. Dieses ist die apostolische Idee der Gemeinde, der Scharung der Gläubigen zu einem auserlesenen Häuflein, bestimmt den als Weltrichter nahenden Erlöser zu empfangen. In dieser Gemeinde die mit neuem

Geiste zu durchdringenden Grundverhältnisse des Lebens, der Gatten, der Aeltern und Kinder, der Herren und Sklaven, der Gläubigen und der Obrigkeit, zu ordnen, nach jüdischer Sitte wo es anging, aber in Christi Geist, das war des Petrus Werk: davon zeugt namentlich das längere Rundschreiben des Apostels. Petrus starb den Tod des Bekenners in der Weltstadt, noch ehe der Fall Jerusalems und die Zerstörung des Tempels den Christen den Sinn der Worte Jesu über das Ende der Welt klarer gemacht hatte. Aber seine Weltansicht und die vorherrschende Richtung, welche er der Gemeinde als einer regierenden und richtenden Anstalt und Einheit gegeben, war die erste, welche in der irdischen Entwickelung der Christenheit Wurzel schlug.

Der Grundgedanke der zweiten Entwickelungsreihe war, daß das aus den Gemeinden der Christen hervorgehende Leben vor allem Andern auf die Ausbildung der persönlichen innern Gesinnung hingehen müsse, und daß es in dieser Gesinnung stehe, und nicht in irgend welchen äußerlichen Werken als solchen, sei es der Anbetung oder auch der Erweisung der Liebe und Barmherzigkeit. Diesen Beruf nun faßte Paulus vorzugsweise ins Auge. Er entwickelte den Gedanken für die damaligen Verhältnisse und Bedürfnisse der jungen Gemeinden in einem solchen Geiste der Allgemeinheit, daß sich die ewige Idee Christi darin Jedem erkenntlich, und allen Zeiten als Muster abspiegelt. Dem großen Apostel der Heiden war geschriebenes und ungeschriebenes Gesetz nicht allein gleich, gegenüber dem Evangelium, sondern er erkannte auf seinem dornenvollen Pfade immer mehr, daß der wahre Fruchtboden der Botschaft der ewigen Liebe die heidnischen Stämme und Völker seien, nicht das durchs Ritualgesetz gebundene und dadurch von der übrigen Menschheit schroff getrennte und

aller Verreinigung abholde Judenthum. Jene waren durch keine gesetzliche Schranken beengt; ihre sittliche Befreiung war durch keine priesterliche Anmaßung oder Herrschaft über den Geist gehemmt, durch keine als Gesetz des Ewigen geltende Einrichtungen erschwert; ihr Gottesbewußtsein war durch keinen Volkgottesstolz verstockt, sondern ein nur verweltlichtes Menschheitthum. Sie hatten Sehnsucht nach Erlösung des Geistes, und Glauben an die Menschheit. Voran standen die Kinder des Geistes, die Hellenen, dann kamen die ernsten, der Wirklichkeit zugewandten Römer: aber auch die Barbaren waren nicht ausgeschlossen. Um so rührender ist des Paulus treue Liebe zu den Juden, denen er, obwol nicht Palästiner, sondern Cilicier, angehörte und mit Liebe anhing. Seine Liebe schaute die einstige Bekehrung der Juden und die volle Vereinigung der beiden getrennten Familien des Einen Hauses im Geiste: nach langen Kämpfen, die er im ahnenden Geiste kommen sah. Die ihm vorliegende Gegenwart behandelte er nach seinem obersten Grundsatze — dem Glauben — d. h. der freien, innern Zuwendung des Gemüthes zur Lehre und zum Leben des Evangeliums. Von innen heraus allein mußte das Christenthum seinen Weg durch die Welt machen: so sollte es auch die Abschaffung der Sklaverei und die Einheit der Ehe herbeiführen. Er sah voraus, daß die Monogamie, und die strenge, nur durch den Tod (leiblichen oder geistigen) auflösbare Ehe, mit Nothwendigkeit und von selbst sich aus der christlichen Würde der Frau entwickeln mußten: erst dann konnte die Lehre Christi von der Gleichheit von Mann und Frau vor Gott, und von der heiligen Einheit der Ehegatten innerlich verstanden werden. Nun hatte sich aber die heidnische und auch die jüdische Frau noch nicht als gleichberechtigte sittliche Persönlichkeit geltend gemacht. Wer jedoch ein Ge-

meindeältester sein wollte, mußte dem Geiste der Lehre Christi gemäß leben. Eben so sah Paulus das Aufhören der Sklaverei an als eine nothwendige Folge des Erlösungstodes Christi. Jesus hatte alle seine Brüder zur Freiheit geweiht und berufen: allein erst mußten die Sklaven innerlich frei werden von der Sünde, und ein höheres Ziel sich vorsetzen als die äußerliche Freiheit. Das Großartigste dabei ist, daß ihm, eben wie dem Petrus, dieses fortgehende Werk der Heiligung des Menschengeschlechts, ganz unabhängig war von der Ansicht über die Nähe oder Ferne des Weltendes. Christus kommt, und kommt als Weltrichter, das genügt: also heiligt euch (so lautet des Paulus Ruf) und umgestaltet Alles was in eurer Macht steht zu ändern, nach dem Vorbilde der Menschwerdung Gottes in Jesu. Ueber die erwähnte Nähe des Endes der Welt sprach er nur persönliche Ahnungen aus: dieser Punkt lag seinem Geiste wie seinem Berufe ferner.

In diesen Gedanken der Zukunft nun vertiefte sich bald nach Petrus und Paulus Tode der Jünger der Liebe. Der Seher der Apokalypse schaute mitten unter Verfolgung und am Vorabende des Falles Jerusalems, wie die Staaten, insbesondere das römische Weltreich, von einem Reiche der Gewaltthätigkeit und Tyrannei, des Eigennutzes und der Ungerechtigkeit, des Hasses und Neides, sich umgestalten sollten und würden zu einem Gottesreiche auf Erden, dessen Grundsatz Liebe, und in der Liebe Freiheit wäre.

Als vor drei Jahrhunderten die edelsten Geister und Völker das Verlangen nach einem geistigern, innerlichen Christenthume und Befreiung von Priesterherrschaft empfanden und sich zum freien Evangelium und zu dem Heilande persönlich hinwandten, da ward Paulus ihnen der Apostel des Glaubens in der gemeindlichen Ordnung, und trat als erster

Ausleger des Evangeliums und als Führer der Gemeinde wieder vor die Menschheit. Als Apostel unserer Zeit kündigt sich jetzt allen Herzen Johannes an, der Apostel der Liebe für die im Glauben an ihren Heiland stehende Gemeinde. Wie die Reformation nur die Befreiung des Geistes von Priesterherrschaft durch den Glauben sich vorsetzte, so tritt nun jene Idee des tausendjährigen Reiches an die Menschheit heran, als des Reiches, in welchem Christus auch das Staatliche und Volkliche regiert. Eine besonnene Auslegung der Apokalypse in Verbindung mit dem johanneischen Evangelium und dem ersten Sendschreiben, zeigt, daß die weitverbreitete Ahnung, wie dieses Reich uns und unsere Kinder unmittelbar angehe, im Wesen nicht auf Täuschung beruht. Denn was ist das Wesentliche darin? Die Apokalypse stellt in weltgeschichtlicher Sprache die Forderung auf, und zwar als unwiderrufliches Gebot der Weltordnung, daß das ganze volkliche und staatliche Leben der christlichen Gesellschaft sich umgestalte zur Freiheit auf dem Grunde frei dienender Bruderliebe. Das ist geschehen, das heißt, dazu ist seit drei Jahrhunderten wieder ein mächtig fortschreitender Anfang gemacht. Aber ist die Erfüllung wahr im Vergangenen, so ist in jenem Gesichte auch noch eine große weltgeschichtliche Zukunft verborgen: eine göttliche Warnung für die Einen, ein himmlischer Trost für die Andern. Diejenigen Nationen und Staaten, welche das Evangelium mit dem Munde bekennen, in ihrem Thun aber mit Füßen treten, werden untergehen in einer heranziehenden großen Weltumwälzung, welche die des römischen Reiches an Furchtbarkeit wie an bewußter Schuld weit übertreffen muß.

Das war der Erstling von des Apostels Glauben an die Gegenwart Gottes in der Geschichte. Aber Johannes über-

lebte die Zerstörung Jerusalems, welche, nach der vorherrschenden Ansicht der apostolischen Gemeinden, das erste Gericht Christi und das Zeichen seiner Rückkehr sein sollte. Die fast ausschließlich judenchristliche Muttergemeinde in Jerusalem verlor ihren Einfluß durch die Eroberung der Stadt: unter Hadrian hörte sie ganz auf. Antiochien mit seiner von Anfang an arisch gemischten Gemeinde trat an die Spitze des christlichen Bewußtseins. Indem so der arische Geist in Kleinasien, in Griechenland und in Rom die Oberhand gewann, entzündete sich aus der Zerstörung Jerusalems das Bewußtsein jener Fortdauer der göttlichen Weltordnung auf dieser Erde, welche der Seher der Apokalypse im dunkeln Gesichte geschaut. Damit war der Beruf gegeben, die Neue Welt auf unserer Erde zu gestalten nach dem Bilde und im Geiste des Erlösers. Für diesen Zweck ergänzte und berichtigte Johannes noch kurz vor seinem Tode die unterdessen Eigenthum der Gemeinden gewordenen Evangelien der Glaubensboten oder ersten apostolischen Missionare. Indem er den historischen Rahmen des Lebens Jesu im Lehramte gab und den Aeltesten der kleinasiatischen Gemeinden überlieferte, hinterließ er zugleich ihnen und allen Gemeinden und Zeiten die tiefern Reden des göttlichen Lehrers, welche in jenen katechetischen Ueberlieferungen nicht enthalten waren.

Als Johannes bald darauf, gegen Ende des Jahrhunderts, in Ephesus starb, waren die Gemeinden, insbesondere das in ihnen bereits vorherrschende arische Element derselben, ganz und gar auf die Leitung des Geistes Derjenigen angewiesen, welche Jesus weder gesehen noch gehört hatten. Ihr selbständiges Leben hebt also mit dem Anfange des zweiten christlichen Jahrhunderts an, wie das selbständige Leben der

Apostel mit dem Heimgange des Meisters zu seinem himmlischen Vater beginnt.

Die ausschließlich judenchristlichen Gemeinden der Christen in Palästina starben aus, indem sie sich als Nazarener von dem großen Strome des weltgeschichtlichen Christenthums abtrennten. An die Stelle der jüdisch-christlichen Gemeinde Jerusalems trat in der neuen Stadt, Aelia Capitolina, eine heidnisch-christliche, und ein Heidenchrist, Marcus, ward ihr erster Bischof. Der bereits oben erwähnte Sulpicius Severus sagt bei Erwähnung des auf jene Jacobusgemeinde ausgedehnten Verbotes, durch welches Hadrian nach dem Aufstande des Barkochba allen Juden den Aufenthalt in Jerusalem untersagte, die merkwürdigen Worte, welche von weltgeschichtlicher Wahrheit sind (Hist. Sacr. II, 31):

> „Dieses kam der christlichen Religion zu statten, weil damals fast alle (Christen Judäas) an Christus als an Gott glaubten unter Beobachtung des Gesetzes. Es war nämlich unter göttlicher Fügung so geordnet, damit die Dienstbarkeit unter dem Gesetze von der Freiheit des Glaubens und der Gemeinde hinweggenommen würde.“

Dieses tiefe Wort gilt von allen judenchristlichen Gemeinden. Außer den neutestamentlichen Pflanzern und Pflegern des christlichen Gottesbewußtseins hören wir durchaus von keiner bedeutenden judenchristlichen Persönlichkeit weder im ersten, noch im zweiten und dritten Jahrhunderte. Der arische Geist, befruchtet durch die semitische Erkenntniß Gottes als des Ewigen, und durch den Glauben an seine erlösende Erscheinung im Menschen, trat mit dem vollen Bewußtsein der heiligenden Gegenwart Gottes in der Gemeinde mit nie geahnter Kraft unter blutigen Kämpfen in die Weltgeschichte ein.

Erster Abschnitt.

Das biblisch-apostolische Gottesbewußtsein der verfolgten Gemeinde.

Mehr als volle zwei Jahrhunderte war die Christengemeinde im römischen Weltreiche eine verfolgte, und als solche die heilige Opfergemeinde Gottes. Denn sie vertrat die frevelhaft verhöhnten unveräußerlichen Rechte der Menschheit, die Freiheit des Gewissens und seines Bekenntnisses, gegenüber ihrem allmächtigen Feind, dem Cäsarismus. Nach dem Untergange der jüdischen Hierarchie hatte sich das römische Kaiserthum, der Universalerbe aller andern Gewalten und aller Volksrechte, als Gott auf der Erde aufgerichtet, und den ersten großen europäischen Militär- und Polizeistaat gegründet, mit der Lüge der Gesetzlichkeit freier Regierungsformen an der Stirn und dem geschwungenen Schwerte in der Hand. Warum wollten die Christen ihre Knie nicht beugen vor den Göttern des Erdkreises? warum nicht einige Körner Weihrauch anzünden vor des Kaisers Bildniß? Das Blut der Bekenner, der standhafte ja freudige Tod von Zeugen des Geistes wie Ignatius von Antiochien und Polykarp von Smyrna, zeigte den Gemeinden

und der Welt den Sieg „des Glaubens, welcher die Welt überwindet". Die Menschheit begann sich wieder zu achten: Weiber und Sklaven beschämten Senatoren und Richter.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Bewußtseins von Gott in der Welt, welches sich in diesen Kämpfen und in der innern Gestaltung des Gemeindelebens entwickelte, werden wir in folgender Ordnung zur Anschauung zu bringen suchen. Wir werden zuerst die daraus hervorgehenden Keime der Herstellung einer sittlich freien staatlichen Gemeinde in der sich selbst gesetzlich regierenden Christenheit betrachten: dann die Umgestaltung des Anbetungsbegriffes und die daraus hervorgehende wahre Natur der Gottesverehrung, endlich die Anfänge der Offenbarung des Geistes im geschriebenen Worte, oder das christliche Prophetenthum des zweiten und dritten Jahrhunderts. Wie die beiden ersten Entwickelungsreihen überwiegend arisch sind, so ist es diese letzte ausschließlich.

Das Gottesbewußtsein in der Verfassung zeigte sich gleich anfangs in der Beseitigung der Idee eines Khalifats, eines in der Familie von Jesu fortgehenden erblichen Nachfolgerthumes, mit Jerusalem als der heiligen Stadt. Zwei der Brüder Jesu waren einander bei der Gemeinde in Jerusalem gefolgt, Jacobus und Judas: der Nachfolger des letztern scheint ebenfalls einer der Brüder gewesen zu sein. Die gründliche Zerstörung Jerusalems durch Hadrian machte dieser jüdischen Richtung ein Ende, wie überhaupt jener beschränkten Ansicht der Christenreligion als eines reformirten Judenthums mit fortbestehendem gesetzlichen Zwange und allem Drucke des Ritualwesens. Hätte diese Ansicht obgesiegt, so würde das Christenthum mit Jerusalem untergegangen sein, oder als jüdische Sekte mit Zulassung der übrigen Menschheit zu „Proselyten der Gerechtigkeit" ein kümmerliches Dasein gefristet haben. Daß diese

Beseitigung aller ungeistigen semitischen Formen nicht zufällig war, sondern aus dem innersten Leben der Gottesgemeinde floß, beweist die Verfassung, welche sich in den christlichen Gemeinden, wie mit göttlichem Triebe, alsbald über den ganzen Erdkreis entwickelte.

Außerhalb Palästinas hatte sich nämlich von Anfang an, ausgehend von Antiochien, der wahren Hauptstadt Asiens, auf Grund einestheils der Synagogeneinrichtung, anderntheils des griechischen freien Municipallebens, aus der Einheit des Gottesbewußtseins ein trotz äußerer Verschiedenheiten einheitlicher Typus der allgemeinen christlichen Gemeinde gebildet. Ein Senat „die Aeltesten" verwaltete die gemeindlichen Angelegenheiten, unterstützt durch die Diakonen in Armen- und Krankenpflege: aber keine gesetzgebende Maßregel konnte gefaßt werden ohne Zustimmung „der Brüder", gerade wie es bei der apostolischen Versammlung in Jerusalem gehalten war, wo „der Geist Gottes" in dem Beschlusse der vollen Versammlung, der Gemeinde, sich ausspricht (Apostelg. XV, 22, 28). Der Geist der Christenheit blieb unbeirrt von dem spätern Treiben der rückläufigen Judenchristen und den zeitweiligen Schwankungen von Petrus, so wie dem innerlichen Widerstreben des Jacobus. Schon zu Johannes Zeit hatte sich gegen Ende des ersten Jahrhunderts das Bedürfniß herausgestellt, an die Spitze einer Stadtgemeinde einen verantwortlichen Führer zu haben, welchem man den gewöhnlichen griechischen Namen der Verwaltungsbeamten, Episcopus (Superintendens, Aufseher) beilegte. So finden wir also bei den meisten historischen Gemeinden schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts Bischöfe an der Spitze: aber mit den Aeltesten zur Seite, und mit voller Anerkennung der Oberhirtlichkeit der Gemeinde der Brüder.

Diese Ordnung war gemäß dem oben bereits betonten Ausspruche des Herrn:

„Höret er dich nicht, so nimm noch Einen oder Zwei zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund. Höret er diese nicht, so sage es der Gemeinde: höret er auch die Gemeinde nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner. Wahrlich ich sage euch, was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein.“ (Matth. XVIII, 16—18.)

Was also die verfassungsmäßige Gemeinde in Gottes Namen freispricht oder verurtheilt, wird im Geiste Gottes geurtheilt sein und als richtig sich bewähren. In diesem Sinne verstand und übte die Gemeinde den wahren Sinn jenes Spruches von den Schlüsseln, und das ist das Gottesbewußtsein der apostolischen Zeit.

So waren denn die Elemente des vollkommenen Staates dieselben, welche die größten Philosophen des Alterthums als Verbesserung der demokratischen oder aristokratischen Republik und als Schutz gegen den Despotismus dargestellt hatten, dabei zugleich sich nicht verbergend, daß eine solche Vereinigung etwas mehr zu Wünschendes als zu Hoffendes sei. Die alten Bischöfe sind Vorbild und Vorgänger des germanischen Königthums, welches in England zur vollen Durchbildung in einem Weltreiche gelangt ist: frei in ihrer Sphäre, aber in der Gemeinde stehend.

Die Gemeinde kann hiernach gar wol als „Mutter“ gedacht werden, wie die Hauptstadt einer staatlichen Gemeinde bei den Griechen Metropole (Mutterstadt) heißt. Aber mit jenem Worte ist der Geist Gottes gemeint, welcher jener Gemeinde einwohnt. Das Wort für Geist ist im Hebräischen und Aramäischen weiblich, weshalb auch im Evangelium der Hebräer, welches in Christi und der Jünger Landessprache verfaßt war, Jesus

diesen Geist „seine Mutter" nennt. Es ist die göttliche, ewige Kraft gemeint, welche das Ganze zusammenhält, indem sie die einzelnen Mitglieder und die einzelnen Gemeinden zu der Einheit einer Gottesgemeinde aufbaut. Hiernach ist eine der schwierigsten Stellen der Apokalypse zu erklären. Wer ist in der Offenbarung (XII, 1—6) die mit strahlender Sternenkrone aller zwölf Stämme geschmückte schwangere hohe Frau, welche sich in die Wüste rettet? und wer ist das Kind, das durch göttlichen Schutz der Verfolgung entrückt wird? Offenbar nicht Maria und Christus: denn Christus ist längst zum Vater heimgekehrt, der Fall Jerusalems steht vor der Thür. Die Mutter wird während der schlimmsten Zeit beschützt: sie ist also die jüdische Christengemeinde, die Muttergemeinde für die zerstreuten Gläubigen der zwölf Stämme und ihre Genossen. Sie ist in der That die Muttergemeinde der Heidenchristen, aber erst diese Gemeinde der Völker wird die Welt überwinden. Diese nun ist das in den Himmel entrückte Kind, welches „die Heiden mit eisernem Zepter" regieren wird. Noch ist sie Kind: aber in ihr ist der volle, wahre Christus geboren, der Erneuerer der Heidenwelt, der Besieger der Weltherrscher, welche nach dem Gesicht Jerusalem zerstört haben, und bald in der That zerstören werden.

In diesem Sinne also ist die Gemeinde Mutter, wie die göttliche Geisteskraft, welche sich in ihr offenbart. Nie aber heißt der Bischof, auch der größten Gemeinde, „Vater" (Abbas, Papa); es ward empfunden, daß dieses im grellsten Widerspruche stehen würde mit jenem ausdrücklichen Verbote des Herrn an seine Jünger, keinen Menschen „Vater" zu nennen.

Es liegt schon in der Idee der gesetzlichen, regierungs- und bildungsfähigen Freiheit an sich ein Gottesbewußtsein: denn

diese Freiheit ist das von Gott selbst gesteckte Ziel der Menschheit, als die einzige sittliche Form der Regierung menschlicher Gemeinschaften. Aber dieses Gottesbewußtsein trägt sein göttliches Siegel noch stärker auf der Stirn, wenn die angestrebte Freiheit unmittelbar die des Geistes, wenn das Ziel die Bewährung jener Freiheit des Gewissens und ihrer Bethätigung im Gottesdienste ist, ohne welche dem Christenthum, als der wahren Religion, die Lebensluft fehlt. Daß der Gottesgeist, nach Jesu Verheißung, bei jener Gestaltung der Gemeinde war, zeigt sich dadurch, daß dieser Typus der Verfassung sich erhielt nach der Jünger Tode, trotz der umbildenden Entwickelung. Die alte christliche Gemeinde ist nie ohne das Amt gewesen, d. h. des Regierens: denn das Reden (also Predigen) in der Gemeinde, steht allen Brüdern frei, so wie beim Abhalten des Liebesmahles alle Aeltesten, unterstützt von der Handreichung der Diakonen, gleiches Recht hatten. Die Aufnahme von Gemeindegliedern war ebenfalls eine Gemeindehandlung: die Ablegung des Taufgelöbnisses war persönliche Handlung vor ihr, unter Leitung der Aeltesten, mit Berufung auf die Gemeindeglieder, welche den Täufling während der mehrjährigen Prüfungszeit gekannt und beobachtet hatten: das Siegel der Aufnahme war die Zulassung zum Brudermahle. Bei der Taufe selbst gelobte der Jünger am Glauben zu halten, wie ihn die Gemeinde kannte. Die urkundlich älteste Form ist die in der Kirche von Alexandria damals übliche, welche wörtlich auf folgende älteste Fassung zurückkommt*):

Ich glaube an den einigen, wahren Gott, allmächtigen Vater:
Und an seinen eingeborenen Sohn, Jesus Christ, unsern Herrn und Heiland:
Und an den heiligen Geist, der da Leben gibt.

*) „Hippolytus", 2. Edition, V. I, p. 97.

Aus dieser allmälig erweiterten Taufformel erwuchs erst im fünften Jahrhundert das gottesdienstliche Credo, oder das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß.

Dieses Bild der Gemeinde, als der erscheinenden Wohnung des heiligen Geistes spiegelt sich weltgeschichtlich ab in der Einrichtung des Gottesdienstes. Der gottesdienstliche Raum war ein Saal: seine schönste, geschichtliche Darstellung ist die Basilika, der Volks- und Gerichtssaal der Alten Welt, mit der Richterbühne am Ende. Also der Typus der bürgerlichen (nach gewöhnlichem Sprachgebrauche, der weltlichen) Gemeinde war was sich der Geist des christlichen Volkes erwählte, nicht die jüdische Tempelform. Der Versammlungsort der bürgerlichen Gemeinde wird bedeutsam, die heilige Stätte der religiösen: aber Tempel Gottes ist die Gemeinde selbst, das Wohnhaus des heiligen Geistes, das wahre Heiligthum. Im hintern Ausbau der Basilika saßen statt der Richter, die Aeltesten: für den Bischof, wo ein solcher war, ward ein erhöhter Sessel (Kathedra) in der Mitte des Ausbaus (der Apsis, Tribune) aufgestellt.*) Von jenem Ausbau aus, wo die Sitze waren, oder, bei der Abendmahlsfeier, ein wenig weiter vorwärts, vom Communionstische her, redete der Prediger. Von da hatte der Sprechende die ganze Gemeinde vor sich, wurde von Allen gesehen und sprach mit Leichtigkeit Allen vernehmlich. Aber das Weltgeschichtliche ist und bleibt, daß aus dem Tempel nun nicht blos eine, unter und neben dem Tempel von Jerusalem bestehende, Schule (Synagoge, Versammlungsraum) geworden war, sondern ein selbständiges Heiligthum, dessen Mitte die Gemeinde füllte, nicht die Priesterschaft, und in dessen Hintergrunde nicht das verhüllte oder durch eine Wand getrennte Bild

---

*) Bunsen, „Die Basiliken".

oder Symbol der Gottheit stand, sondern die Sprecher der Gemeinde, die Verkündiger der frohen Botschaft saßen. Wenn das Brudermahl beginnen sollte, gesellten die Mitglieder des Vorstandes sich zu der Gemeinde: der Tisch des Gemeindemahls stand im Schiffe der Basilika, zwischen Volk und Geistlichkeit, zwischen der Gemeinde und Denen, welche den heiligen Dienst bei ihr hatten.

Also die gegenwärtige Gottheit der anbetenden Gemeinde war der Geist, seine Darstellung die erscheinende und doch nicht persönlich dargestellte Gemeinde, die Gottesträgerin. Sie war die ihrer Natursymbolik entkleidete Weltträgerin des Furchtbaren, die Esche der Germanen, eben sowol als sie die Wesenheit der von ihrer Thiersymbolik befreiten Bundeslade der Stiftshütte war. G o t t, d e r b e w u ß t e G e i s t, w a r i n d e r G e m e i n s c h a f t o f f e n b a r g e w o r d e n. Das war die wahrhafte Gegenwart Christi, das der wahre Leib des Herrn. Der Geist des Ewigen und der Geist des Sohnes schwebte über der Gemeinde. In diesem Bewußtsein der unmittelbaren Gegenwart Gottes in der Gemeinde legte der im Glauben Unterrichtete und Gläubiggewordene sein Gelübde ab: in diesem Bewußtsein erneuerte sie selbst das Gelöbniß beim Brüdermahle und gab den eigenen Willen hin, in dankbarer Erinnerung an den erlösenden, befreienden Tod Jesu. Aus einem Abendmahle war diese Feier, wol auf Paulus Rath und durch die Macht des Geistes, ein Morgenmahl geworden, und allmälig, ganz getrennt von den Agapen oder Liebesmahlen, ein symbolischer Genuß von Brot und mit Wasser gemischtem Wein. Mit seiner sonntäglichen Feier verknüpfte sich das geistige Lob- und Dankopfer, anschließend an das von Christus nur gehobene und vergeistigte Lob- und Dankgebet, welches der jüdische Hausvater beim Brechen des Brotes, und später,

nach dem Hauptessen, beim Vertheilen des Weines sprach. Dieser Dank aber gipfelte in dem geistigen Opfer, dem Hingeben des eigenen, selbstsüchtigen, endlichen Willens in den göttlichen. Sein Ausdruck war noch später (wenigstens bis zum fünften Jahrhundert) ein freies Gebet: es durfte nicht abgelesen werden: der Aelteste, welcher den Geist des lauten, gemeindlichen Gebetes nicht hatte, sprach nach der Pause stillen Gebetes den Segen; das Gebet des Herrn, als Segnung und Weihung der Gemeinde, welche dem Ewigen sich heiligen, d. h. weihen, ganz und gar ergeben wollte. Diesem Gebete des Herrn (den Bitten des Vaterunsers) antwortete die Gemeinde durch die sogenannte Doxologie (Lobpreisung), welche deshalb in den spätern Handschriften der Evangelien als Schluß des Gebetes des Herrn dem ursprünglichen Texte hinzugefügt wurde. In den drei ersten jener Bitten war Alles zusammengefaßt, was in dem Augenblicke feierlichsten Gelöbnisses jedem Anbetenden in der Seele wohnte:

Geheiligt werde dein Name:
Dein Reich komme:
Dein Wille geschehe auf Erden wie (er geschieht) im Himmel.

Darin liegt der Kern des ganzen christlichen Bewußtseins von Gottes Gegenwart und Wirkung in der Geschichte!

Schon zu Anfang des zweiten Jahrhunderts ward bei diesem Gemeindegottesdienste ein christlicher Hymnus gesungen, welcher kein anderer sein kann als der im zweiten Jahrzehende von Plinius in seinem Bericht an Trajan erwähnte. Es ist das sogenannte Gloria der westlichen Kirche. Die Handschrift der griechischen Bibel im britischen Museum, die griechischen Kirchenbücher, und die der lateinischen (in welche

Hilarius 380 ihn einführte), geben ihn in verschiedener Weise, und aus ihrer Kritik ergibt sich folgender älteste urkundliche Text*):

Ehre sei Gott in der Höhe,
Und auf Erden Friede unter den Menschen des Wohlgefallens.

Wir preisen dich, wir loben dich, wir beten dich an:
Wir danken dir für deine große Herrlichkeit.
O Herr, himmlischer König, allmächtiger Vater;
O Herr, Herr Gott! Eingeborener Sohn:
Jesus der Christ!
Der du hinwegnimmst die Sünden der Welt:
Erbarm dich unser!
Der du hinwegnimmst die Sünden der Welt:
Erbarm dich unser, nimm an unser Gebet.
Der du sitzest zur Rechten Gottes, des Vaters:
Erbarm dich unser.
Denn du allein bist heilig:
Du allein bist der Herr, Jesus der Christ,
Zur Verherrlichung Gottes des Vaters:
Amen!

„Sie singen früh ein Loblied dem Christus als einem Gotte", sind Plinius Worte: „Morgenhymnus" heißt der Gesang bei der ältesten griechischen Kirche. Der Inhalt des hier in seiner ursprünglichen Form dargestellten Lobgesanges der Kirche des Morgenlands entspricht jener Bezeichnung des Plinius. Christus ist mit dem Ewigen der Gegenstand der Anrufung und des Preises: die Erwähnung des heiligen Geistes ist nachweislich ein späterer Zusatz. Er ist eben der durch den Mund der Gemeinde redende, jener Gemeinschaft des Vaters und Sohnes bewußte Gott. Die beiden ersten Verse (der

*) „Hippolytus", 2. Edition, Vol. I, p. 50. (Third Book of the Church and House Book.) Vgl. die deutsche Ausgabe, II, 97 fg.

Lobgesang der Engel bei Lucas II) sind gleichsam der Text zu dieser erweiternden, christlichen Begeisterung: die Form ist die der jüdischen Psalmodie: es ist ja semitischer Geist, der hier dichtet.

Von gleichem Alter, oder gewiß nur wenig jünger ist die sogenannte Doxologie, welche bis zum nicänischen Concil in einer doppelten Form gebräuchlich war:

Ehre sei dem Vater in dem Sohne durch den heiligen Geist.

Oder:

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste.

In diesen urkundlichen Formeln der anbetenden Gemeinde des zweiten und dritten Jahrhunderts offenbart sich das treue Halten an die im Evangelium ausgesprochene Einheit des Ewigen mit der vollkommenen, endlichen Persönlichkeit Jesu und mit der Gemeinde der Gläubigen, welche die ganze gläubige Menschheit umfaßt. Sie sprechen also das vollste Bewußtsein der wesentlichen und maßgebenden Gegenwart des Göttlichen in dem Menschengeiste aus, nach jener Doppelheit der Person und der Gemeinde.

Derselbe rein schöpferische Geist offenbart sich auch in der Gestaltung der einzelnen Bestandtheile und Anordnung der neuen Anbetung der Menschheit. Suchen wir uns Rechenschaft zu geben von Dem, was zu einem besonnenen, gottbewußten, gesunden Gottesdienste vom Standpunkte jenes Bewußtseins Jesu gehört; so müssen wir als Gipfel wol jenes Gelübde der dankbaren Liebe ansehen. Das Wesen des Christenlebens ist Hingebung in den göttlichen Willen, die fortdauernde Erneuerung dieses Gedankens in dankbarer Liebe ist was uns noth thut, bei der fortdauern-

den Einwirkung der Selbstsucht, Sinnlichkeit und Welt, und bei den täglich sich erneuernden Anforderungen, welche jeder menschliche Beruf an die Opferwilligkeit des gottergebenen Menschen macht. Damit aber hieraus doch nicht wieder etwas nur Förmliches, also Aeußerliches entstehe, wird die Gemeinde zweierlei bedürfen: geistige Belehrung und sittliche Anregung. Die Belehrung wird sie aus der heiligen Geschichte der Menschheit schöpfen, deren Mittelpunkt die Person Jesu, also das Evangelium ist. Dabei aber wird sie Gesetz und Propheten, als die Kunde der vorbereitenden Heilsanstalten Gottes nicht ausschließen. Auch darf die Erklärung und Anwendung dieses überlieferten Wortes durch den Geist nicht fehlen. Der Ausleger wird also Prediger sein: er wird, wie die alten Propheten, den verborgenen Geist aus dem Geschriebenen erwecken und der Gemeinde ans Herz legen. Die Gemeinde endlich wird ihre Zustimmung und ihre Theilnahme in gemessener, einfacher, vernünftiger, also schöner Form aussprechen: sie weiß aus der Schrift, daß der Ewige ein Gott der Ordnung ist, und daß die Geister der Propheten den Propheten unterthan sind.

Alle diese Elemente finden sich nun wirklich im ältesten Gottesdienste zusammen, und zwar in der natürlichsten Ordnung: Verlesung, Predigt, Gelöbniß. Solange Lobgesang, und dabei das feierliche Erinnerungsmahl des erlösenden Todes des Herrn sonntäglich gefeiert wird, wird sich das Lob- und Dankopfer am naturgemäßesten daran anschließen: und so geschah es. Das mit jedem der drei Theile verbundene Gebet wird bald ein stilles, bald ein lautes sein: dieses wiederum bald ein antwortendes Wechselgebet, in Psalmenform, bald nur von dem Vorsteher oder Prediger gesprochen, als im Namen der Gemeinde, welche darauf mit Ausdruck ihres Wunsches und Glaubens (Amen!) antwortet. Jede

dieser Formen hat ihre eigenthümliche Stelle und Bestimmung. Wirklich finden sich alle in der Anbetung der verfolgten Kirche, und zwar mit dem vollen Gottesbewußtsein des Christen: denn sie folgen auf einander in zweckmäßigster Ordnung. Das Gebet überhaupt wird keineswegs vorherrschend als Bitte betrachtet, sondern als Gelöbniß (welches wirklich die ursprüngliche Bedeutung des griechischen Wortes ist), und also überhaupt als lobpreisendes Bekenntniß des dankerfüllten Herzens.

Wir fragen vergebens nach den Namen der ältesten Ordner dieser Feier: und zwar deswegen, weil offenbar die Gemeinde, der gemeinsame Geist, dabei thätiger war als Einzelne: diese waren nur ihr Organ.

Die großartigste Schöpfung auf diesem Gebiete ist die Idee des heiligen Jahres oder des Gemeindejahrs. Wir finden diese Anschauung schon im dritten Jahrhundert in ihren Hauptzügen als ein Bestehendes. Die darauf gegründete Anordnung und Einrichtung der Verlesung muß also in die Anfänge der arischen Gemeinde gehören. Leider ist auch hier die Ausführung in der spätern Kirche sehr unvollkommen: die leitende Idee ward nicht in ihrer ganzen geistigen Bedeutung und Tiefe aufgefaßt, als man an das Festsetzen ging. Wir stellen sie rein geschichtlich dar, wenn wir ihre Entwickelung in folgender Weise aussprechen.

Der gegebene Mittelpunkt, der Kern jenes geistigen Bildungsverlaufs, war das Fest des Leidens, die christliche Passahfeier, gebunden an den Vollmond des ersten Mondes, nach der Frühjahrs-, Tag- und Nachtgleiche: wobei man natürlich bald den Leidenstag (Freitag), bald den Auferstehungstag (Sonntag) als Hauptpunkt fassen konnte. Damit war Pfingsten gegeben, die Feier jenes großen Ereignisses, als durch die Ausgießung des Geistes, am funfzigsten Tage (Pente-

koste) nach Ostern die Gemeinde gegründet und geweiht wurde. So stehen also zwei Lebenspunkte fest, der Gipfel des Lebens Christi, und der Anfangspunkt des Lebens der Gemeinde. Der vor dem Osterereignisse liegende geschichtliche Anfang des Lebens Jesu war die öffentliche Weihe zum Lehramt, die Taufe, welche Theophanie oder Epiphanie (Gotteserscheinung, Erscheinung) genannt ist. Es war den Christen aber aus den evangelischen Berichten gewiß, daß dieses Ereigniß in den Anfang unsers Jahres fiel, einige Monate vor der Passahzeit. Was nun war natürlicher bei jenem Gottesbewußtsein der forschenden und anbetenden Gemeinde, als daß man den unmittelbar vor Ostern liegenden Theil dieser etwa dreimonatlichen Zeit vorzugsweise der Betrachtung des Leidens Jesu widmete? Die Hauptabtheilung dieser Zeit ist also die in die des Lehrens und die des Leidens Jesu. Denn die große Fuge im Baue der katechetischen Darstellung des Lebens Jesu bei den ersten Glaubensboten (Evangelisten) ist da, wo der Bericht über jenen letzten Zug eintritt, welchen Jesu von Galiläa nach Jerusalem im vollen Bewußtsein des ihm dort bevorstehenden Todes unternahm.

In der That ist die Leidenszeit (Passionszeit) der nächste Bildungspunkt in jenem organischen Baue. Damit war gegeben, daß der erste Theil jener drei Monate vorzugsweise der Betrachtung des ersten Theiles der (dritthalbjährigen) öffentlichen Lehrzeit gewidmet wurde.

So hatte sich also ungefähr die erste Hälfte eines Sonnenjahrs als Bild der mit Christus Erscheinung und Lehren beginnenden Offenbarungen in vier Abtheilungen gestaltet:

Epiphanienzeit — Leidenszeit — Osterzeit — Pfingstzeit.

Wie das Bewußtsein wuchs, daß das Leben Jesu sich fortsetzte in der Gemeinde, auf dieser Erde, mußte Pfingsten sich als Anfangspunkt einer neuen Periode der heiligen Geschichte

darstellen für die Hauptmasse der andern Hälfte des Sonnenjahrs. Dieses Bewußtsein wurde damit mehr und mehr ein weltgeschichtliches und vorschauendes. Was war natürlicher als daß hierbei nun zunächst hervortrat und sich zur Darstellung drängte jener Gegensatz zwischen der streitenden und der vollendeten, der harrenden und der schauenden Gemeinde? Gehen darauf doch auch die letzten Reden Jesu vor dem Leiden bei den drei katechetischen Evangelien. Damit war also schon gegeben, daß am Ende des gemeindlichen Jahres die Vollendung, die letzten Dinge, oder mit andern Worten Tod und ewiges Leben, Ende des Irdischen und Eingang in das Ewige, Gegenstand der Betrachtung der anbetenden Gemeinde wurden, als der Gemeinde des Reiches Gottes in der Menschheit.

Man könnte hiernach vermuthen, daß man dieses Ende habe zusammenfallen lassen mit dem Ende des bürgerlichen Jahres. Allein wenn man der leitenden Idee etwas tiefer nachgeht, findet man bald, daß dieses nicht möglich war. Christus hat sich nicht abgesondert von der Entwickelung des Reiches Gottes, sondern vielmehr sich als Vollendung jener mit der Schöpfung beginnenden Offenbarung erkannt, welche dann für die Juden in den Epochen von Abraham, Moses und den Propheten fortläuft. Nun waren ja die Bücher des Alten Bundes die älteste heilige Schrift der Christen; sie sollten durchforscht werden, und wurden durchforscht als die vorbereitenden und hindeutenden Heilsanstalten für die Verkündigung der guten Botschaft. Auch begann die gemeinsame Anbetung der Gemeinde vom ersten Ursprung an mit Belehrung aus Gottes Wort als Dem, was der Gemeinde gegeben, dargeboten wurde, und was ihr leitend und maßgebend sein sollte. Es mußte also, in dem Laufe des Sonnenjahrs, auch jener vorbereitenden Offenbarung eine Zeit der Betrachtung

gewidmet werden. So entstand die Adventszeit, als Schluß des bürgerlichen Jahres. Es findet sich früh ein Zeitraum, bald von zehn, bald von sieben, bald von vier Wochen vor dem Beginne des Jahres und der Betrachtung des Lebens Jesu, ursprünglich nur von der Theophanie, also von der Taufe an, der Betrachtung der vorbereitenden Heilsordnung des Alten Bundes angewiesen. Damit war denn auch die Dreitheiligkeit der Weltgeschichte vom Mittelpunkte des hingebenden, erlösenden Todes Christi ausgesprochen. Man kann diese Dreitheilung am einfachsten so darstellen:

Rüstzeit.	Christzeit.	Gemeindezeit.
(Advent.)	(Weihnachten bis Himmelfahrt.)	(Pfingsten bis Schluß des Gemeindejahrs.)

Dieser ganze Bildungsverlauf ist von bleibender weltgeschichtlicher Wichtigkeit: denn er ist die Wahrheit und Wirklichkeit Dessen was den semitischen und arischen Naturreligionen vorgeschwebt hatte als das große Weltenjahr in den göttlichen Kämpfen des Sonnenjahrs. Ein solches Siegel des weltgeschichtlichen Bewußtseins kann nur die Weltreligion, die Religion der gottesbewußten Menschheit haben. Und diese Einrichtung ist nicht die Frucht des Nachdenkens eines Einzelnen, sondern sie ist durch eine ursprüngliche That des Geistes Christi, als der offenbar gewordenen Gottheit in der Gemeinde entstanden: auch ist sie, trotz ihrer höchst unvollkommenen Ausbildung und alles Misverstandes, nie wieder untergegangen.

Ein Wunder ist hier, eine schöpferische Kraft des Geistes: aber kein Mirakel: eine Geschichte ist da, kein Mythus, aber auch keine Legende.

Wir können jetzt nachweisen, daß dieser ganze Verlauf der Gemeindebildung sich bereits in der ersten Hälfte des zwei-

ten Jahrhunderts in vollem Gange befand. Damit war die lebendige Grundlage abgeschlossen für die freisinnigen Ausströmungen, Thaten des Gottesbewußtseins der Einzelnen, welche sich als Leiter der Gemeinden und als Propheten ihres Gottesbewußtseins erwiesen.

Wir sind somit zur zweiten Abtheilung des Gottesbewußtseins der verfolgten Gemeinde gelangt, der unmittelbar nachapostolischen. So wenig als die Apostel die Fortsetzung des in sich vollendeten und abgeschlossenen Lebens und Gottesbewußtseins Jesu sind, so wenig darf man die Propheten des ersten arischen Gottesbewußtseins als die Fortsetzung des Gottesbewußtseins der Apostel und Evangelisten betrachten. Sie sind vielmehr die ersten Organe des in apostolischem, also hebräischem Boden gewachsenen, und dann in der arischen Welt sich entwickelnden Bewußtseins von Gott. Bei den Aposteln trat die irdische Wirklichkeit in den Hintergrund: ihr Beruf war, Kunde und Zeugniß zu geben von Christus: Christus der Prophet und Erlöser, Christus der Vollendete und bei Gott Verklärte und Christus der Weltrichter, war ihr Anfang und Ende. Jetzt hingegen galt es mit diesem Sauerteig die ungeheure griechisch-römische Welt zu durchdringen, jene Verkündigung als die gottgegebene Grundlage im Geiste geltend zu machen. Der Geist ließ die Gemeinde erkennen, daß das Evangelium eine That und Geschichte sei und nicht eine Lehre, noch weniger ein Gesetz. Aber der Propheten bedurfte er. Und welche bisher nie geahnte Gefahren umlagerten die glorreiche Bahn, die mit dem Tode des letzten Apostels sich dem arischen Geiste eröffnete! Er war ja der Prophet der Alten Welt gewesen, in Wissenschaft und Kunst: wird unter seinen Händen

den die jüdische Voraussetzung des Evangeliums, die Idee des Ewigen sich nicht wieder verflüchtigen? Wird die Unkunde der Sprache des Alten Bundes nicht eine noch größere Verdunkelung und Verwirrung herbeiführen als der Formalismus der jüdischen Schriftgelehrsamkeit gethan hatte? Wird der speculative Geist die Einheit von Vater, Sohn und Geist rein festhalten, und sich dabei weder in Mysticismus noch in Dogmatismus verwickeln? Und wie soll er den Hellenen und Römern die Erscheinung des Ewigen in einem gekreuzigten Barbaren philosophisch glaublich machen? Ja, auch nur historisch. Bis dahin gab es in der Menschheit so wenig eine geschichtliche Wahrheit für das Religiöse, als einen im persönlichen Gottesbewußtseins der Menschenbrust ruhenden und durch dasselbe verständlichen, überzeugenden philosophischen Glauben. Was ist Wahrheit? fragt Pilatus. Was kann der Barbar uns lehren! ruft der Athener aus. Hören wir die Antwort der arischen Propheten des Christenthums im zweiten und dritten Jahrhundert.

Zweiter Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein der Propheten der verfolgten Gemeinde.

---

1. Ignatius († 117).

Bereits im ältesten arischen Führer und Bekenner, Ignatius, Bischof der Gemeinde der Hauptstadt Asiens, Antiochien, der Muttergemeinde alles außerpalästinischen Christenthums, finden wir einen höchst merkwürdigen Keim des christlich-arischen Bewußtseins von der Geschichte Gottes in der Menschheit. So lautet der Schluß des Epheserbriefes, des Gipfelpunktes der geistigen Erhebung des Propheten Antiochiens:

> „Mein Geist beuget sich in den Staub vor dem Kreuze, welches da ist ein Aergerniß für die Ungläubigen, uns aber Errettung und ewiges Leben. Drei Dinge wurden verborgen vor dem Fürsten dieser Welt: die Jungfrauschaft der Maria, und die Geburt und der Tod des Herrn: drei lautrufende Geheimnisse wurden vollbracht in Gottes stiller Ruhe und verkündigt vom Stern. Als der Sohn hier auf Erden offenbar wurde, verschwand jede magische Gewalt, alle Bande wurden gelöst, und das alte Reich und die Unwissenheit der Bosheit ward zerstört. Von da an ward Alles zusammen in Bewegung gesetzt, denn die Vernichtung des Todes war beschlossen, und das bei Gott Vollendete nahm seinen Anfang."

Der Grundgedanke ist also, nach unserer jetzigen Ausdrucksweise etwa dieser. Jesu freiwilliger Opfertod hat zur Verherrlichung des Geheimnisses der göttlichen Weltordnung geführt, welches die gottfeindliche Macht der Selbstsucht nicht hätte errathen können, nämlich daß das Höchste kommen sollte aus tiefster Erniedrigung. Der Stern, welcher die Magier nach Bethlehem leitet, der Heiden Erstlinge, verkündigt dem Weltall das in der ewigen Stille Gottes Beschlossene und Bewerkstelligte. Damit begann eine neue Entwickelung des göttlichen Geistes, eine neue Lebenskraft ward der Menschheit mitgetheilt: was bei Gott ewig beschlossen und vollendet ist, fing an auf der Erde seine zeitliche Entwickelung zu haben. Der Geist, der sittlich-vernünftige, gottvereinte Wille ward Mittelpunkt des Bewußtseins von Gott in der Geschichte.

2. Basilides und Valentinus.

Ein jüngerer Zeitgenosse des Ignatius, Basilides, der ägyptische Hellene, und sein jüngerer Genoß und Mitarbeiter an der Gründung einer christlichen Wissenschaft (Gnosis), Valentinus, der syrische Hellene, der Mann vom göttlichen Genius, wie Hieronymus ihn nennt, versuchten eine christliche Philosophie zu gründen, welche allerdings auf eine Philosophie der Weltgeschichte vom Standpunkte des Gottesbewußtseins hinging. Auch ist die Behauptung, daß sie wirklich die Gründer einer solchen seien, insofern richtig, als beide davon ausgingen, daß im Weltall Ein Gesetz walte, dem alle Wesen unterthan seien, und daß das oberste Gesetz die Liebe sei. Basilides selbst, dem man sonst finstern Fatalismus zuschreibt, sagte, die Liebe müsse Alle umfassen, weil Alles zu Allem in einem gewissen Verhältnisse stehe (Alles Allem verwandt sei).*)

*) Clem. Strom. IV, 508. Neander, Kirchengesch. I, 699.

Aber so wie man darüber hinausgeht, wird jene Behauptung keineswegs gerechtfertigt durch die urkundlichen Nachrichten von dem persönlichen System jener beiden Männer, welche wir namentlich durch das Werk des Hippolytus erhalten haben. Zuerst vermochten beide nicht den Dualismus, oder den Kampf des guten und bösen Prinzips zu überwinden: sie gelangten nicht, am wenigsten aber Basilides, zu einem Bewußtsein der sittlichen Freiheit der Selbstbestimmung und der Liebe Gottes in der Menschheitentwickelung. In Folge der nicht gebüßten Sünden in einem frühern Dasein (sagt Basilides) verfolgt den Menschen Schmerz und Leiden. So wenig verstand er den göttlichen Grundgedanken der Erlösung, daß er auch Jesu Leiden und Tod als Strafe betrachten zu müssen glaubte, obwol er ihm als Erlöser aller Menschen annahm. Zweitens ist die philosophische Methode der Gnostiker ein Gemisch mythologisirender und dialektischer Gegensätze (Aeonen), ihre exegetische aber eine höchst willkürliche und gewaltsame. Endlich zeugen ihre geschichtlichen Annahmen eben sowol von Unkenntniß und Willkür wie ihre physikalischen.

Man kann ihr Verhältniß zur Bibel dabei auf zwei einfache Sätze zurückführen. Ihre reine Speculation über das Wesen Gottes ist ein Versuch, den Prolog des Johannesevangeliums zu systematisiren, und ihre Anwendung auf das weltgeschichtliche Gottesbewußtsein ist ein ähnlicher Versuch, in Bezug auf die vereinzelten hier einschlagenden Aussprüche des Apostels Paulus. Aber wie dort der Dualismus nicht überwunden wird, so erscheint hier der Gegensatz von Evangelium und Gesetz als ein unbedingter.

Allerdings sah Basilides die Schöpfung des Menschen als den Durchbruch des ewigen Rathschlusses der göttlichen Liebe an, und die Geschichte der Menschheit als den Spie-

gel der allmäligen Entwickelung der geistigen Potenzen in der idealen Weltschöpfung.*) Auch glaubten beide, Basilides und Valentinus, an einen göttlichen Weltplan des fortschreitenden Lichts und des fortschreitenden Guten: und Basilides wandte auf die Entwickelung des Geistes den Grundsatz an, alles Daseiende gehe dadurch unter, daß es versuche die Schranken seines Daseins (der Besonderheit) zu überschreiten. Jesus ist ihm allerdings der Erlöser, die wahrhaftig menschliche Erscheinung der ewigen Vernunft, der Logos, und mit dieser Erscheinung beginnt ein neues Weltalter: aber Christus (der alttestamentliche Messias) ist der Sohn eines ganz andern Gottes. Der Gott des Gesetzes ist nicht der Gott des Evangeliums: Christus ist der Sohn des Schöpfers der materiellen Welt (des Demiurgs). Dieser selbst ist durchaus blind für den Geist, und versteht nichts von dem Ziele der Schöpfung, dem frei sich bestimmenden sittlichen Geiste. Sein Sohn ist allerdings, nach dem allgemeinen Prinzip des Fortschritts, dem Geiste nicht so fern: er, das bewußte geistige Prinzip der materiellen Welt, das natürliche Prinzip, ist der Gott, welcher zu den Propheten und also auch zu Moses persönlich sprach, und eben so zu den griechischen Philosophen. Durch ihn wird sein Vater, der starre gesetzliche, im Aeußern befangene Demiurg allerdings belehrt, aber nicht bekehrt: er fürchtet was er lieben und liebend anbeten sollte, ja er bekämpft die Werke des ihm jetzt erst offenbar werdenden höchsten Gottes in Folge dieser Furcht.

---

*) Ueber das Folgende siehe „Hippolytus", 2. Edition, Vol. I, p. 108 sq., insbesondere p. 120 sq. Ich habe in dieser zweiten Ausgabe nachgewiesen, wie wenig es Baur gelungen ist, die von mir aufgestellte Behauptung zu entkräften, daß wir in den Auszügen des Hippolytus die Aussprüche von Basilides selbst besitzen, also ein Zeugniß vor 130.

Streifen wir die Hülle der alten semitischen Kosmogonien ab; so bleibt uns der Satz übrig: Judenthum und Heidenthum sind beide gleich feindliche Gegensätze des Christenthums. So weiß Basilides also auch mit Abraham nichts anzufangen. Von seinen drei Weltaltern geht das erste, das der Sünde, bis auf Moses, mit dessen Gesetze das zweite beginnt. Er übersieht also einen der Hauptpunkte der christlichen Weltanschauung, und vergißt insbesondere den oben angeführten Ausspruch Christi über Abraham und die Propheten. Für sich weiß er nichts anzuführen als eine zurechtgeschnittene verkürzte Fassung des Ausspruchs des Apostels Paulus (Röm. V, 13, 14):

„Bis auf das Gesetz war wol Sünde in der Welt, wo aber kein Gesetz ist, da wird die Sünde nicht zugerechnet. Doch aber herrschte der Tod von Adam bis auf Moses, auch über Die, die nicht gesündigt haben wie Adam."

Dabei verliert er aber gänzlich aus den Augen den vom Apostel immer, und namentlich in jenem Kapitel des Sendschreibens an die Römer, hervorgehobenen Satz: daß Abraham Gottes Verheißung für den Glauben an Gottes Liebe erhalten, und daß die mosaischen Satzungen nur eine vorübergehende Anordnung gewesen, welche zwischen Verheißung und Erlösung, als Zuchtmeister dasteht (V. 20, 21).

Das Ethische, das heißt die freie sittliche Weltbestimmung trat also bei ihm zurück hinter der Speculation, dem Wissen. Nicht jedoch im Prinzip. Denn er sagt ausdrücklich:

„Die Vorsehung, wenn sie auch, so zu sagen, vom Archon (dem Fürsten dieser Welt) in Bewegung gesetzt wird, ist doch dem Wesen der Dinge mit dem Ursprung desselben zugleich von dem Gotte des Weltalls eingepflanzt worden." *)

*) Clem. Strom. IV, 509. Neander, a. a. O. S. 700.

Insofern muß man allerdings mit Neander sagen*), es sei des Basilides Ziel gewesen, die Einheit in der Offenbarung Gottes in der Natur und Geschichte zum Bewußtsein zu bringen, daß man (nach seinen Worten):

„Die Eine Welt als den Einen Tempel Gottes betrachten sollte.“

Aber in der Wirklichkeit empfand Basilides zu sehr den Druck der Regierung des Fürsten dieser Welt, als daß aus jenem Lichte ein erleuchtender und erwärmender Strahl in seinen Geist, wenigstens in das Leben des Einzelnen oder der Gemeinde hätte fallen können. Das ist der Fluch jener Zeit, über welchen sich nur die einfältigen Christen und wenige auserwählte Geister, in Hoffnung erhoben! Doch galt ihm dabei der Glaube (die Pistis) als das Höchste, und er stand nicht an zu sagen:

„Dem Märtyrer werden seine Leiden so versüßt durch diesen Glauben, daß es sei als litte er nicht.“

Also Christus und Christenthum waren ihm geschichtliche Wirklichkeit, obwol er den starren Gegensatz des Göttlichen und Menschlichen nicht hatte überwinden können. Daß aber mit dem geschichtlichen Jesus, dem reinen Menschensohne, eine schöpferische Persönlichkeit, ein ganz neues, ursprüngliches, also göttliches Lebensprinzip in die Weltgeschichte eintrat, das möchten wir als den zweiten Lichtpunkt in seinem System aussprechen.

Alles Gesagte gilt auch von Valentinus, welcher die Idee der allmäligen Erlösung des Geschaffenen noch tiefer begründete. Die Erlösung ist ihm (nach Neanders schönem

*) a. a. O. S. 702. Die Stelle, worauf Neander sich ohne Zweifel bezieht, indem er dem Basilides jene schönen Worte beilegt, findet sich, dem Sinne nach, Strom. V, 583, wo er sagt, daß Moses, indem er Einen Tempel errichtete, damit verkündigte, daß die Welt Gottes sei und zwar sein Einziger Sohn (der Monogenes, Eingeborene).

Ausdruck*)) eine weltgeschichtliche Thatsache. Auch hier ist das Spiel mit den Aeonen (deren phantastische Ausführungen wir übrigens jetzt, nach den Urkunden, der Schule zuzuschreiben haben, nicht ihm selbst) nur ein Vorbild, oder eine Abspiegelung, von dem Drama des Menschengeistes in der Geisterwelt.**) Ganz klar tritt ferner bei ihm die trostvolle Idee eines endlichen Sieges des göttlichen Prinzips der Liebe in der Weltgeschichte hervor: der Demiurg selbst gelangt zuletzt zu der Einsicht, daß er des höchsten Gottes Werk thut und gethan hat, ohne es zu wissen, ja ohne es zu ahnen.***) Darin hat des Valentinus Lehre ohne Zweifel, für den evangelischen Theologen eben sowol wie für den Geschichtsforscher und Philosophen, einen ungleich höhern Werth als die Teufelslehre alter und neuer kirchlicher Theologen, welche daraus eine Gottespolizei zur Abschreckung der Sünder machen, und, ohne es zu wollen, annehmen, daß nicht Gott, sondern der Teufel die Welt regiere. Der wahrhaft evangelische und philosophische Gedanke des Valentinus spricht sich sehr schön in einem bei Clemens†) aufbewahrten Satze aus. Valentinus in einer seiner Predigten redet „die geistlichen Menschen" (im Gegensatz der sinnlichen, psychischen) so an:

„Ihr seid unsterblich vom Anbeginn, Kinder des ewigen Lebens: ihr beschlosset den Tod zu schmecken durch Hingabe des Selbst, damit ihr den Tod verschlingen und vernichten möchtet. Denn indem ihr die Auflösung dieser Welt des Stoffes vorbereitet, und doch selbst der Auflösung nicht unterworfen seid, werdet ihr Herrn der Schöpfung und alles Vergänglichen."

---

*) Neander, I, 738.

**) „Hippolytus", I, 137.

***) Ebend. p. 138 – 162.

†) Strom. IV, 13. (p. 218, Pott.).

Heiligung aber ist das geistliche Leben: das ist des Geistes Werk in den Herzen der Geistlichgesinnten. Dem entsprach ihre Gottesverehrung, und deswegen ist und heißt sie ihnen „der vernünftige Gottesdienst“. Bis diese heiligende Kraft des Geistes beginnt, gilt von dem Menschen, was er an einer andern Stelle sagt*):

> „Das Herz ist eine verunreinigte Herberge der bösen, die Seele verunstaltenden Geister, bis es berührt wird von Dem, der es liebt. Aber wenn der Vater, der allein Gute, darin waltet, dann wird es gereinigt und erglänzt inwendig von Licht: und deshalb sagt der Herr: Gesegnet der reines Herzens ist, denn er wird Gott schauen.“

Also die Quelle der reinigenden Kraft ist in der neuen persönlichen, sittlichen Gemeinschaft mit dem Erlöser. In dieser fortdauernden Wirkung des Erlösers offenbart sich der allein Gute, der Vater.

Dem begabtesten Schüler des Valentinus, Theodotus, gelang es gegen 170 oder 180, sich von dem Dualismus loszumachen. Ich habe nachgewiesen, daß wir in den Auszügen des Clemens von Alexandrien die Bruchstücke eines Werkes dieses großen Denkers haben.**) Hier heißt es:

> „Der nicht erlöste und wiedergeborene Mensch steht unter dem Schicksale (der Heimarmene, Fatum), und also unter der Gewalt der streitenden Naturmächte, welche in den Gestirnen verkörpert wirken. Von diesem Streit und Kampf befreit uns der Herr, und gibt uns Frieden. Das deutete der neue Stern an, welcher bei der Geburt des Herrn aufging, und, mit neuem Glanze scheinend, die alte Satzung der Gestirne auflöste. Er selbst, der Herr, ist unser Wegweiser, er, der auf die Erde herabstieg, auf daß er die an Christus Glaubenden aus dem Schicksal versetzte in seine eigene Vorsehung.“

---

*) Clem. Strom. II, 409.

**) Analecta Ante-Nicaena, Vol. I, p. 203—287. Insbesondere §. 69—85, p. 268—277.

So führte dieser Anfang der christlichen Wissenschaft der Weltgeschichte doch, durch diesen Schüler des Valentinus, ins geschichtliche, evangelisch-apostolische Christenthum zurück. Die Schule ging unter in ihren Irrthümern und in ihrer Ungemeindlichkeit: Clemens wandte aber sein Streben dahin, die Goldkörner der Erkenntniß, welche jene Männer ausgestreut hatten, zu bewahren: seine und des Origenes tiefste Gedanken sind von daher angeregt. Mit Origenes ging jedoch diese Schule unter, und im folgenden Jahrhundert die Blüte des Bewußtseins Gottes in der Welt überhaupt.

Aber fast gleichzeitig mit Valentinus, nur um ein Jahrzehend später, treten uns in einer ganz andern Form zwei merkwürdige prophetische Bücher der christlichen Weltanschauung entgegen: Das Sendschreiben an Diognet, und „der Hirt" des Hermas.

3. Der Brief an Diognet.

Dieses Bruchstück — denn der Schluß des Briefes gehört wahrscheinlich einer spätern Schrift zu — steht in gewisser Hinsicht einzig da im Gottesbewußtsein des zweiten Jahrhunderts, durch seine eigenthümliche Frische und das fast bis zur gegensätzlichen Leidenschaftlichkeit gesteigerte Bewußtsein der mit dem Christenthum gegebenen neuen, ursprünglichen Entwickelung des ewigen Rathschlusses der Liebe in der Geschichte, nicht dieses oder jenes Volkes, nicht dieser oder jener Zeit, sondern der Menschheit, für alle Zeiten.

Da der Horizont des Schreibens der Aufstand der Juden und der Krieg des Barkochba unter Hadrian ist, so werden wir auf die Jahre von 133—139 angewiesen. In diesen Jahren schon leitet Diognet, nach des Kaisers Selbstbe-

kenntnissen, die menschliche und philosophische Erziehung Marc Aurels, der bei der Zerstörung Jerusalems, 135, vierzehn Jahre alt war. Von dem Gottesbewußtsein des Verfassers (wahrscheinlich war es der junge Marcion, der sich damals in Rom aufhielt) zeugen besonders folgende Stellen. Nachdem er ausgeführt, daß der jüdische Gottesdienst allerdings dem wahren Gotte, als Schöpfer Himmels und der Erde gewidmet, sonst aber eben so äußerlich sei als der heidnische, geht er im 5. und 6. Kap. zu der Schilderung der Christen über:

„Jedes Land ist ihr Vaterland, und jedes Vaterland ist ein fremdes Land für sie .... Sie sind im Fleisch, aber sie leben nicht nach dem Fleisch. Sie weilen auf der Erde, aber ihre Bürgerschaft ist im Himmel. Sie gehorchen den Gesetzen, welche sie finden, und besiegen sie durch ihr Leben ... sie thun Gutes und werden bestraft wie Missethäter: sie dulden die Strafe in Freudigkeit, weil ihr inneres Leben dadurch angefacht wird: die Juden machen Krieg gegen sie als gegen Fremde, und die Hellenen verfolgen sie, aber ihre Hasser können keinen Grund angeben für ihre Feindschaft.“

Tacitus hat seine Antwort, seine Zweifel haben ihre thatsächliche Lösung gefunden, und zwar gerade wo er sie nicht suchte! Es ist das Selbstgefühl der erlösten Menschheit, die sich glücklich fühlt in härtester Zeit und frei unter blutiger Tyrannei, denn sie ist entschlossen für ihre Würde, Glauben und Ehre als Gotteskinder zu sterben. Bald werden dieselben Staaten ihnen zufallen, welche sie jetzt als Fremde, Unpatriotische, verfolgen.

Und dann heißt es weiter (Kap. VI):

„Die Christen sind in der Welt was die Seele im Leibe ist. Die Seele ist durch alle Glieder des Leibes verbreitet, und so sind die Christen in allen Städten der Welt. Die Seele lebt im Körper, aber sie ist nicht der Körper: so sind die Christen in der Welt, aber nicht von der Welt. Die unsichtbare Seele wird

> in einem sichtbaren Leibe bewahrt, so sind die Christen der Welt offenbar, aber ihr Gottesdienst ist unsichtbar. Die Seele liebt den Leib und seine Glieder, welche sie hassen, so lieben die Christen ihre Hasser. Die Seele ist im Leibe eingeschlossen, doch erhält sie den Leib: so sind die Christen gleichsam eingekerkert in der Welt, und erhalten doch die Welt . . . Die Seele wird besser, je mehr sie sich züchtigt durch Enthaltsamkeit von Essen und Trinken, und je mehr die Christen Strafe leiden, desto mehr wächst von Tage zu Tage ihre Zahl."

Gehen wir auf den allgemeinen Grund dieses Bewußtseins zurück, so finden wir darin die Frucht des von Christus in die Menschheit gepflanzten höhern Lebens. Die Wirklichkeit ist noch unter der Herrschaft der Tyrannen, der Unterdrücker des Gewissens; aber die Gemeinde ist ihres Sieges gewiß, denn — sie ist bereit für das Bekenntniß des frei machenden Glaubens, wie in allen Verhältnissen zu leben, so in jedem Augenblick zu sterben. Nach der Natur des Gottesbewußtseins, wie wir dasselbe bis jetzt gefunden, muß dieser Glaube und dieser Todesmuth ruhen auf einem Bewußtsein der Ursprünglichkeit des Göttlichen in der menschlichen Natur, auf einem Glauben an die Kindschaft, an den Vater im Himmel, an den Gott der ewigen Liebe und der wahren Freiheit. Und wo ist dieses schöner ausgesprochen als in Dem, was nun folgt (Kap. VII)?

> „Nicht menschliche Lehre oder geheime Ueberlieferung ist es was die Christen empfangen haben und bewahren . . . . nein, Gott, der Regierer und Schöpfer des Weltalls, der Unsichtbare, hat selbst vom Himmel her in die Menschen eingepflanzt die Wahrheit, und das heilige unbegreifliche Wort, und hat Ihn, dieses Wort, gegründet in ihrem Herzen. Er sandte Ihn, das Wort, durch welches er das Weltall geschaffen . . . . Ihn, dessen geheimnißvollen Gesetzen alle Gestirne gehorchen . . . Und wie sandte er ihn? Etwa um über die Menschen Herrschaft und Schrecken zu üben? Wahrlich nein! Sondern in Gnade und Sanftmuth, als

einen Gott sandte ihn Gott, als einen Menschen zu Menschen: er sandte ihn zur Erlösung, zu überreden, nicht zu zwingen: denn aller Zwang ist Gottes Natur fremd. Er sandte ihn, als der da wünscht zu berufen, nicht zu verfolgen: in Liebe, nicht zum Gericht. Aber als Richter wird er einst kommen."

Christus ist das in ihm zur menschlichen Persönlichkeit gewordene ewige Wort: aber dieses Wort ist der Menschen Herzen eingepflanzt und deswegen ist die Christuslehre die Religion der Menschheit, um diese Erde zu segnen und vom Reiche der Selbstsucht zum Gottesreiche zu erheben.

Endlich spricht auch das Schreiben ein weltgeschichtliches Bewußtsein aus von den Gesetzen einer solchen fortschreitenden Weltvergottung oder Vergeistigung, Befreiung, Erlösung:

„Gott war immer liebend und langmüthig, und ist es und wird es sein, und er allein ist der Gute. Seinen großen, unaussprechlichen Rathschluß eröffnete er seinem Sohne. Ehe dieses Geheimniß offenbar wurde, schien er unser nicht zu gedenken . . . Wie er nun Alles vorbereitet hatte, mit seinem Sohn, überließ er uns unserer eigenen Lust, nicht weil er unsere Ungerechtigkeit billigte, sondern um die Zeit der Gerechtigkeit herbeizuführen durch die Ueberzeugung von unserer Unwürdigkeit, damit wir durch Gottes Kraft das Gottesreich erlangen, nachdem wir uns unfähig erkannt, zu demselben zu kommen durch unsere eigene Macht: dann erst sandte er seinen Sohn, den Gerechten für die Ungerechten... Zu ihm sollen wir aufblicken und aller irdischen Sorgen uns entschlagen." (Kap. VIII, 11.)

Der begeisterte christliche Hellene überläßt sich zum Schlusse der Hoffnung, daß Diognet nach diesem Glauben sich sehnen, diese Erkenntniß Gottes, als der ewigen Liebe erlangen möge. Denn, fügt er hinzu:

„Wenn du Gott liebst, der dich so sehr zuerst geliebt hat, wirst du ein Nachfolger Gottes werden. Wundere dich nicht, daß ein Mann der Nachfolger Gottes werden mag. Er kann, wenn er will. Seligkeit besteht nicht im Herrschen über unsere Nachbarn, oder im Wunsche mehr zu wissen als die schwächern Brü-

der, oder in Reichthum und Unterdrückung der Armen: wer also handelt, kann nicht ein Nachfolger Gottes sein: alles dieses ist der Majestät seines Wesens fremd. Aber ein Jeder, der die Last seines Nächsten trägt, der bereit ist von seiner Fülle Dem zu geben, der es bedarf, Jeder, der durch Mittheilung der Güter, welche er von Gott empfangen, Denen die sie von ihm empfangen ein Gott wird — dieser Mann ist ein Nachfolger Gottes. Dann wirst du schauen, obwol du auf der Erde lebst, daß Gott im Himmel regiert: dann wirst du beginnen von Gottes Geheimnissen zu reden: dann wirst du lieben und bewundern Diejenigen, welche Strafe leiden, weil sie Gott nicht verleugnen wollen. Du wirst den Trug und Irrthum der Welt verdammen, wenn du erkannt hast, wie man wahrhaft lebt im Himmel: wenn du verachten kannst was hier Tod scheint, wenn du dich fürchtest vor Dem was wirklich Tod ist."

So dachte, so bekannte, so schrieb ein begeisterter, wahrscheinlich noch jugendlicher Christ, um den platonischen Stoiker zu bekehren, und dessen Zögling (der von Marcus Antoninus bald nach seiner Thronbesteigung, im Jahre 139, an Kindesstatt angenommen wurde) von der Ungerechtigkeit, Gottlosigkeit und Nutzlosigkeit der Christenverfolgungen abzuhalten.

Wer erkennt hier nicht den beispiellosen Aufschwung, welchen das Gottesbewußtsein der Menschheit am Kreuze in Golgatha genommen hatte! Nicht allein Judaismus und Hellenismus, auch das Tiefste des Buddhismus, ist weit überwunden. Gottes Reich auf Erden soll gegründet werden, denn Gottes Kinder sind die Menschen, sein Geist ist in ihnen: ein Geist der fortschreitenden Vergottung der Welt durch die Einpflanzung göttlicher Freiheit und Liebe. Dieser Freiheit Gewähr ist Selbstentsagung, Hingebung für die Brüder, als Gottes Kinder, als Gefäße des heiligen Geistes. Dieser Liebe zu Gott einzig sicherer Beweis ist die aufopfernde Liebe zu den Brüdern. Der Beweis des Gegentheils, das Zeichen der

Feindschaft gegen Gott ist Verfolgung, Gewissensdruck: denn aller Zwang ist Gottes Wesen fremd.

Das lebt und wirkt und treibt jetzt in den Gemüthern der Menschen, vom Schwarzen Meere bis nach Rom, von Alexandrien nach Athen: und das sollte zufällig sein? oder das sollte nur aus dem Verfalle des Heidenthums erklärt werden können? Setzt es nicht offenbar eine ewige Ursächlichkeit voraus, die auf den Gesetzen des unserm Bewußtsein eingepflanzten Kosmos beruht?

4. Hermas und sein Werk: „Der Hirt".

Jene begeisterte Stimme des philosophisch-gläubigen Vertheidigers der verfolgten Christengemeinde verhallt spurlos: während sehr untergeordnete, ja geistlose Apologien mit Ruhm erwähnt werden, schweigen Eusebius und die andern christlichen Geschichtschreiber von jenem Sendschreiben. Und doch war es aus frommem Gemüthe geflossen und aus der Seele der Gemeinde geschöpft, wie die ganze Geschichte der Zeit beweist. Nur ein späteres Misverhältniß des Schreibers zur Gemeinde kann dieses erklären: ein solches war der Uebertritt Marcions zu der von der Gemeinde gesonderten Schule des Valentinus.

Beim ersten Anblicke kann es nicht weniger räthselhaft scheinen, wie der älteste christliche Roman, der Hirt des Hermas (vom Bruder des römischen Bischofs Pius, im Jahre 139 geschrieben), umgekehrt bei den christlichen Gemeinden der griechischen und römischen Welt sich ein so großes Ansehen erwerben konnte, daß er selbst in den Gemeindeversammlungen als „Schrift" vorgelesen, daß er von Clemens „ein göttlich eingegebenes Buch" genannt, und daß sein Zeugniß noch auf dem Concil von Nicäa von beiden Parteien angerufen wurde. Beim tiefern Erforschen der Gegensätze in jener

Zeit und des Inhalts erklärt sich jedoch (wie der Verfasser anderwärts weiter entwickelt hat) dieses Räthsel ganz leicht. Das äußerlich unansehnliche Buch kam einem tief gefühlten Bedürfnisse der damaligen Christen entgegen: über die Zukunft der Gemeinde und der Welt, aus dem freien Laiengefühl eines hellenischen Christen ein deutendes Wort zu hören. Hermas verläßt den bisher in Nachahmung der johanneischen Offenbarung verfolgten Weg der Apokalyptik, und lenkt in die freie Form der Dichtung ein, mit beibehaltener Form der Vision. Es ist sehr merkwürdig, daß der Verfasser dieses gethan mit demselben individuell-geschichtlichen religiösen Gefühl wie fast zwölf Jahrhunderte später Dante in der „Göttlichen Komödie", und zwar, wie wir unbedenklich sagen, mit gleicher Tiefe des religiösen Glaubens, aber mit viel größerer Hoffnung für die Zukunft, also eigentlich mit viel größerm Glauben an den Sieg des wahren, die Welt umgestaltenden Christenthums als der große Florentiner des Mittelalters. Beide stellen die innern Zustände des Gemüths dar — von dem Erwachen aus dem Sinnenrausche und der Selbstsucht zum Glauben an die erlösende göttliche Liebe, und durch die läuternde Buße hindurch zum seligen Frieden des Gemüths: beide spiegeln diese Zustände ab als Zustände nach dem irdischen Leben. Aber während der Prophet des Mittelalters nirgends eine Hoffnung ausspricht für das Leben der Christen auf Erden, für die bestehende kirchliche Form des Gottesreichs, sondern vielmehr alle Seligkeit, wie alle gerechte Strafe in die Welt des Jenseits setzt; weidet sich das Auge des Hermas, noch mitten in der Verfolgung, ja am Vorabende einer Verfolgung, die er herankommen sieht, an der herrlichen Ausbreitung des Gottesreichs jenseit der unzureichenden Lebenskraft in Griechen und Römern. Dieses

ist der Hauptpunkt, auf welchen wir uns hier beschränken müssen.*)

Hermas ist nicht Name des Verfassers, sondern der Held des Romans. Er ist der von Paulus erwähnte römische Freund, und die Geschichte spielt in Rom unter Bischof Clemens, also in der Zeit des Schülers des Heidenapostels. Dieser Hermas, welchem das Buch zugeschrieben sein will (wie es denn bei Vielen für das Werk eines apostolischen Mannes galt), ist im Roman ein Handelsmann, angesehener Aeltester der römischen Gemeinde, unglücklich verheirathet an eine ungläubige Frau, und im gewöhnlichen Leben nicht viel gewisserhafter als seine Söhne: aus Unmuth vernachlässigte er sein Haus. Als er einst an der Tiber lustwandelte, sah er wie ein Mädchen aus dem Badehause in den Strom fiel; er rettete sie, aber wie groß war sein Erstaunen, als er in ihr eine Jugendgespielin, Haussklavin des Vaters, erkannte. Sie war eben so fromm als schön: er pflegte ihre Bekanntschaft, und seine Bewunderung ihrer Person und ihrer christlichen Sanftmuth war in Augenblicken vielleicht nicht weit von begehrlicher Liebe. Da schlief er einmal auf einsamem Pfade in Gedanken an jene Schönheit ein: siehe, da fand er sich im Geiste in einer felsigen, unwirthbaren, von Abgründen umgebenen Gegend (wie Dantes Anfang sie beschreibt): von da gelangte er zu einer Ebene, und sein Geist erhob sich zum Gebet. Da erschien ihm der Geist jener seitdem zu Gott abgerufenen schönen Jungfrau, die ihm sagte, sie sei heimgerufen, um seine sündlichen Gedanken vor Gott zu bringen, und öffnete ihm die Augen über seine innere Unreinigkeit, trotz aller Enthaltung strafbarer Aeußerung

*) „Hippolytus", I, 181—215.

derselben. Kaum hatte sie ihn verlassen, so erschien ihm eine ehrwürdige Matrone, die ernst ermahnte, aber zugleich tröstete. Hermas bewahrte Alles in seinem Herzen.

Einige Zeit nachher erschien die Matrone ihm wieder und gab ihm zum Lesen ein Büchlein des Trostes und der Glaubensstärkung, in Geboten und Gleichnissen. Sie erklärt ihm dann:

„Sie sei nicht eine Sibylle, sondern die Gemeinde, der Geist der Gemeinschaft von Gottes Auserwählten vom Anbeginne der Welt: die erste von Gottes Schöpfungen, und die um deretwillen die Welt geschaffen wurde."

Also der göttliche Geist der Menschheit. Von der wird ihm ein großer Thurm gezeigt, ein Fels, der aus dem Wasser hervorragt, aufgebaut über der Erde mit glänzenden Quadersteinen. Die sechs Erstgeborenen der Engel leiten den Bau. Das ist die Gemeinde aller Gläubigen, und die Vollendung des Baues ist die Zukunft der Welt.

Nachdem er sich nun die Gebote (zwölf neue Gebote christlicher Liebe) und die ins innere Leben einführenden Gleichnisse (Parabeln) angeeignet, bringt ihn ein Engel auf einen hohen Berg in Arkadien: es ist der heilige Geist selbst, welcher die Erklärung gibt. So heißt es:

„Der Geist ist der Sohn Gottes. Er erschien dir zuerst in der Gestalt der Gemeinde. Du konntest damals sein majestätisches Antlitz selbst nicht ertragen."

Hermas schaut nun wie jener Felsenthurm sich erhebt auf einer großen von zwölf Bergen umgebenen Ebene, den zwölf bekannten Völkern und Staaten der Welt. Der Fels selbst war von ehrwürdigem Alter: aber eine neue Thür war in seine Vorderseite eingehauen: zwölf Jungfrauen (Tugenden) bewachten Eingang und Ecken. Unterdessen schaute er den Fortgang des Baues:

jene sechs Engel ließen sich große Steine bringen, welche die Jungfrauen mußten durch die Thür ins Innere schaffen. Nach den zehn Ecksteinen (den zehn Patriarchen) kommen 100 Steine; zuerst 25 (die ungefähre Zahl der in der Bibel genannten Gerechten zwischen Noah und Moses): hierauf 35 (Zahl der Bücher des Alten Bundes): zuletzt 40: eine Zahl, die, merkwürdig genug, ungefähr der Zahl der frommen und heiligen Menschen entspricht, welche außer den zwölf Aposteln im Neuen Bunde genannt werden. Jene zehn und diese hundert Steine stellen also dar: die Urwelt, das vorgesetzliche Weltalter mit Abraham, dann die Zeit des Gesetzes und der Propheten, zuletzt die auserwählten Seelen der von Christus und seinen Aposteln gegründeten Gemeinde. Die letzten 40 geben den Seelen ihrer Vorgänger das Siegel des Christus, ohne welches sie nicht erlöst werden konnten.

Als nun der Sohn Gottes, der Herr selbst, erschien, um den so weit geförderten Bau zu besichtigen, da entdeckten sich dunkle, ja schwarze Flecken an manchen Steinen: es fanden sich viele darunter, welche nicht durch die Jungfrauen in den Bau hineingebracht waren. Nach einer Frist zur Läuterung verschwanden die Flecken bei einigen: alle welche schwarz blieben, wurden ausgebrochen, und es erging der Befehl, die Steine nicht mehr aus den großen Bergen zu nehmen, aus den damaligen Nationen des griechisch-römischen Weltreichs, welchen das Evangelium gepredigt worden, sondern aus dem endlosen Blachfelde, innerhalb dessen jene zwölf Berge sich erhoben. Und siehe, da kamen die schönsten und herrlichsten Steine aus dem unansehnlichen Boden hervor, und der Bau schritt rasch seiner Vollendung entgegen. Es ist durch jene Erklärung der zwölf Berge klar genug angedeutet, daß das Blachfeld die noch ganz heidnischen Gemein-

schaften, also zunächst die Celten und Germanen bezeichnen soll, deren Bekehrung bald nachher wirklich begann, vielleicht damals schon vorbereitet ward.

Der gute Hirt selbst, welcher Alles erklärt, ist der Engel der Buße. Er scheidet von Hermas mit der Warnung, welche das übergebene Buch schließt:

„Trage Sorge für dein Heil, solange der Bau des Thurms fortgeht. Der Herr wohnt in Menschen, die den Frieden lieben: denn wahrer Friede ist ihm lieb, und den Zanksüchtigen und Gottlosen bleibt er fern. Uebergib Ihm den Geist, gesund wie du ihn erhieltest. Wer jetzt wahrhaft Buße thut, wird Vergebung erlangen für seine frühern Sünden."

Der Geist läßt ihn in dem Hause der zwölf Jungfrauen (der christlichen Tugenden). Dann kommt er und setzt sich nieder bei ihm, mit jenem Engel der Buße zu seiner Rechten, und sendet ihn zurück zum eigenen Hause, daß er für der Seinigen Heil die schuldige Sorge trage.

So war denn die Parabel Christi von dem Mahle, zu welchem auch zuletzt Alle geladen werden, die hinter den Zäunen liegen, im Geiste des Paulus, angewandt auf die ganze Menschheit des zweiten Jahrhunderts: nicht ohne Spuren einer beginnenden Werkheiligkeit, aber doch wesentlich im Sinne jenes erhabenen Gottesbewußtseins, und im Glauben an ein fortschreitendes Reich Gottes auf der Erde. Allerdings kann das Ende der Welt bald kommen: aber es fehlen noch viele Völker, in denen auserwählte Seelen schlummern.

So bleibt denn auch dieses geistliche Volksbuch der ältesten Christenheit, auf Grund der Schrift und Offenbarung, innerhalb jenes großen Bewußtseins von dem Geiste Gottes im Menschen. Jeder ist ein „Knecht des Herrn": so war auch der vollkommene Mensch Jesus, in welchem der Geist Gottes,

„der Erstgeborene", wohnte, und der durch sein heiliges Leben und seinen heiligen Tod der göttlichen Natur vollends theilhaftig wurde. Deshalb heißt aber auch Jesus zugleich „der Sohn Gottes", und ist gleich dem „Geiste Gottes", eine Christologie, die im Wesentlichen auf die spätern Briefe von Paulus und auf das Evangelium des Johannes gebaut ist. *)

Die Gemeinde aber ist ihm auf Erden das Höchste, denn sie ist der sichtbare Leib des Herrn. Bischof und Aelteste zur Regierung, und Lehrer zur Unterweisung, sind eben sowol wie die Diakonen, Beamte der Gemeinde. Nur in ihrer ersten, unvollkommenen Erscheinung ist sie die Matrone, und sitzt auf dem Bischofstuhl, denn (wie das Buch sagt)**):

„der kranke Mann sitzt auf einem Sessel, von wegen seiner Schwäche, weil er einer Stütze für die Schwäche bedarf."

Als des Hermas Herz bereits erweckt ist, nimmt die Gemeinde eine mildere Form an „sanft lächelnd": und als sein Herz erneuert worden, strahlt sie in höchster Schönheit, verschmäht aber den Thron (Bischofssitz), und setzt sich nieder auf die Bank (die niedrigern Sitze der Aeltesten). Also „der Geist der Erde" (die Hierarchie) sitzt auf dem Sessel, die Aeltesten auf kleinen Stühlen oder Bänken. Gottes Volk steht unten im Schiffe der Kirche: so beten sie an. Dieser Gottesdienst besteht im Gebet und in dem Worte des Geistes. Die Taufe ist Taufe der Erwachsenen und besiegelt das abgelegte Bekenntniß: deshalb heißt sie „Siegel", aber nur insofern der Geist und Sinn erneuert wird: sie ist also die Besiegelung des Gelöbnisses des Gläubigen. Die Apostel steigen mit dem

*) „Hippolytus", I, 211 sq.

**) Ebend. p. 215.

Täufling hinab ins Wasser, und er steigt mit ihnen (in ihrem Geiste) erneuet wieder herauf.

Alles Dieses, eben wie jene Erwähnung des „Eingeborenen", ist so offenbare Anspielung auf das Evangelium Johannes (Kap. I und III), daß die ursprüngliche Hypothese vom späten Ursprunge desselben hier eben so zu Schanden wird wie bei dem Briefe an Diognet und bei Basilides und Valentinus. Vielmehr sind sie alle Zeugen einer organischen Entwickelung des Bewußtseins von Gott in der Menschheit auf Grund jener Verkündigung, als der des Apostels selbst, und können nur durch die Rücksicht auf dasselbe und die Anwendung desselben auf die Zeitverhältnisse erklärt werden.

Dieses echt apostolische Bewußtsein der Unzertrennlichkeit des Göttlichen vom Menschlichen, Jesu von dem Gläubigen, des Geistes Gottes von der Gemeinde, findet sich als der göttliche Keim aller gesunden und trostvollen Gedanken noch in Clemens von Alexandrien (Anfang des dritten Jahrhunderts) und in Origines (zweites Viertel desselben). Der erste erheischt als reinster hellenisch-gemeindlicher Ausdruck hier noch einer besondern Betrachtung.

5. Clemens von Alexandrien.*)

Clemens, ein geborener Athener, war Schüler des Pantänus, eines berühmten Philosophen, der, vom platonischen Stoicismus zum Christenthum bekehrt, die besonnene Dialektik und Forschung des hellenischen Geistes mit der Jesusreligion zu vereinigen suchte. Dieser allgemein geehrte christliche Philosoph hatte bereits die dialektische Philosophie auf die große

---

*) Vgl. „Hippolytus" in: Christianity and Mankind, Vol. I, p. 236 sq.

Frage der sittlichen Weltordnung angewandt, und zwar in ihrem tiefsten Grunde. Denn das beweist doch wol ein von ihm erhaltener Ausspruch.*) Er antwortete auf die Frage griechischer Dialektiker: wie der Gott der Christen die Dinge (das Endliche) wol auffassen möge, etwa sinnlich das Sinnliche, geistig das Geistige? folgendermaßen:

„Weder sinnlich das Sinnliche noch geistig das Geistige. Denn es ist unmöglich, daß der über das Endliche Erhabene etwas auffassen sollte nach Art des Endlichen. Wir (die Christen) sagen vielmehr, daß Gott das Endliche erkenne als *seine eigenen Willensbeschlüsse*, und für diese Rede haben wir einen guten Grund anzugeben. Denn wenn Gott das All durch seinen Rathschluß (Willen) gemacht hat — und dieser Annahme wird keine Rede widersprechen —, und wenn es immer fromm und richtig ist zu sagen, Gott kenne seinen eigenen Willen, und wenn er in der That alles Gewordene als ein Wollender gemacht; so steht fest, daß Gott das Endliche erkennt als seine eigenen Willensschlüsse, indem er ja auch als Wollender das Endliche gemacht hat."

Da die Antwort die Frage decken muß, diese aber das Geistige, also die Menschheit, einschließt; so liegt darin die große philosophische Annahme: es sei im Ewigen begründet eine sittliche Weltordnung, und das Gottesbewußtsein der Menschen habe eine gegenständliche Wahrheit.

Diesem Lehrer nun folgte Clemens auf dem Lehrstuhl der ersten theologischen Schule der Christenheit in Alexandrien gegen 190, und der größte Theil seiner Schriften fällt in die Zeit vom Tode des Commodus (192) bis zum Anfange des dritten Jahrhunderts. Bereits im Jahre 202 vertrieben ihn Verfolgungen von seinem Lehrsitze. Auch vom Mittelpunkte unserer Betrachtung der Entwicklung des christlichen

*) Aus den Scholien des Maximus, auch aufbewahrt durch des Erigena Uebersetzung des Dionysius Areopagita. S. bei Routh, Reliq. Sacr. I, p. 379, wo übrigens einige Kleinigkeiten zu berichtigen sind.

Bewußtseins von Gott in der Geschichte, erscheint die Religionsphilosophie des Clemens als der Gipfelpunkt der Vereinigung gläubiger christlicher Weltanschauung mit der edelsten hellenischen Betrachtung. Die Verbindung des Glaubens und Wissens, der Theologie und Philosophie war vom Anfange sein bewußtes Streben. Den Verirrungen der Gnostiker entging er durch sein Festhalten an Christus und seinem Evangelium. Dieses zeigt sich besonders in den drei Hauptpunkten, worauf es damals ankam: er hielt sich mehr an die Gemeinde als an die Schule: er setzte den Glauben über das Wissen: das christliche Leben war und blieb ihm der Prüfstein beider.

In diesem Glauben faßte er den kühnen Entschluß, auf dem durch Valentinus und seine Schule eröffneten Wege der philosophischen Erforschung des Johannesevangeliums, insbesondere des Prologs, fortzugehen. Es handelte sich dabei für die gemeindliche (katholische) Kirche insbesondere um die Verbindung des ewigen Logos mit der Persönlichkeit Jesu, also der Idee mit der geschichtlichen Erscheinung. Der bekannte byzantinische Patriarch des neunten Jahrhunderts, Photius, beschuldigt ihn hinsichtlich dieses Punktes der Ketzerei. Die Stelle, welche er als Beweis seiner Anschuldigungen gegen Clemens anführt, ist uns in dessen Werken nicht erhalten: sie muß den bis auf Bruchstücke verlorenen „Hypotyposen" entlehnt sein; allein die geretteten Theile derselben genügen als Zeugniß dafür, daß das Gottesbewußtsein des Clemens apostolisch war. Er ließ Gott eben so wenig in dem Begriffe der Welt oder in der menschlichen Entwickelung aufgehen, als er zwischen Gott und Welt die Kluft des Judaismus setzte. Zur Unterscheidung beider genügte ihm (in Anschluß an jene Worte des Pantänus) der Gegensatz des ewigen Seins und des vergänglichen Werdens, des Unendlichen und

des Räumlich-Zeitlichen. Gottes Wort im höchsten Sinne (der Logos) ist ihm Gottes Selbstbewußtsein, in der Endlichkeit aber, unter den Menschen, nach Jesu Heimgang, redet dieses Wort zu uns, als unser eigenes Gottesbewußtsein, und wohnt als Geist (Nûs) in den Herzen der Menschen.

Dieses ist nun auch der Sinn der verdächtigten Worte:

„Logos (das Wort) wird auch der Sohn (Christus) genannt, also mit demselben Namen, welchen der Logos des Vaters (das ewige, anfanglose Wort) trägt. Aber es ist nicht dieser Logos, welcher Fleisch wurde (Joh. I, 14), noch auch der Logos des Vaters, sondern vielmehr (wurde Mensch) eine Kraft Gottes, gleichsam ein Ausfluß des Logos selbst, welche, Geist geworden, der Menschen Herzen durchzieht.“*)

Die Bemerkungen des Clemens zu dem Systeme des Theodotus lassen über die Hauptsache keinen Zweifel: Clemens suchte vom transscendentalen, ontologischen Standpunkt zur rein historischen Erscheinung zu gelangen, ohne in die den Gnostikern anklebenden schriftwidrigen Erdichtungen zu verfallen. Der Denker bedarf einer Ueberleitung aus der Betrachtung Gottes an sich zu der Erklärung der menschlichen Persönlichkeit. Diese Ueberleitung hatten die Kirchlichen sich dadurch erschwert, daß sie nicht gehörig unterschieden, einmal den transscendentalen und den weltschöpferischen Standpunkt, trotzdem daß die ersten Worte des Prologs des Evangeliums diesen Unterschied stark genug betonen; zweitens, diesen weltschöpferischen Logos, und den persönlichen Sohn, das menschliche Abbild des auf das Endliche gerichteten göttlichen Willens. Manche von Denen, welche diese Unterschiede richtig im Evangelium erkannten, und deren philosophische und historische Realität verstanden, fürchteten auch wol, durch Geltendmachen der-

*) „Analecta“, Vol. I, p. 305.

selben Denjenigen Vorschub zu leisten, welche Christi Natur wesenhaft von der des Vaters verschieden annahmen. Zu Photius Zeit hatte man von diesem Unterschied zwischen Logos und Sohn schon lange kein klares Bewußtsein mehr, weil die Concilienformeln sich zwischen die freie philosophische Betrachtung und das Bibelwort gestellt hatten. Der Sinn der letzten Worte jenes Textes (welcher übrigens die Spuren einer Zusammenziehung an sich trägt), kann also kein anderer sein, als daß Clemens die Menschwerdung Gottes in Jesus, mit der Wirkung des Geistes Gottes in den Herzen der Gläubigen zusammenstellte, auf dem guten Grunde des Evangeliums Johannis (XIV—XVII).

Die Auffassung des Clemens und ihr kirchlicher Misverstand sind von einer welthistorischen Bedeutung für den Philosophen, den Ausleger des Evangeliums und den Historiker. Was ist denn diese byzantinische angebliche Rechtgläubigkeit? Wenn die Theologen auch zu allen Zeiten einen besondern Reiz scheinen darin gefunden haben, das Ungereimte und Undenkbare als die höchste Wahrheit auszugeben, an welche wir gerade deswegen glauben sollen, weil es undenkbar sei; so hat doch diese Vorstellung (eigentlich nur eine Bankbruchserklärung) lange aufgehört, die ernsten und aufrichtigen Geister zu befriedigen. Vielmehr findet eine solche rohe Auffassung des Göttlichen ihre Entschuldigung oder wenigstens ihre Erklärung nur darin, daß die Religion als etwas Aeußerliches angesehen werde, und Gottes Offenbarung als eine willkürliche, von der Vernunft getrennte That des Ewigen. Allerdings zeigt nun des Clemens Beispiel, daß der blos speculative Philosoph jenen rohen oder sophistischen Männern gegenüber eben so verloren ist als der bloße Forscher. Glücklicherweise weist aber auch dasselbe

Beispiel auf eine von der ganzen weitern Geschichte des Christenthums bezeugte Thatsache hin, daß weder Aberglaube noch Unglaube im Stande sind, das vereinigte Rüstzeug des Geistes, Gedanken und Forschung, auf diesem Gebiete anders als durch Feuer und Schwert mit Erfolg zu bekämpfen. Wir meinen die organische Vereinigung des dialektischen Denkens mit der philosophisch-historischen Forschung. Eine Philosophie, welche schriftkundig und fähig ist den Buchstaben der Bibel richtig auszulegen, vermag die Bodenlosigkeit jener Voraussetzungen nachzuweisen: und das philologische Gewissen eines Zeitalters, welches zugleich der dialektischen Methode mächtig ist, läßt sich nur in Strömen Bluts auf eine Zeit lang ersticken.

Das ganze Bewußtsein des Clemens von Gottes Gegenwart in der Welt ist evangelisch. Es beruht auf jener Scheidung und Verbindung von Gott und Welt, von Gedanke und Erscheinung. Daraus erklärt sich der kühne Ausdruck in der Ansprache an die Hellenen (I, 10 vgl. 1):

„Der Logos nahm die menschliche Maske an, und umkleidete sich mit Fleisch; und also spielte er das Erlösungsdrama der Menschheit, auf der Schaubühne der Welt";

womit man den Ausspruch über das Leben des wissenden Gläubigen vergleichen muß (Strom. VII, 11), in welchem er von „dem Gnostiker" (dem Wissenden, vernünftig Gläubigen) sagt:

„er spielt untadelig das Drama des Lebens, welches Gott ihm aufzuführen gegeben hat."

Also die Erscheinung des Logos in Christus ist nicht eine scheinbare, wie die doketischen Gnostiker behaupteten, sondern eine wesenhafte, wirkliche. Hierin liegen zwei Folgesätze,

deren erster bei ihm ausgesprochen ist. Das Leben der Nachfolger Christi ist ihm ein wesenhaft göttlich-menschliches: folglich auch (was er jedoch nicht ausspricht) nothwendig das Leben der gottsuchenden Menschheit und zwar insbesondere der Christenheit, als eines Ganzen in der Zeit: denn die Göttlichkeit der Natur des Menschengeschlechts ist des Clemens Grundgedanke.

Gehen wir näher ein auf die philologisch-geschichtliche Begründung, welche Clemens für den Nachweis dieses Gottesbewußtseins zu finden suchte; so muß uns jetzt allerdings Manches dabei seltsam und kaum begreiflich vorkommen. So mögen wir lächeln, wenn der geistvolle Alexandriner, bei der Behandlung der Ueberlieferung hinsichtlich Jesu Leben nach der Auferstehung, ernsthaft die Meinung ausspricht, daß Christus nach der Auferstehung nur deshalb Speise zu sich genommen, damit seine Jünger nicht an der Wirklichkeit seines Leibes zweifeln möchten (Strom. VI, 9). Wir sollten jedoch dabei bedenken, daß die systematisch geregelte Verachtung neuer und neuester Theologen für die göttlichen Naturgesetze und für die göttliche Wirklichkeit, namentlich im menschlichen Organismus nicht weniger willkürlich ist, und dem unbefangenen, denkenden Christen eben so anstößig sein muß. Wir brauchen deshalb, hier wie dort, nicht das Wahre zu verkennen, was sich, wenigstens bei den tiefern jener Theologen findet. Sie haben nicht Recht wegen ihrer Auslegungen, sondern trotz derselben. So sagt jener Pantänus zu dem Psalmvers (XIX, 4):

> „Er hat der Sonne eine Hütte gemacht, an ihnen (den Enden der Welt)",

welchen die Alexandriner falsch übersetzt hatten:

> „Und er setzte in die Sonne seine Hütte."

Man verstehe (sagt er) nach Hermogenes „die Hütte“ vom physischen Leibe des Herrn, oder von den Gläubigen, seinem geistlichen Leibe: man habe es aber von beiden zu verstehen, denn die Schrift brauche prophetisch oft die gegenwärtige Zeit statt der zukünftigen oder der vergangenen. Clemens stimmt ihm darin ausdrücklich bei, und führt den Gedanken weiter aus.*) Nach der Vergangenheit hin bezieht sich ihm der Ausspruch auf die Erstgeschaffenen, die höchsten Engel; nach der Zukunft geht er auf die Gesammtheit der Gläubigen, denn alle Gläubigen bilden ja den Einen Leib Christi: sie also werden am Ende der Dinge in die Sonne versetzt werden. Was kann grundloser und bodenloser sein als eine solche Auslegung! Es ist vom Leibe des Herrn in keiner Weise die Rede. Aber daß der Leib Christi die Gesammtheit der gläubigen Menschheit bedeuten müsse, wenn von demselben im Sinne des Geistes und der Weltgeschichte die Rede ist, das ist bei dem Allen doch wahr. Und das glaubte Clemens behaupten zu können und führte es verständig aus: und so hat er Recht im Gedanken, trotzdem daß er Unrecht hat in der Auslegung.

So entwickelt sich denn auch dem Clemens, ungehindert von seinen verfehlten allegorischen Auslegungen, und ganz organisch, aus seiner Grundanschauung von der wirklichen Gegenwart Gottes in der Menschheit und ihrer Geschicke jene tiefe und klare Auffassung der Weltgeschichte, welche ihn von seinen Vorgängern und Nachfolgern unter den Vätern der griechisch-römischen Kirche so wunderbar auszeichnet. Wir

---

*) „Analecta“, Vol. I, p. 311 sq. (Christianity and Mankind, Vol. V.)

können dieses Gottesbewußtsein in unserer jetzigen philosophischen Sprache etwa so ausdrücken:

> die Anerkennung einer Weltordnung in der Geschichte, als einer göttlichen Erziehung unsers Geschlechtes zur Erkenntniß des Guten, und als des wahren Sinnes dessen was man Vorsehung (Providentia, Pronoia) nennt.

Neander hat die wichtigsten Stellen des Clemens über diesen Punkt mit besonderer Vorliebe und Klarheit zusammengestellt*): man kann sagen, daß dieser Gedanke die Form und Folge aller seiner Werke erklärt, von der „Ansprache" und dem „Pädagogen" bis zu den „Teppichen" (Stromaten) und den bisher zu sehr vernachlässigten, weil nicht verstandenen „Umrissen" (Hypotyposen).

Gott, sagt Clemens, hat zwei Wege gewählt zur Vorbereitung der Erlösung durch Christus und sein Evangelium: das Gesetz der Juden und die Philosophie der Hellenen. Die Philosophie ist nicht (wie das abergläubische Buch Henoch es ausspricht und Viele, damals wie jetzt, sich oder Andern es glauben machen möchten), eine Mittheilung der bösen Geister, sondern eine herrliche Gabe Gottes und ein rechtmäßiges Seitenstück zum Gesetze — als Vorbereitung. Sie gehört zum göttlichen Erziehungsplane der Menschheit. Es war jene geistlose Ansicht des Buches Henoch, welche den schroffen Gegensatz der Gnostiker hervorrief: Clemens überwand diesen, und sah in der Vorzeit die vorbereitende Gnade und Wahrheit Gottes. So wenig wie das Gesetz kann die Philosophie, sagt er, volle Gerechtigkeit geben; zur Rechtfertigung des

---

*) „Kirchengeschichte", I, 921—935.

Menschen mußte für beide die Erlösung kommen, Gottes rettende That durch Christus. Aber was die Propheten für die Juden waren, das sind die Auserwählten unter den Hellenen, ihre Weisen, welche „die Ohren des Volkes gewöhnten an die große frohe Verkündigung". Das Christenthum vollendet, wie das Gesetz so auch die Prophetie. Der saftige, wilde Oelbaum wird durch die eingeflößte göttliche Nahrung zum edeln Fruchtbaum: das Licht, welches die Philosophie wie durch ein Brennglas künstlich der Sonne entwendet, scheint jetzt der Menschheit unmittelbar als volles Sonnenlicht, erleuchtend und erwärmend. Die erhabenste Fassung dieses Gedankens liegt wol in der herrlichen Stelle der Teppiche (I, 13):

„Die barbarische (jüdische) und die hellenische Philosophie haben gewissermaßen die ewige Wahrheit in Stücke zerrissen, eine Zerreißung, nicht die mythische von Dionysos, sondern der Gottesweisheit (Theologie) vom Worte des Ewigseienden. Wer nun das Zerrissene wieder zusammenfügt, und das Wort ganz und Eins macht, der wird wahrlich ohne Gefährde die Wahrheit schauen."

Vermittelst dieser erhabenen Ansicht vermochten auch die dem Clemens sich anschließenden Alexandriner das Wahre anzuerkennen, welches manchen der Häresieen zu Grunde lag: sie vermochten unwesentliche Abweichungen zu unterscheiden von Widerstreit in den Hauptpunkten. Die weltgeschichtliche Darstellung, die rein gegenständliche Wissenschaft der Geschichte war damit begründet — wenigstens für die Nachwelt.

Daß Clemens dabei oft fehlgriff, war zum Theil Mangel an philosophischer Methode, besonders aber Unkunde der Grundsprache des Alten Bundes. Daß er jenen Grundgedanken nicht weiter verfolgte, hatte auch außerdem seinen Grund in der betrübten, ja verzweifelten Weltlage: es wurde den besten Geistern so schwer, in jener Wirklichkeit Gottes

Hand zu erkennen und besonnener Hoffnung für die Zukunft auf dieser Erde Raum zu geben. Um so erfreulicher ist es zu sehen, daß er, im Glauben an den Sieg des Reiches Gottes auf dieser Erde, und also an den Fortschritt der Menschheit auf der durch Christus gewiesenen Bahn zu diesem Ziele, das Böse nicht für ewig hielt: denn das heißt philosophisch und biblisch nichts Anderes, als es in Gott, den Ewigen selbst setzen. Was Origenes metaphysisch zu begründen suchte, ist von Clemens vollkommen klar ausgesprochen: am Ende der Dinge steht die Ueberwindung des Bösen auf der Erde; selbst der Teufel wird einst zur Erkenntniß der Liebe Gottes kommen.

Wir können also abschließend sagen, die leitenden Geister der alexandrinischen Gemeinde waren die geistigsten Organe der damaligen Christenheit, und bildeten das Gottesbewußtsein Jesu, auf Grund der Verkündigung und Anwendung der Apostel, insbesondere des Paulus und Johannes, mit einer wunderbaren Uebereinstimmung gläubig und philosophisch aus. Die Verfassung wie die Gottesverehrung der Gemeinden stimmt harmonisch mit diesen ersten Versuchen des christlich-arischen Geistes zusammen. Geist und Wort, Vernunft und Gewissen, Forschung und Gemeindeleben waren nicht getrennt: es stand nichts Hemmendes zwischen Gott und dem Menschen.

Es bleibt uns nun noch übrig die ganze große Erscheinung dieses biblisch-christlichen Bewußtseins von Gottes Gegenwart unter den Menschen als ein großes Ereigniß in der Entwickelung des geistigen Kosmos zu betrachten, und seine weltgeschichtliche Bedeutung für alle folgende Jahrhunderte tiefer zu ergründen. Dann erst werden wir die Gegensätze des Gottesbewußtseins der verfolgten und der herrschenden Kirche vollständig würdigen können.

Zusammenfassung und vorschauender Blick auf das Kommende.

Es ist unmöglich in dem neuen Bewußtsein von der Gegenwart Gottes unter den Menschen, welches sich in der griechisch-römischen Welt, durch das Leben der Gemeinde und die Aussprüche ihrer Propheten gebildet und während der ersten drei Jahrhunderte bewährt hatte, nicht den Keim einer neuen Epoche der Entwickelung dieses beseligenden Bewußtseins zu erkennen. Die äußere Weltlage war seit dem Todespropheten Roms, Tacitus, noch viel schlimmer und bedrohlicher geworden, und doch schlug im innersten Herzen der untergehenden Welt ein neues hoffnungsreiches Leben sittlicher Begeisterung: nämlich in den christlichen Gemeinden, welche sich mitten in der Verderbtheit rein erhielten, mitten im Hasse die Liebe bewahrten, mitten im Jammer bei dem Glauben an Gottes Gegenwart treu verharrten. Durch die Heroen des christlich-griechischen Schriftthums ward dieses Leben in Verbindung gesetzt mit dem Edelsten und Höchsten der Bildung und Begeisterung der Alten Welt: das Christenthum erkannte sich als Religion des Geistes und der Menschheit. Die Menschheit hatte durch das Christenthum wieder Achtung vor sich selbst gewonnen, und zwar durch die Kraft der mit Gott versöhnten sittlichen Persönlichkeit und durch den Glauben an diese Persönlichkeit.

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß auch diesem Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Menschheit ein Todesgefühl in Beziehung auf die Wirklichkeit beigemischt war. Die Reiche dieser Welt mußten untergehen, denn sie waren ja Feinde Christi: Christus war zwar nicht bei dem Falle Jerusalems erschienen; wohl aber wird er der Welt (das war der verbreitete Glaube der Christen jener Zeit) ein Ende machen bei dem Untergange Roms, dessen Senat und Aristokratie den eigentlichen Kern des heidnischen Elements und der Christenfeindschaft darstellten. Allerdings war ein neuer göttlicher Ausgangspunkt gegeben und ein einiges, seliges Ziel vor Aller Augen aufgesteckt: die Erscheinung Jesu als des Gründers des Gottesreichs auf der Erde, und der sichern Hoffnung der Vollendung des hier beginnenden ewigen Lebens in Gott. Aber der Weg zu diesem Leben ging für den Einzelnen durch den leiblichen Tod, für die Menschheit durch den Untergang der Welt, das heißt des Erdkreises. Die Erde der Gegenwart lag zu sehr unter dem Fluche, als daß der Himmelsstrahl einer glücklichen Zukunft ihre Dunkelheit hätte erleuchten können. Das Gefühl des verwirkten Todes, des unvermeidlichen Untergangs, lag gewissermaßen noch tiefer in den Herzen der Gläubigen als in denen der Heiden. Allerdings verschlossen sich die Anhänger der alten Religionen dem Gefühle der strafenden göttlichen Gerechtigkeit, sei es aus Unglauben an diese, sei es aus römischem Nationalstolz. Wie sollte Rom untergehen können! Das war die letzte Stütze der Zweifler, daß wenn Rom unterginge, auch die von ihm beherrschte Welt untergehe; darüber waren Heiden und Christen im Allgemeinen einig. Wir sehen jetzt, auf der Höhe von mehr als anderthalb Jahrtausenden, wol alle ein, daß Rom untergehen mußte, weil es der Mittelpunkt des Verderbens

war, welches sich über die Erde als Tyrannei und Selbstsucht ergossen, weil sich in ihm das Selbstische, in einer fast übermenschlichen Stärke der Bosheit verkörpert hatte. Wir wissen nun auch thatsächlich, daß gerade aus Roms Untergange ein neuer Morgen für die Erde aufging. Aber das glaubte kein Heide, und nur wenige Christen gaben ihrem Glauben an das Gottesreich diese Fassung.

Also in dem Gefühle der Auflösung und des Versinkens in immer schwerere Verwickelungen und schlimmere Zustände trafen die Christen mit den Heiden zusammen: nur die Juden hatten bereits ihr Schlimmstes erfahren, und für Jahrhunderte tiefen Haß gegen das Bestehende eingesogen. Die Christen waren nicht hoffnungslos wie die Heiden: aber ihre Hoffnung war nicht für diese Erde: sie ging auf ein Jenseits. Doch fehlte es nicht ganz an solchen, welche den Wink der göttlichen Fügung beim Falle Jerusalems richtig verstanden, nämlich so, daß man beim Untergange Roms keine persönliche Wiederkunft Christi zum allgemeinen Gerichte zu erwarten habe. Diese nun hielten sich an die Gesichte und Deutungen des schauenden Jüngers in der Apokalypse. Doch auch hier war Alles dunkel, außer den drei größern Weissagungen: von der Rettung der Gemeinde beim Umsturze des Tempels, von der unvermeidlichen Zerstörung des römischen Reichs, und von der Erscheinung des neuen Jerusalems. So blieb also mehr oder weniger für Alle der überwältigende Eindruck des Todes. Die Leichen der drei großen Volksthümlichkeiten der Alten Welt lagen gleichsam zur Todtenschau vor dem Betrachter, obwol nur das jüdische Staatsleben wirklich vernichtet war. Sie waren dem Verderben geweiht, jede durch eine eigene, vorherrschende Sünde. Der Grieche wollte nur genießen und spiegelte sich wohlgefällig in seinem Ich, seiner

Weisheit und Kunst: der Römer wollte Alles beherrschen, um seiner kalten Selbstsucht mehr und mehr zu fröhnen: der Jude wollte sich feindselig abschließen als Volk Gottes, aber seine habsüchtigen Reichen unterdrückten mehr und mehr ihre Armen. Allen dreien verkündete nun der Christ das Ende der Welt, wenn er vom Griechen Enthaltsamkeit und strenge Reinigkeit forderte, vom Römer dienende Liebe und Demuth, und vom Juden Aufgeben seiner abstoßenden Abgeschlossenheit um Aeußerlichkeiten willen, und seines unmäßigen Strebens nach Gelderwerb.

Ein volles, gesundes Bewußtsein der Gegenwart Gottes in der Welt konnte sich bei dieser Weltlage auch unter den Christen nicht bilden. Das Große in der weltgeschichtlichen Anschauung der geistreichsten und aufstrebendsten unter ihren Leitern, der Alexandriner, war das Festhalten des Glaubens an die ewige Liebe Gottes, welche sich in Jesus offenbart, des Glaubens, daß Gott die Geschicke der Menschheit nicht allein mit Allmacht und Gerechtigkeit leitet, sondern auch mit ewiger Liebe. Es ist mit dieser Ansicht, daß Origenes dem skeptischen und verzweifelnden Celsus entgegentritt, und in ihr liegt seine größte Kraft. Gleichzeitig wurden die Verfolgungen der Kaiser immer systematischer und grausamer, eben weil die Christen bereits eine Macht waren. „Das Ende der Welt ist nahe", sagte man in den Verfolgungen Diocletians und des Maxentius. Da zog 312 Konstantin nach dem Siege bei der milvischen Brücke in Rom ein, und 325 war er Alleinherrscher. Das Christenthum aber ward Staatsreligion. Nach kurzem Kampfe unter Julian stand die katholische Kirche unter dem großen Theodosius als herrschende Körperschaft da. War das das Ende der Welt oder das Ende des gemeindlichen apostolischen Christenthums? So

mögen wir nach anderthalb Jahrtausenden wol fragen. Die Welt ist noch da, und an die Stelle des heidnischen Weltreichs sind längst christliche Völker getreten: aber sind sie die Neue Welt, oder liegt die Menschheit noch in Kämpfen? und in welchen? und weshalb?

Ehe wir in die Darstellung des großen anderthalbtausendjährigen Dramas der arischen Menschheit und der tragischen Geschichte ihres Gottesbewußtseins von der wahren Gegenwart Gottes eintreten, ist es offenbar wichtig, daß wir uns die bleibenden, ewigen Errungenschaften des Gottesbewußtseins der ersten drei christlichen Jahrhunderte in ihrer Tiefe anschaulich zu machen suchen.

Die drei großen Faktoren oder wirksamen Kräfte jenes Bewußtseins, welche sich uns während der frühern Jahrtausende nur in der Vereinzelung oder in Kämpfen und Widersprüchen gezeigt haben, waren zum ersten male ganz rein erschienen: Gott, Mensch, Gemeinde. Gott, als der Ewige: die einzelne Menschenseele, als der endliche Geist, welcher im Ewigen die Ursache des Weltalls, und ihrer selbst ahnt oder schaut: die Gemeinde endlich, welche sich als die Menschheit, die Eine, göttlich Vereinigte erkennt, das heißt, als ein Ganzes nicht blos in dem Nebeneinander der einzelnen Geschlechter, sondern auch in ihrer Folge und Dauer.

Von diesen drei Faktoren des Gottesbewußtseins war der erste die jüdische Voraussetzung des Christenthums. In der That hatte die Menschheit im abrahamisch-mosaischen Bewußtsein von der Gegenwart Gottes die Einzigkeit des Ewigen so rein und klar vor Augen, daß ein anderer Ausgangspunkt nicht möglich war für die Weltreligion des Geistes. Die Ursache und fortdauernde Ursächlichkeit der sichtbaren, vergänglichen Dinge kann selbst nicht sichtbar, endlich, ver-

gänglich sein, nicht ein Wesen, das man in Form und Gestalt fassen könnte, nicht einmal in die Schranken des Weltalls. Diese ewige Ursächlichkeit nun ist eine sittlich-vernünftige, gute, ja das ewige Gute selbst, und hat also ihr endliches Abbild in dem Gemüth des Menschen.

Aber die griechisch-römische Religion war nicht im Stande den zweiten Faktor zu liefern, die göttlich-menschliche Persönlichkeit. Allerdings ruht das Eigenthümliche des hellenischen Gottesbewußtseins auf der Annahme der Menschwerdung Gottes: aber als Verwirklichung dieser Idee standen nur erdichtete Heroen da, Göttersöhne von zweideutiger Sittlichkeit, und an deren Göttlichkeit auch der Fromme nicht mehr glaubte, weil die Wirklichkeit diesem Glauben zu sehr widerstritt. Auch der Philosoph wußte damit nichts anzufangen, da die Vielheit der Götter den ersten Faktor verdunkelt und also die Bedeutung des zweiten, auch der Idee nach verringert hatte. Dieser Faktor war aber jetzt durch Jesu Lehre, Leben und Sterben gegeben, und so war die Idee einer göttlich-menschlichen Persönlichkeit, als verwirklichter Gotteserscheinung, in das Bewußtsein jener Gemeinde eingetreten, welche an den Ewigen glaubte, ohne an das jüdische Gesetz gebunden zu sein, und die Gegenwart Gottes anderwärts als in der Menschenbrust und in der gesammten Menschheit zu suchen. Der Glaube an den Ewigen bleibt nicht allein der Ausgangspunkt des christlichen Bewußtseins von Gottes Gegenwart unter den Menschen; er kommt erst jetzt recht zum Durchbruch. Jesus erkannte sich als unmittelbares Werk und Wirkung des Ewigen, durchaus gleicher Natur mit dem Ewigen, natürlich im Endlichen und in dessen Schranken: der Vater (der Ewige) ist größer als der Sohn, aber der Sohn ist derselben Art, und thut auf der Erde, im Gemüthe der Menschen, was der

Ewige im Weltall. Er ist also die erscheinende Gottheit, die von allen Völkern und Weisen geahnte, aber nie geschaute und in der Wirklichkeit erkannte Gegenwart des Ewigen. Nach den Aussprüchen Jesu und dem Gebrauche der apostolischen Schriften heißt der Ewige allein Gott: oder, mit anderer Wendung, Gott an sich heißt nur der Ewige. Diese Anschauung, dieser Gedanke gründet sich auf die unmisverständlichsten Aussprüche Jesu: weder die Gemeinde noch ihre Propheten anerkannten irgend einen andern Ausdruck als gerechtfertigt.

Eben so gewiß und sicher nun erkannten sie in sich selbst die zeitliche Verwirklichung des andern der beiden erscheinenden Faktoren des Bewußtseins von der innigsten Gegenwart Gottes in der Welt: die Gemeinde, das heißt, die als Einheit der Erlösten sich empfindende Menschheit. Diese Verwirklichung nun war erscheinend und nicht erscheinend zugleich, jenes in den einzelnen an Jesus als den Heiland sich anschließenden Persönlichkeiten, dieses in ihrem Verbande, in dem Geiste, welcher sie aus Vielen zu Eines machte. Ohne ihre Individualität zu vernichten, erhob dieser Geist die Menschen vielmehr zur vollkommenen Persönlichkeit, zu freien Wesen, welche sich verstehen und innerlichen Frieden genießen. Dieser Geist war nicht etwas Gemachtes oder auch nur etwas Menschliches, das heißt Endliches. Es war der Geist des Ewigen, welcher durch die Vermittelung der ersten sittlich vollkommenen und bewußten Persönlichkeit sich in die Menschheit ergoß, sie zu dem wahren Leibe des Auserwählten bildend, das heißt, zu einer über die Schranken des kurzen persönlichen Lebens der Einzelnen zu unbegrenzter Einheit und zu fortschreitender Vollendung. Also die Erscheinung selbst ist zeitlich, endlich, vergänglich, wie bei Jesu, aber sie setzt sich in unabsehlicher Reihe fort, als im Geiste zu schauendes Ganze, und was

in ihr wesenhaft erscheint, ist der bewußte Geist, nicht irgend eine geschaffene Naturkraft, nicht einmal das gesammte sichtbare Weltall mit seinen Kräften, sondern der Ewige selbst und unmittelbar. Wir sind also geschichtlich befugt, für die Erklärung dieser beiden Faktoren, Mensch und Menschheit, den einfachern Ausdruck zu gebrauchen:

Gott der Ewige ist Mensch geworden in Jesu, und seit dessen Heimgange zum Vater ist Gott Mensch werdend bis ans Ende der Welt in den Geschlechtern der Menschen, also in der gläubigen Mensch heit.

Jene Verwirklichung steht vollendet und verklärt da, diese geht unter unsern Augen vor sich, und jeder Einzelne von uns soll in diese fortschreitende Einleibung Gottes als wesentlicher Theil eingehen, und dort als göttliche Persönlichkeit Das wiederfinden, was er aus dankbarer Liebe als selbstisches Ich freiwillig aufgegeben hat zum Besten der Brüder.

Auch dieses Bewußtsein der göttlichen Wirklichkeit des dritten Faktors ist in jenen Jahrhunderten unverkennbar, eben sowol in den bewußten Aussprüchen ihrer Propheten, als in dem über das begriffliche Denken erhabenen, weil Wirklichkeit gewordenen, göttlich-menschlichen Leben der Gemeinde. Es erscheint in diesem Leben die Gemeinde als eine dreifach geweihte. Zum ersten male hatte sich das in den heiligen Versammlungen anschaulich gezeigt: die Gemeinde füllte das Gotteshaus und die Stätte ihrer heiligsten Gemeinsamkeit (Communion) war das Allerheiligste im Tempel. Die Gemeinde heißt und ist das Gotteshaus. Zum ersten male trat die tiefe, unergründliche Bedeutung des Opfers bei

der Anbetung zum Vorschein: die Gemeinde selbst war sich Opfer und Priester zugleich, ihr Gelübde der Hingebung war die Wahrheit aller jüdischen wie aller heidnischen Sinnbilder. Die Gemeinde ist der wahre Leib des Herrn, und wird im täglich erneuten Opfer dargebracht. Zum ersten male endlich fühlte sich die Gemeinde als Menschheit, nicht als Nation oder Staatsanstalt. Die Gemeinde ist das Gottesreich auf der Erde. Alles Dieses ist nicht durch philosophische Weisheit gemacht, sondern, wie mit göttlicher Nothwendigkeit, von selbst aus dem Bewußtsein der gläubigen Gemeinde über den Erdkreis hervorgegangen. Es muß also hier der ewige Logos selbst wirksam sein, das ewige Gesetz aller Einwirkung. Wenn aber dem so ist, so mußte der dritte jener Faktoren ganz besonders eine entscheidende Wirkung auf die Gestaltung des gesammten Gottesbewußtseins der christlichen Menschheit ausüben. Denn in ihm vereinigt sich das Ewige als bewußter Geist der Gottheit mit dem Endlichen.

Bedenken wir nun, welche Kraft zum Leben oder zum Tode in dieser ersten reinen Darstellung der Harmonie der drei nothwendigen Faktoren des Gottesbewußtseins verborgen liegt. Dergleichen war nie vorher dagewesen, obwol zu allen Zeiten ersehnt, angestrebt: es war eine so gänzliche Umkehr alles Bestehenden, daß es im Kampfe mit demselben untergehen oder die ganze Welt umkehren mußte. Es ist unnöthig jetzt noch zu sagen, welches von Beiden erfolgt ist.

Aber es mußte nun auch in dem immer sich mehr erweiternden, entwickelnden und verwickelnden Verlaufe jener Vergötterung der Welt sich kräftiger und also bewußter an die ewigen Bedingungen dieses Verlaufes halten, und hier lag eine der größten Gefahren, auf welche wir am Schlusse des ersten Hauptstücks aufmerksam machten.

Welches sind diese, von unserm, dem weltgeschichtlichen Standpunkte?

Der christliche Glaube an den Ewigen bedingt die Einheit des Alls, nicht blos als Idee des ewigen Selbstbewußtseins der Gottheit, auch nicht allein in dem erscheinenden Weltall, sondern in der menschlichen Ebenbildlichkeit. Dieser Bedingung muß nicht allein die Lehre gemäß sein, das heißt, die begriffliche Entwickelung, sondern auch das Leben, also Verfassung und Anbetung. Es muß fortdauernd ausgemerzt werden aus allen Dreien das Selbstische, was sich nach dem Gesetze aller endlichen Bildung ansetzt, als Heidenthum oder Judenthum. Jenes leugnet praktisch die Einheit, welche es doch anerkennt, und verliert das Ewige in der Vielheit seiner Erscheinungen. Dieses leugnet thatsächlich die wesenhafte Gegenwart Gottes in Jesu und der Gemeinde, also in Persönlichkeit und Menschheit, obwol es sie als Heischesatz annimmt in der Schrift und im Gedanken. So wird ihm also wider seinen Willen der Ewige, der Alles in Allem Seiende, zum „Alten der Tage" im Sinne eines höchsten Wesens: der Allgegenwärtige wird der nirgends in der Wirklichkeit wahrhaft Seiende. Den Verlauf beider Krankheiten sahen wir im Heidenthume wie im Judenthume: sollte er sich im Christenthume nach andern Gesetzen gestalten? Sollte nicht auch hier die begriffliche Lehre und das gemeindliche Leben in Wechselwirkung stehen?

Der christliche Glaube an den Gottessohn heischt, nach dem Zeugnisse der Schrift und der drei ersten Jahrhunderte, die Einzigkeit des Erlösers als göttliche Bedingung, und die allgemeine Erlösungsbedürftigkeit als menschliche Bedingung. Eben so fordert der Glaube an den Geist einerseits, daß dieser Glaube in Gott selbst, als dem in der Gesammtheit

der gläubigen Gemüther sich Bezeugenden gesetzt, andererseits, daß seine Offenbarung und Verwirklichung wesentlich in der Gemeinde der Gläubigen anerkannt werde. Aus beiden Heischesätzen folgt Großes und Schweres für die weitere Entwickelung der Verfassung der christlichen Gemeinde, und noch Größeres und Schwereres für ihre Anbetung. Für die Verfassung folgt, daß Christus allein König und Herr der Gemeinde sei, und ihr Niemand auf Erden „Vater" genannt werden könne, ohne Lästerung. Für die Anbetung folgt, daß kein vom Weibe Geborener angerufen werden solle als Gegenstand der Anbetung und Verehrung, außer dem Gottessohne und dem Geiste: der Sohn als vollendetes Wesen des erscheinenden Ewigen, also nach seiner ewigen Natur in Gott, nicht als endlicher Lehrer und Prophet, und als der Aelteste der Gemeinde: der Geist als Gott in den Gläubigen. Das empfand nun die Christenheit jener Jahrhunderte so stark, daß wir noch ziemlich spät in einem Concilienbeschlusse als feste Regel und als Gesetz aufgeführt finden, was die alte Sitte geheiligt und festgehalten hatte:

> daß bei der Feier des Abendmahls Niemand in der Gemeinde solle in den gemeinsamen Gebeten angerufen werden, außer dem Vater.

Aber wie schwer wird Beides in Zukunft festzuhalten sein! Die „Gewaltigen und die gnädigen Herren" (um uns an Luthers Uebersetzung von Luc. XXII, 25 anzuschließen) werden an die Spitze der Gemeinde des Weltreiches treten: Bischöfe und bischöfliche Synoden, Fürsten und Kaiser. Wenn der Geist der Gemeinde nun auch der Herrschsucht der Könige widersteht, wird er eben so der Herrschsucht der geistlichen Herren widerstehen? Und wird nicht dadurch die Trä-

gerin des Gottesbewußtseins im höchsten Sinne, die Gemeinde, betheiligt? wird ihre Bedeutung dadurch nicht im Innersten angegriffen, erschüttert, zuletzt vernichtet werden? Und zwar selbst ohne besonders gewaltthätige und herrschsüchtige Charaktere, nur durch das Zurücktreten und allmälige Verschwinden der Gemeinde? Wird nicht schon dadurch der „Aelteste" (Presbyter) aus einem Lehrer und Diener der Gemeinde ein „Priester" werden, ein Vermittler, also ein Mittler? das geistige Opfer der Gemeinde seine That, sein Opfer, also etwas Aeußerliches, nur als priesterliches Werk Bedeutsames? Gott und Christus können nicht gegenwärtig geglaubt und als heilskräftig, erlösend empfunden werden im Gewissen und Gemüthe, und zugleich in einem Geschöpfe oder gar in einem Machwerke des Menschen. Wird also dadurch nicht das Bewußtsein der Erlösungsbedürftigkeit, der rechtfertigende Glaube, die persönliche, sittliche Religion gefährdet, und es zuletzt unmöglich werden die Einzigkeit des Erlösers festzuhalten? Werden nicht die „Heiligen", das heißt nach Schriftgebrauch, die von der Welt (vom Selbst) Gesonderten, also die Gläubigen, zu kirchlichen, als Helfer anzurufenden „Schutzherren" werden, und so praktisch zum Gegenstande gemeindlicher Verehrung? Wird dann endlich nicht der ordnende Verstand diese also umgewandelten Grundbegriffe als das Gegebene, als das göttlich Ueberlieferte, ja als das Ewige selbst ansehen und behandeln, und aus dem Misverstande eine Theorie bilden, ein System machen, den Irrthum zum Unterscheidungszeichen des Glaubens? Wird also dieses nicht zuletzt als heiliges, ja heiligstes Gesetz erscheinen und vom Staate mit äußerlichem Zwange durchgeführt werden müssen? Denn wie sollte es sich sonst gegen Schrift und inneres Gottesbewußtsein halten? Und wenn es nicht

absolute, ewige Wahrheit ist, was ist es denn? Und wird es dann nicht schlimmer werden als je vorher? „Das Schlimmste ist das Verderben des Besten" (corruptio optimi pessima) sagt ein alter und weiser Spruch.

Wir haben gesehen, wie das geschichtliche Element der Religion ohne sichere Urkunden nothwendig seinen gegenständlichen Halt und seine Norm verliert, und wissen ja, daß die Bibel nicht allein das Beste und Heiligste, sondern auch die einzige wahrhaft geschichtliche und aus dem Mittelpunkte des allgemeinen innern Gottesbewußtseins geschöpfte Urkunde ist. Der Glaube an die Bibel, als die Urkunde der göttlichen Geschichte steht nicht hemmend, sondern leitend und tröstend neben dem innern Gottesbewußtsein des Einzelnen: er erhebt über die Schwankungen, welche nothwendig in der großen geschichtlichen Entwickelung sich zeigen. Aber die Bibel deckt sich nicht mit einem solchen System, denn die Voraussetzungen, auf welchen es aufgebaut ist, finden sich nicht im Evangelium und sind nachweislich spätere Ausartungen Dessen, was sich wirklich in ihm findet. Sowie also eine scholastische Formulirung eintritt, so ist der Widerspruch nicht zu verdecken: nur System oder Bibel kann herrschen, kann maßgebend sein. Wird also das Wort Gottes, welches als in der Bibel enthalten alle Christengemeinden theoretisch anerkennen, nicht untergeordnet werden müssen den Satzungen der Menschen, also das spätere Judenthum mit erneuter Kraft wieder die Menschheit bedrücken?

Wenn Freiheit und Bibel abhanden gekommen sind, wenn der Ewige zurücktritt hinter irgend einer Vielheit und Erscheinung, wenn die Einzigkeit des Erlösers aufhört, wenn das Gewissen der Gemeinde unterdrückt, und also diese selbst vernichtet wird — wie kann da der heilskräftige Glaube in

der kirchlichen Gemeinschaft bleiben? ja ohne die ewige Vorsehung Gottes überhaupt in der Menschheit sich erhalten? Wird der Unglaube nicht eben sowol die Frucht dieses Abfalles sein als der Aberglaube, die bürgerliche Knechtschaft nicht eben so sehr als die geistige? Wird denn Christus nicht von neuem gekreuzigt durch lange Jahrhunderte, während welcher die Seelen der Gemordeten schreien: „Herr wie lange?" (Offenb. V, 10.) Wird nicht der heilige Geist Gottes gelästert werden, durch jene Leugnung des Göttlichen als des Guten, welche nicht vergeben wird, das heißt, die zum entsetzlichen Untergange von Völkern und Staaten führt?

Wir müssen uns diese Fragen stellen, denn wir sind im Begriffe einzuleiten in eine fast übermenschlich schwere und tragische Entwickelung, die vielmehr eine unauflösliche, oder noch nicht gelöste, Verwickelung ist.

Zweite Abtheilung.

Erster Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein der herrschenden Geistlichkeitskirche und ihrer Propheten.

Erstes Hauptstück.

Das gemeindliche Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Verfassung.

Die Gemeinde, welche im zweiten Jahrzehende des vierten Jahrhunderts, unter Konstantin in das Weltreich eintrat, als erstberechtigte und herrschende, und unter Theodosius, 60 Jahre später, bereits als die alleinberechtigte und verfolgende dastand, war seit dem Ende des vierten Jahrhunderts allmälig eine bischöfliche Geistlichkeitskirche geworden. Das brüderliche Gemeindegefühl war dem körperschaftlichen gewichen, die Gemeindeältesten wurden Liturgen, ihre Vorsteher regierende Bischöfe. Die Scheidewand zwischen Laien und Geistlichen, das heißt, dem christlichen Volke und seinen Lehrern, wurde immer sichtbarer. Doch blieben noch die alten Grundanschauungen von Verfassung und Anbetung; es stand nichts

zwischen Gott und der Gott suchenden Seele, zwischen dem Glauben der Gemeinde und dem evangelisch-apostolischen Worte Gottes. Um hier nicht allgemein Bekanntes aufführen zu müssen, wollen wir nur auf das Kennzeichnende aufmerksam machen, welches die großen Phasen der pathologischen Entwickelung von einander scheidet, in den seitdem verflossenen mehr als funfzehn vollen Jahrhunderten.

Denn als eine krankhafte, pathologische werden wir diese Entwickelung doch erkennen müssen, wenn wir auf das Gottesbewußtsein Jesu als das untrügliche Musterbild, auf das Bewußtsein der Apostel und der apostolischen Gemeinden als ein im wesentlichen mustergültiges Vorbild zurückblicken. Dann aber fordert auch eine mehr als anderthalbtausendjährige Geschichte den Forscher ernst zu der Frage auf, ob die in ihr unverkennbar sichtbare folgerichtige Entwickelung, nach ihrer uns vorliegenden Thatsache, ein Weg zum Leben oder zum Tode gewesen sei?

Im Allgemeinen wird also wol Niemand bestreiten, daß die Kirche des Zeitalters von Konstantin bis Justinian II. (312 bis 692) eine bischöfliche Geistlichkeitskirche genannt werden muß. Zur nähern Bezeichnung aber wird sie als bischöfliche Concilienkirche zu fassen sein: denn gleichzeitig mit dem Umschwunge der Stellung des Christenthums zum römischen Reiche versammelt sich ein allgemeiner Kirchenrath, ausschließlich aus Geistlichen, und fast ganz aus Bischöfen bestehend, in Nicäa, um eine theologische Formel aufzustellen über den Glauben der Gemeinde an Vater, Sohn und Geist, eine systematische Lehrformel, als Glaubensformel. Diesem ersten Concil folgten vier andere (bis 685), allgemeine oder ökumenische Synoden, deren Beschlüsse im Abendlande wie im Morgenlande anerkannt wurden, während die Beschlüsse des

konstantinopolitanischen Concils (692) über Kirchenrecht und Disciplin im Abendlande keine Anerkennung fanden. Die Spaltung war eine rein kirchenrechtliche: die Päpste fanden die von jenem Concil zusammengestellten ältern Kirchengesetze (Canones) ihren Ansprüchen nicht genügend. Doch stand fest, daß die Concilien über dem Papste seien.

Die bischöfliche Concilienkirche war nun im Laufe des fünften und sechsten Jahrhunderts allmälig eine Patriarchenkirche geworden, wo zuletzt das alte und neue Rom sich gegenüber standen. Im Osten stellte sich Byzanz zuerst nur neben Alexandrien und Antiochien, und jede dieser drei Hauptkirchen suchte aus dem Einfluß auf den unter ihr stehenden Theil des Reiches ein Recht des Herrschens zu machen, und die selbständigen erzbischöflichen und bischöflichen Sprengel der übrigen größern Gemeinden in den Hintergrund zu drängen. Es begreift sich, daß der Sitz von Konstantinopel durch den Einfluß des kaiserlichen Hofes sich immer mehr erhob über die ältern Hauptkirchen des Ostens. War schon die Wahl der Bischöfe durch Volk und Geistlichkeit, welche die alten Kirchengesetze vorschreiben, ausschließlich oder überwiegend in die Hände der Geistlichkeit gekommen; so waltete bei den höhern Stellen der Einfluß des Kaisers und seines Hofes vor, und es ließ sich auch der Einfluß der Mönche sehr bedeutend verspüren. Die sogenannte rechtgläubige morgenländische Kirche ist die Kirche der Kaiserstadt, welche die Nationalkirchen wie die syrische und armenische unterdrückte, und dann diese mit Ketzernamen brandmarkte. Diese Usurpation hat sich selbst im Sprachgebrauche festgesetzt.

Im Westen wurde, bei ähnlichem Entwickelungsgange, der Sitz von Rom seit dem Untergange des Reichs im fünften Jahrhunderte vor allen andern mächtig. Doch stellt sich noch

Gregor der Große zu den Sitzen von Mailand und Aquileja als zu seines Gleichen, während er die Bischöfe seiner Reichsprovinz (des cisalpinischen Italiens, Siciliens und Afrikas) als seine Untergebenen behandelt. Erst die Verbindung Roms mit dem karolingischen Herrscherhause der katholischen Franken machte die westliche Kirche zur päpstlichen. Die Entwickelung dieser Kirche mußte eine aufsteigende werden, denn im Westen regte sich frisches Leben, bei aller Zerstörung, in Folge des germanischen Blutes, während der Osten, durch Muhammed erschüttert, mehr und mehr zusammenbrach und asiatische Zustände annahm, die alte Kaisergewalt aber im westlichen Europa, selbst in Italien, im achten Jahrhunderte ganz verschwand.

Den weltgeschichtlichen Wendepunkt bezeichnet die Krönung des Frankenkönigs Karls des Großen in der römischen Peterskirche am Weihnachtsfeste des Jahres 800; damit beginnt das germanische Mittelalter und seine Kirche, die päpstliche Concilienkirche. An die Stelle jener allgemeinen Concilien traten jetzt Provinzialconcilien, von den Päpsten geleitet: die Formulirung der Christologie war vollendet, und die Nationalitäten ordneten ihre kirchliche Gesetzgebung selbst, unter der Leitung der Päpste, und mit mehr geduldeter als anerkannter, mehr thatsächlich nebenher gehender als organisch theilnehmender Wirksamkeit der Fürsten.

Wenn nun schon unter dem bischöflichen System die große Gemeinde der Griechen und Römer vor der Hierarchie fast verschwand, wie viel mehr mußte dieses der Fall sein bei dem päpstlichen System! Die vereinzelten Synoden konnten sich nicht halten gegen die in jeder Beziehung überlegene päpstliche Macht, und oft auch nicht ohne dieselbe. Das fränkische Volk hatte schon unter Karl dem Großen an den

Concilienbeschlüssen so wenig Theil als an den Kapitularien. Die kirchliche Gemeinde trat, aus mehren Gründen, gerade ganz besonders bei den germanischen Stämmen zurück. Auf der Uebergangsstufe zur romanischen Bildung waren sie gegen ihre römischen Lehrmeister wehrlos. Sie hatten das Christenthum schon als ein Kirchenthum empfangen, mit dem Gottesdienste in fremder Sprache, und mit einer lateinischen Bibel, aus welcher sich die Franken und Sachsen, nicht mehr wie einst die Gothen, eine deutsche Bibel bildeten, sondern nur Evangelienharmonien für die Muttersprache zusammenschrieben oder dichteten.

Als im zwölften Jahrhunderte die bürgerliche Gemeinde mächtig geworden war durch die Städte, und als die Völker anfingen sich eine selbständige Bildung zu erwerben, begann der Kampf zwischen den parlamentarischen Concilien und den Päpsten, welche seit Innocenz III., zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, sich als unumschränkte Herren der Christenheit, über Völker, Könige und Kaiser erklärt hatten. Aber weder Konstanz noch Basel vermochte die päpstliche Alleinherrschaft zu brechen, da die Concilien auf dem hierarchischen Prinzip blieben ohne dessen letzte Folgerung anzuerkennen. Es zeigte sich vielmehr immer deutlicher, wie es unmöglich war, ohne die Gemeinde eine Reform der Kirchenverfassung zu erringen. Das Tridentinische Concil endlich, veranlaßt und erzwungen durch diejenigen Dynastien, welche sich dem gemeindlichen Prinzip aus Herrschergründen widersetzen mußten, besiegelte die unumschränkte Regierung der Kirche durch den Papst. Daß hieraus auch das päpstliche Recht der Gesetzgebung in Glaubenssachen folge, war zweifelhaft, bis in unsern Tagen Pius IX. die Frage dadurch thatsächlich entschieden hat, daß er eine Schulansicht, welche seit dem elften Jahrhundert viele

der bedeutendsten und frömmsten Väter der lateinischen Kirche bekämpft hatten, die Sündlosigkeit der Empfängniß der Jungfrau Maria, aus eigener Machtvollkommenheit zum Glaubenssatze erhob.

Der Umschwung dieses Gottesbewußtseins ist nicht allein ein bedeutender, sondern ein Umschwung zum positiven contradictorischen Gegentheil, schon vom Standpunkte der weltgeschichtlichen Entwickelung, auch ohne alle Rücksicht auf die entsprechenden Ergebnisse der andern, mehr geistigen Entwickelungsreihe, welche wir später zu betrachten haben.

Die Gründe dafür sind insbesondere folgende zwei. Erstlich ist die Thätigkeit und entscheidende Mitwirkung der Gemeinde, nach deren verschiedenen Sphären, unumgänglich nothwendig zur Erfüllung des göttlichen Planes des Evangeliums. Es genügt dafür auf jede Seite der Evangelien zu verweisen, insbesondere auf die von uns oben vorgelegten und erläuterten Stellen. Der Gemeinde des christlichen Volkes ist der Geist Gottes gegeben, und die höchste Macht der Schlüssel. Wie kann also das contradictorische Gegentheil, die volle Aufhebung des Ausgangspunktes, das Richtige und eine Entwickelung zum Leben sein? Alle Grundbegriffe sind versetzt, ja umgeschlagen ins Gegentheil, zuerst thatsächlich, dann prinzipiell. Wir finden statt des christlichen Volks eine priesterliche Körperschaft: statt des Gottesworts in der Bibel und im Gewissen der Vernünftigen, die geistlichen Gesetze einer priesterlichen Körperschaft: statt freier Berathung der Gemeinde und ihrer Abgeordneten mit den Verwaltern der Kirchenämter, den absolutesten aller Despotismen, denjenigen, welcher sich zum Herrn der Gewissen macht, und über Thatsachen mit göttlicher Unfehlbarkeit entscheidet. Und zwar von Rechts wegen, und zwar von wegen eines hei-

ligen Rechts! Und doch bezeugen unbestreitbare Thatsachen, daß die Beschlüsse dieser absoluten Macht zum Theil auf erlogenen oder wenigstens betrüglich eingeführten Verfügungen, viele der übrigen auf Misverstand beruhen. Es gibt zu ihrer geschichtlichen Rechtfertigung, bei dem gegenwärtigen Stande der historischen Forschung, nur sentimentale Phrasen der Romantiker oder auch Sophismen, fast so arg, wie die einiger sogenannten Protestanten, welche in unsern Tagen die Vernunft abgeschworen haben und das Recht des Gewissens leugnen, ohne zu merken, daß sie sich dadurch für Unvernünftige und Gewissenlose erklären.

Daneben nun wird, selbst von jener Priesterschaft, welche sich praktisch an die Stelle des Wortes Gottes gesetzt wie an die der Gemeinde, die Bibel, und insbesondere das Evangelium, im Prinzipe als maßgebend anerkannt, obwol das beanspruchte ausschließliche Recht der Auslegung diese Anerkennung aufhebt und verspottet. Wenn sich also nach dem Zeugnisse der Geschichte, also aus dem maßgebenden Anfangspunkte, immer stärker und folgerichtiger das unbedingte Gegentheil entwickelt hat; so müssen wir schon von dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Untersuchung fragen: Steht etwa die christliche Menschheit gerade jetzt am Rande eines furchtbaren Zwiefalles? Das Dilemma würde folgendes sein. Entweder ist die sittliche Weltordnung eine Täuschung und das Evangelium eine Lüge, die Religion aber ein abgethanes Kinderspiel: oder die Entwickelung, welche folgerichtig dahin geführt hat, ist nicht die christliche, nicht die des geistigen Kosmos, nicht die Gottes, sie ist ein Abweg, nicht ein Weg des Lebens, sondern des Todes.

Also vom Evangelium und den Aposteln aus führt der Pfad nicht zur Hierarchie. Aber die von uns oben angeführten Thatsachen reichen hin zu beweisen, daß wir, zwei-

tens auch nicht von der vorkonstantinischen Gemeinde zum hierarchischen System gelangen. Diese, mit Recht apostolisch genannte Kirche wird nun doch von allen Gemeinschaften so weit mindestens als mustergültig angesehen, daß Niemand leicht wird zugeben wollen, es finde ein wesentlicher Gegensatz statt zwischen den eigenen Zuständen und dem dort sich offenbarenden innern Lebensgange. Am wenigsten wird die äußerliche Fortsetzung der alten Kirche, die bischöfliche, diesen Standpunkt nehmen können. Es ist aber durchaus mislungen, trotz aller Anstrengungen, ja es ist mit jedem Fortschritte der Forschung unmöglicher geworden nachzuweisen, oder auch nur glaublich und denkbar zu machen, die Verfassung des absoluten Priesterthums stehe im Einklange, und nicht im vollen Widerspruche, mit jenen drei ersten Jahrhunderten vorkonstantinischer Entwickelung. Aus dem zuerst mehr negativen Beweise ist allmälig ein überwältigender positiver geworden.

Also sollen wir etwa die in unsern Tagen auch von einem protestantischen Kirchenrechtslehrer mit großer Salbung und Zuversicht verkündigte Lehre von der Umkehr der Wissenschaft predigen, und die historische Forschung eben sowol als die philosophische Betrachtung abweisen, sei es, um uns in den Schooß eines protestantischen Oberkirchenrathes oder in die Arme des Papstthums zu werfen? Oder sollen wir vielleicht lieber den Ernst der Forschung durch den Ernst der Gesinnung verschärfen, und die Ergebnisse auf das Leben anwenden? Jedenfalls scheinen uns, nach sichern Zeugnissen, zwei Thatsachen festzustehen; einmal, daß die anderthalbtausendjährige Entwickelung der kirchlichen Verfassung allerdings eine folgerichtige Ausbildung des hierarchischen Prinzips sei: dann aber, daß wir in unsern Tagen bei den äußersten Folgerungen eines Systems angelangt sind.

Neben dieser Betrachtung steht der Nimbus der Heiligkeit einer mit Gottes Geiste unfehlbar ausgerüsteten, sich selbst geschlossen fortpflanzenden Hierarchie nicht der Barbarei noch auch der verneinenden Gottlosigkeit oder dem Leichtsinne der Verzweiflung und des Lasters entgegen, sondern wir finden ihn durch die Geschichte selbst gegenübergestellt einem wahrhaft göttlichen Lichte, welches am hellsten und reinsten im Evangelium leuchtet. Gewiß ist das Gewand göttlich, mit welchem die Hierarchie sich umhüllt: aber gehört es ihr? Ist es nicht vielmehr der Gemeinde entwandt, welcher es der Erlöser gegeben mit den erhabensten Verheißungen, und der es durch Gewalt und Täuschung entrissen worden? „Gott will seine Ehre keinem Andern geben", sagt die Schrift. Auch hat, wie wir gesehen, bis jetzt noch Niemand sie sich genommen, ohne vom göttlichen Gerichte ergriffen zu werden.

Was nun neben dieser Entwickelung und unter dieser Verfassung aus der andern Grundanschauung des maßgebenden Gottesbewußtseins, der Anbetung, geworden sei, wollen wir nun in möglichster Kürze, aber doch urkundlich, betrachten. Denn hier ist der geistige Mittelpunkt der Tragödie der europäischen Menschheit.

Zweites Hauptstück.

Das gemeindliche Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Anbetung.

Einleitung.

Indem wir zu der Betrachtung des andern Punktes des gemeindlichen Lebens der kirchlichen Gemeinde übergehen, betreten wir das Heiligthum des in Gott versenkten Geistes, der ihren Ursprung suchenden Seele, der Weihe der Gemeinschaft der Menschheit. Alles was den Gottesdienst, oder, besser ausgedrückt, die Anbetung betrifft, pflegt selbst die ganz Weltlichen und Ungläubigen mit einem Schauer der Ehrfurcht zu erfüllen. Die Gottheit wird bei der Anbetung der Gemeinde gegenwärtig gedacht in einem ganz besondern Sinne, und die Betrachtung dieser Gegenwart fällt nothwendig in den Mittelpunkt des Kreises unserer Forschung. Wir wollen daher einige Worte des Verständnisses vorausschicken, über das Verhältniß der kirchlichen Formeln dieses Bewußtseins von der Gegenwart Gottes, welche dabei allerdings einigermaßen berührt werden.

Wir bitten Jeden Folgendes zu bedenken. Es würde

eben so sehr ungeschichtlich als unpsychologisch sein, zu leugnen, daß die Frömmigkeit und Anbetung weniger hervorgeht aus dem System der Lehre, als das System aus dieser. Die Frömmigkeit und die Andacht der Christen sind da vor allen Dogmen. Sie ruhen auf innern Zuständen, welche keineswegs immer den dogmatischen Anregungen entsprechen. Wer im Hause Gottes wohnt, kümmert sich weniger um die Leitern als Die, welche sie aufstellen, um zu versuchen ins Haus zu kommen. Die Anbetung ist ursprünglich im Menschen, ihre Anfänge sind älter als alle geschichtlichen Ordnungen. So ist denn aber auch zweitens im Christenthum das Allgemeine zu unterscheiden von dem Besondern. Das Geheimniß der Verbindung der Seele mit dem Leiden Jesu ist eine mächtige Anregung der anbetenden Menschheit, und die Empfindung seiner Kraft unabhängig von der dogmatischen Bestimmung über die Art ihrer Einwirkung. Endlich kann auch das Festhalten an der Wahrheit des Empfindens jener göttlichen Kraft sich im Gemüthe erhalten, eben sowol trotz der dogmatischen Bestimmung über das was außer der Empfindung liegt, als durch dieselbe. Anders allerdings verhält es sich, wenn die Bestimmungen über dieses Aeußerliche als höchste kirchliche Wahrheit sollen geltend gemacht, und zum Zeichen der Gemeinschaft mit Christus und Gott erhoben werden. Dann kommt die Sache vor den Richterstuhl der Philosophie und der Forschung, und das fromme Gemüth kann von einer freien Untersuchung der Wahrheit niemals berührt werden.

Jede theologische Lehre (Dogma) besteht aus zwei Elementen, welche man sondern muß: aus theologisch-philosophischen Voraussetzungen und Annahmen, und aus einer als offenbart zu Grunde gelegten Thatsache. Bei der Mischung beider wird nun nicht selten das thatsächlich Geschichtliche

in Folge einer nicht ganz reinen und klaren Entwickelung verkehrt aufgefaßt, ja das Ursprüngliche ist in einer gegebenen Zeit vielleicht schon in seiner wahren Gestalt entweder nicht mehr bekannt, oder nicht mehr verständlich. Das Schlimmste aber ist, daß oft die Worte bleiben, während der Sinn sich umkehrt. Wir machen dieses durch ein Beispiel anschaulich. Die Worte

Presbyter — Ecclesia — Sacrificium — Sacramentum

bedeuten nachweislich die ersten Jahrhunderte hindurch, wie wir gesehen:

Aeltester — Gemeinde — Dankopfer — Gelübde

und eben so gewiß in der mittelalterlichen Kirche:

Opferpriester — geistliche Körperschaft — Sühnopfer — magisches Werk.

Es ist eben so voreilig zu sagen, dieses sei nicht möglich, als eine solche Umwandlung bedeute nichts. Aber es ist auch eben so unbillig zu behaupten, es könne eine solche Umwandlung nur durch Betrug und hierarchische Zwecke entstanden sein, als dem historischen Nachweise, daß eine solche Umwandlung stattgefunden, den vermeintlichen Beweis der Unmöglichkeit entgegenzusetzen. Allerdings kennt die Weltgeschichte keine größere Umwandlung als die des Glaubens an die wahrhafte Gegenwart Gottes im Herzen der Abendmahlsgenossen in den Glauben an die wirksame Gegenwart Gottes in der Hostie. Aber beide halten ein Wunder fest, und zwar das einer wesenhaften Verwandlung. Herz oder Hostie, das ist hier der Zwiefall. Für den folgerichtigen Denker und für das gläubige Volksbewußtsein gibt es nur Ein Dilemma. Die Wahrheit und Wirklichkeit der Gegenwart ist entweder im Geiste oder sie ist im Brote und Wein. Gesetzt nun, es wäre die erste verdunkelt durch Veräußerlichung der Grund-

begriffe, welche dabei zur Sprache kommen, wie soll sie von einer Gemeinschaft, welche sich gleichsam verhängnißvoll, durch den Zug nach begrifflicher Folgerichtigkeit an das Aeußerliche anklammert, anders festgehalten werden als am entgegengesetzten Ende? Das mag Manchen seitsam vorkommen, aber es ist geschichtlich und philosophisch wahr. Irgendwo müssen Gewähr und Zeichen der göttlichen Wirklichkeit sein: sind sie nun nicht in der Gemeinde und ihrem häuslichen und öffentlichen Leben; wo sollen sie denn anders sichtbar werden als in den äußern Zeichen ihrer Gemeinschaft? und was sollen diese anders werden als Christi Fleisch und Blut? Alles Dazwischenliegende ist willkürlich, unbefriedigend für den Verstand wie für das ursprüngliche Gottesbewußtsein. Wenn nun eine Versetzung (Metastase) jener Grundbegriffe stattfand, dabei aber doch der Glaube an die Gemeinschaft mit Gott und deren umwandelnde Kraft in den gläubigen Gemüthern blieb; was konnte Anderes erfolgen als daß man bei dem Untergange der Gemeinde und ihres freien Lebens gerade die diametral entgegengesetzten Punkte auch hier festhalten mußte, aus Besorgniß am Glauben überhaupt Schiffbruch zu leiden, und den Gott zu verlieren, welchen die Seele sucht um zum Frieden zu gelangen? Was von einem andern Standpunkte Aufgeben des Glaubens an Christus heißen muß, konnte ja auf jenem verhängnißvollen Wege nur als nothgedrungenes, redliches Bekenntniß des Glaubens an eine anerkannt göttliche Wahrheit erscheinen. Es wird sich vielleicht in einer Realphilosophie des Gottesbewußtseins nachweisen lassen, daß dieser tragische Verlauf nach einem göttlichen Naturgesetze erfolgt, welches eben so gewiß ist, wie das Gesetz, wonach die Körper zur Zersetzung und Auflösung gehen, aber viel klarer, weil aus der Natur des Geistes erklärbar.

Allerdings wird, nach der bisherigen Forschung, aus einer solchen Versetzung und Umwandlung des Sinnes der Grundbegriffe sich doch früher oder später die Nothwendigkeit ergeben, den eigentlichen Gegenstand und die ursprüngliche Grundlage des kirchlichen Glaubens eben so diametral umzukehren. Christus findet sich nicht mehr als der Gegenstand, die Bibel nicht länger als die Grundlage, des christlichen Glaubens, selbst wenn man es wollte und wünschte. Wenn man an eine ewige Weltordnung glaubt, an Christus als den Erlöser, und an den Geist als das Leben der Gemeinde der Gläubigen; so muß das Verschwinden der wesenhaften Bedeutung von Vater, Sohn und Geist, und des Glaubens an die Bibel als die geschichtliche Offenbarungsquelle der Offenbarung dieser Gottheit, die bedenklichsten Folgen haben. Hört das unmittelbare Verhältniß der einzelnen Gläubigen, also auch die innige Verbindung von Brauch und Gesinnung, von Religion und Sittlichkeit nicht nothwendig auf, wenn statt aller jener göttlichen Kräfte eine Körperschaft sich als das Organ darstellt, durch welches Gott zur Menschheit redet? Ja, wenn diese allein, oder ihr Haupt, die Wahrheit vernimmt, so werden sie gar nicht umhin können, dem christlichen Volke das Wort Gottes zu entziehen, und von ihm nur Dasjenige mitzutheilen, was ihnen geeignet scheint, und in der Form, welche von ihnen vorgeschrieben ist.

Mit Denen nun, welche einer ernsten geschichtlichen Forschung, und der christlichen und menschlichen Berechtigung einer solchen Stellung nachzugehen sich im Gewissen nicht frei fühlen, wird kein Vernünftiger rechten. Unsere Leser aber sind solche, welchen die Wahrheit der Geschichte heilig, die der Geschichte Gottes und der göttlichen Dinge in der Mensch-

heit aber das Heiligste, und ihre Erkenntniß für den Seelenfrieden das höchste Ziel ist. Es ist dabei einerlei, ob sie von dem Glauben an eine von Gottes Geist unfehlbar beseelte Körperschaft, oder von dem Glauben an das Bibelwort und die Geschichte desselben ausgehen. Es handelt sich in der Geschichte um Thatsachen und deren nachweislichen Zusammenhang unter einander und mit Gewissen und Vernunft. Der Ausgangspunkt kann ganz verschieden sein, und ist oft zufällig, aber von Allen kann ein aufrichtiges Streben nach dem Ziele gefordert werden, denn dieses ist Wahrheit und Seligkeit.

Nach dieser Bevorwortung gehen wir also unbedenklich an die Kennzeichnung der Epochen jener Umwandlung, mit urkundlicher Nachweisung der schlagenden Thatsachen. Hinsichtlich mancher Einzelheiten müssen wir uns auf die ausführlichen Darstellungen in „Hippolytus und seine Zeit" beziehen, sowol im ersten als im zweiten Bande. In diesem Werke sind auch die liturgischen Urkunden der östlichen wie der westlichen Kirchen bis zum achten Jahrhundert kritisch zum ersten male, nach ihrer historischen Ordnung, zusammengestellt.*)

---

*) „Hippolytus und seine Zeit", I, 372—417; II, 363—618. In der zweiten englischen Ausgabe „Analecta", als Theil V und VI, von Christianity and Mankind.

Erster Zeitraum.

Das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Abendmahlsfeier vom vierten bis zum Ende des achten Jahrhunderts (325 — 800): fünf Jahrhunderte.

Wir haben in dem ersten Zeitraum gesehen, wie die Feier des Gedächtnißmahles allmälig eine gottesdienstliche wurde, und mit dem Lob= und Dankgebete, oder der Weihung der Gemeinde im Frühgottesdienste in Zusammenhang gebracht ward. Der Begriff des Opfers war und blieb dabei von der Abendmahlsfeier als solcher durchaus getrennt. Das Weihegebet, hervorgegangen aus dem alten Tischgebete, wie Christus dasselbe gehoben und geheiligt hatte, war ein freies, und schloß immer mit dem Gebete des Herrn: auch dieses allein genügte als Segensgebet. Ein Lobpsalm blieb heilige Sitte nach dem Mahle, ebenfalls nach altjüdischem Gebrauch. Die übrigen Gebete, vor wie nach dem Mahle, gehörten dem gewöhnlichen Gottesdienste zu: so namentlich die vom Apostel empfohlene Fürbitte für das Volk Gottes, welches auf dem Erdkreise zerstreut ist, und für alle Menschen. Da hierbei viel Oertliches und Stehendes vorkam, so finden wir hier

auch zuerst stehende Formeln: so in der alexandrinischen Gemeinde, wie aus des Origenes Anführungen hervorgeht. Ist für dergleichen einmal der passendste Ausdruck gefunden, so ist es gerathen ihn, wenn auch mit einer gewissen Freiheit im Gebrauche, festzuhalten, wodurch die Vorstellung des Zusammenhangs der Geschlechter und Zeitalter der Christen der Gemeinde nahe gebracht wird.

Dieses nun blieb äußerlich der Charakter der gemeindlichen Anbetung im vierten Jahrhundert, oder in der Zeit vom Anfange Konstantins bis zum Tode Theodosius des Großen, dem Zeitalter zweier großen liturgischen Namen, Basilius und Chrysostomus. Die liturgischen Ordnungen, welche den Namen dieser beiden Männer tragen, und die mit sehr bedeutenden Erweiterungen des achten und neunten Jahrhunderts die Grundlage des Gottesdienstes der byzantinischen Kirchen bilden, sind erst im fünften Jahrhundert entstanden. Wir haben die schlagendsten Zeugnisse aus den echten Schriften jener großen Theologen, für die Annahme, daß damals das Weihegebet vor dem Genusse des Abendmahles noch ein durchaus freies blieb, in welchem es wesentlich war den heiligen Geist herabzurufen auf die Gemeinde und die zum heiligen Mahle bestimmten Elemente. Der Segen über die Gemeinde bezieht sich aber auf das erneuerte Gelübde der versammelten Gläubigen, ihr Leben dem Dienste des Herrn und der Brüder zu weihen. Hier also haben wir das ursprüngliche Gottesbewußtsein. Daß keine Feier ohne Communion der Gemeinde war, versteht sich von selbst: aber Chrysostomus klagt in einer seiner Predigten, daß das versammelte Volk nicht, wie sonst, jedesmal an dem Mahle Theil nehme, sondern zusehe, wie die zur Austheilung desselben um den Tisch des Herrn versammelte Geistlichkeit dasselbe mit

einander begehe. Also gegen Ende des vierten Jahrhunderts zeigt sich der Fluch des Absterbens des Gemeindegefühls bereits in dem Mittelpunkte der gemeinsamen Anbetung. In diesem entscheidenden Punkte stand der Entschluß frei, das ewige Dankopfer der Christen, die That der Erlösten bis zum Ende der Welt, zu trennen von einer Feier, welche keinen Sinn hat, wenn sich keine Theilnehmer finden. Man that das Gegentheil: die Elemente des Einen und des Andern, des Lobopfers und des Mahles, waren so innig verbunden in der festgewordenen Liturgie, die Körperschaft der Geistlichkeit stand so entschieden bereits an der Stelle der Gemeinde, daß man, dem verhängnißvollen Drange folgend, die Communion der Geistlichen feierte auch ohne Theilnahme der Gemeinde. Man that es jedoch mit ausdrücklicher Klage über die Veränderung, und man war sich schwerlich der daraus gewissermaßen mit Nothwendigkeit hervorgehenden Folgen bewußt.

Die Verdunkelung der Grundbegriffe der christlichen Anbetung steigerte sich durch das Anwachsen der liturgischen Formeln und verlesener Gebete im fünften Jahrhunderte. Es tritt immer mehr eine dem sinkenden Geiste der Zeit entsprechende Veräußerlichung des Opferbegriffes hervor. Wie sollte es auch anders sein, wenn die einzige von Christus geheiligte Trägerin des Bewußtseins von der innersten und höchsten Gegenwart Gottes in der Menschheit und Welt, die Gemeinde, mehr und mehr zurücktrat, wie allenthalben, so auch in der Bethätigung bei der Feier des Mahles? Die Handlung blieb: aber sie wurde aus einer That der Gemeinde die Handlung der Geistlichkeit: also für die Gemeinde im Großen eine Darstellung, ein heiliges Drama. Dem lag nahe eine Ausschmückung des Aeußerlichen durch Mysticismus, das heißt

durch schwärmerische, also willkürliche Behandlung desselben. Wenn das wahre Mysterium der Wirklichkeit, das Gottesbewußtsein der Seele sich verdunkelt, so muß ein falsches Mysterium an die Stelle treten: denn ein Mysterium ist der Geist immer für die Natur: und daher sucht es der Mensch, in sich oder außer sich, weil er sich des Unterschiedes des Geistes von der Natur, des Ewigen vom Vergänglichen, im Innersten bewußt ist.

Um so merkwürdiger ist eine klassische Stelle in dem Werke des Augustinus von dem Staate Gottes (X, 6), welche wir im Hippolytus, deutsch und im Urterte, gegeben und erläutert haben.*)

Wir heben nur hervor, daß Augustin, in dieser ausführlichen und tiefen Auseinandersetzung des christlichen Opferungsbegriffs, denselben auf rein evangelisch-apostolische Weise ohne alle Beziehung auf das Abendmahl entwickelt.

„Ein wahres Opfer ist jedes Werk, welches gethan wird, damit wir mit Gott in heiliger Gemeinschaft verbunden werden mögen, indem es also auf jenes Gut als Zweck bezogen wird, durch das wir wahrhaft selig werden können . . . . Es ist uns aber vom Apostel anbefohlen, solche Werke in diesem Sinne zu vollbringen (Röm. XII): Ich ermahne euch, lieben Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst. Wie vielmehr wird dann die Seele ein Opfer, wenn sie sich gänzlich an Gott hingibt, auf daß sie von dem Feuer der göttlichen Liebe entzündet werde und so die Form weltlicher Begierde verliere, umgestaltet durch ihre Unterwerfung unter Ihn, der da gleichsam die unveränderliche Form selbst ist, und Ihm angenehm werde durch Das, was sie von seiner Schönheit empfängt . . . . . . Hieraus folgt unzweifelhaft, daß die ganze erlöste Gemeinde (civitas), d. h. die Gesammtheit und

*) „Hippolytus und seine Zeit", I, 410 fg.

Gemeinschaft der Heiligen (Gläubigen), Gott dargebracht wird, als ein Gesammtopfer, von dem Hohenpriester, der in seinem Leiden sich selbst für uns darbrachte in Knechtsgestalt, auf daß wir der Leib zu einem solchen Haupte würden. Weil es diese Knechtsgestalt ist, die er opferte, so wird er auch in dieser Gestalt geopfert: weil er derselben zufolge der Mittler ist, so ist er in ihr zugleich Priester und Opfer."

Also Augustinus kennt nur Ein wirkliches Opfer, die freie Hingebung des eigenen Willens und des Lebens: das heißt, er nimmt als das wahre das einzige an, welches Evangelium und Gottesbewußtsein kennen. Das Urbild dieser Hingebung ist das Opfer Christi im Leben und im Sterben: deshalb, wie jeder Mensch Priester, so ist Christus Hoherpriester, und wie jeder Mensch sein Selbst opfert, also zugleich Priester und Opfer heißen mag, ist Christus das ewige Opfer, als das Haupt des Leibes, dessen Glieder die Gläubigen sind, also die erlöste Menschheit. In der menschlichen Knechtsgestalt sind und werden beide Opfer dargebracht, also menschlich.

Alles Dieses ist von dem Opfer Christi am Kreuze und von Christi darin liegender hohenpriesterlicher Vertretung der Gemeinde gesagt, ohne jede Beziehung auf das Abendmahl. Erst nachdem er diese Verbindung unsers Opfers der dankbaren Liebe mit dem Leiden Jesu, als der Vollendung seines Lebensopfers, aus einander gesetzt, fügt Augustin abschließend hinzu:

„Dies ist das Opfer der Christen, die da Alle sind Ein Leib in Christus. Und dieses feiert beständig die Gemeinde in dem Sakramente des Altars, welches die Gläubigen kennen: sie lernt bei dieser Feier, daß sie, die Gemeinde, selbst dargebracht wird in Dem, was sie darbringt."

Das heißt: Was die Gemeinde bei der Feier des Abendmahls thut, indem sie Wein und Brot darbringt (nach der auch

damals noch allgemeinen Sitte der Oblation) ist ein äußeres Zeichen, ein Sinnbild der eigentlichen, innern That, nämlich daß sie sich selbst opfert durch das erneuerte Gelübde dankbarer Hingebung. Gott will nicht Brot und Wein, sondern das dankbare, ergebene, fromme Herz und dessen Gelübde, und das Sinnbild ist an sich nichts oder vom Bösen.

Dieselben Formen und dieselbe Grundanschauung finden wir auch in dem der Mitte des fünften Jahrhunderts angehörigen Formulare der Abendmahlsfeier, dem Werke aus der Zeit Leos des Großen, welches man aus dem Gregorianischen Kanon, vom Ende des sechsten, ausscheiden kann.*) Aber das Weihegebet ist dann bereits ein stehendes und viel mehr ritualistisches als innerliches geworden, und die Rücksicht auf die äußerliche Handlung der Oblation und die Elemente tritt in demselben Maße hervor, als die Gemeinde, ihr Gelübde und ihre Wirkung zurücktreten. Die Oblation begann eine symbolische Handlung der Geistlichkeit zu werden, und wurde eben wie die Elemente selbst mystisch, so wie die lebendige Grundidee sich verdunkelte.

Doch ist dabei auch der Einfluß zweier anderer Umstände nicht zu übersehen. Wir meinen die dogmatische Bildung der Lehre von der Person Christi durch die sechs großen Concilien und die im achten Jahrhunderte bereits stark hervortretende Verehrung der Heiligen, insbesondere der Jungfrau Maria.

Jene dogmatische Bestimmung der Begriffe von Vater, Sohn und Geist, welche einerseits durch die Verdunkelung des Begriffs und des Lebens der Gemeinde bewirkt wurde, konnte auch auf der andern Seite nicht verfehlen ihre Wir-

---

*) „Analecta", Vol. III (Liturgica).

kung auf die Stellung des Gottesdienstes zum Leben auszuüben. Die Vermischung des Ewigen mit dem Endlichen, welche früh schon sich geltend machte in der Vermischung des Begriffes des ewigen Wortes, als einer im Ewigen selbst sich bewegenden Entgegensetzung von Sein und Denken, mit der Erscheinung dieser weltschöpferischen Kraft in der Person Jesu von Nazareth, und beider mit der geschichtlichen Ueberlieferung vom jüdischen Messias (Christus) hängt innerlich zusammen mit jener Gleichstellung des innern Lebens der Gesinnung mit dem Gelöbniß im Gottesdienste. Die Geltendmachung der Widersprüche, welche aus jedem unzulässigen Handhaben metaphysischer Begriffe nothwendig entstehen, als heiliger Mysterien der Glaubens, mußte auch das reine Gottesbewußtsein der anbetenden Gemeinde trüben, und mehr und mehr zwischen Seele und Evangelium eine unlebendige Formel setzen. Eine unlebendige Christologie ohne alle entsprechende Anthropologie trat lähmend ins Herz der heiligsten Feier, nämlich in die Idee des Opfers, den Grundbegriff aller Anbetung.

Noch offener liegt der Einfluß zu Tage, welchen die Verehrung der Heiligen ausüben mußte zur Abschwächung der Empfindung der persönlichen Erlösungsbedürftigkeit durch Jesus allein und Niemand daneben. An die Stelle des ewigen Mysteriums trat auch dadurch das übereinkömmliche, äußerliche Mysterium, also das Sakrament nach dem Sprachgebrauche der westlichen Kirche. Gleichermaßen mußte die Voraussetzung des Christenthums, der Glaube an den Ewigen, geschwächt werden durch den Heiligendienst.

Wir werden hiernach die Formel dieser ersten Handlung der großen Tragödie etwa folgendermaßen stellen können:

„Die Feier der Communion ist wie bisher der Mittelpunkt der Abendmahlshandlung, diese aber ist unauflöslich verbunden mit dem Lob- und Dankopfer der Gemeinde, und findet auch dann statt, wenn keine nicht priesterlichen Abendmahlsgenossen da sind. Die liturgische Form steht fest: das freie Gebet ist verschwunden."

Zweiter Zeitraum.

Von Paschasius und Erigena bis Berengar und Bernhard von Clairvaux (840—1050): drei Jahrhunderte.

Schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts tritt die Feier des Abendmahls in das religiöse Bewußtsein der Gemeinde als eine rein darstellende Handlung der Geistlichkeit, so daß Alcuin, oder ein Zeitgenosse dieses Freundes Karls des Großen, die Frage aufwirft: Weshalb denn doch außer dem feiernden Priester noch die Gegenwart von einem oder zwei Klerikern erfordert werde? Man sieht aus dem Versuche der Lösung dieser Frage, daß man den Grundgedanken noch festhielt. Man wußte, die Feier sei ursprünglich eine Gemeindefeier gewesen, und jene Theilnehmer sollten dieses andeuten. Das Bewußtsein stirbt ab, wie die Gemeinde abstirbt, deren höchste That hier geschehen sollte.

So bereitet sich durch die aus dem verdunkelten Bewußtsein hervorgegangene Sitte allmälig die „Stille Messe" vor, als Privathandlung des Geistlichen. Da die wissenschaftliche Verständigung unmöglich war, in Folge der Versetzung der Grundbegriffe, so geht aus der neuen Sitte die noch weniger

gerechtfertigte Theorie hervor: die Lehre, daß der wesentliche Theil der Feier nicht die Communion, d. h. der gemeinsame Genuß des Mahles sei, sondern die Consecration. Verhängnißvoll war es dabei, daß die besondere Form der unterdessen immer allgemeiner werdenden römischen Meßordnung nach dem Gregorianischen Kanon, es leichter machte, an jenes Misverständniß noch ein zweites und nicht geringeres zu knüpfen. Consecration heißt in der alten Kirche, und zwar auch in der westlichen, das Gebet, wodurch der Geist Gottes herabgefleht wird auf Gemeinde und Speise. Bei der großen Verkürzung der Formel für dieses Gebet und Veräußerlichung ihres Inhalts, fiel also der ganze Nachdruck der Handlung, nicht allein auf diesen Punkt, der durch Emporheben der zu segnenden Elemente sichtbar hervortrat, sondern geradezu auf Das, was nur der üblich gewordene einleitende Bibeltext zum Weihegebete sein sollte, die Einsetzungsworte. Damit war der Uebergang zum Magischen vollendet: das Aussprechen jener Worte ward der Gipfelpunkt der Handlung, nicht einmal das Gebet selbst, viel weniger noch Das, wofür das Gebet nur die Einleitung und Vorbereitung bildet, wie das Tischgebet für das Familienmahl. Auch hier jedoch zuerst nur durch die Macht der Form jener Feier, durch das Thatsächliche, nicht durch den Gedanken, das Dogma. Da entbrannte um die Mitte des neunten Jahrhunderts ein gelehrter Streit über den Sitz der wirklichen Gegenwart des göttlichen Geistes in der Abendmahlsfeier, welcher die ganze allmälig eingerissene Versetzung der Grundbegriffe und die daraus hervorgegangenen Verwirrungen, Gegensätze und Widersprüche enthält. Wir werden, unserm Grundsatze getreu, aus den Streitschriften der damaligen Hauptkämpfer, zweier gelehrter Geistlichen, des Mönches Paschasius Radbertus, Abts

von Corvei, und des Rabanus Maurus, Erzbischofs von Mainz, die einschlagenden Stellen vorlegen. Jener Mönch, welchem auch die natürliche Geburt Jesu von der Maria nicht göttlich-wunderbar genug schien, und der an ihre Stelle ein unnatürliches Hervorbrechen des Kindes setzen wollte, sagt Folgendes (Gieseler, II, §. 14):

„Man muß glauben, daß Brot und Wein nach der Consecration nichts Anderes seien als Christi Fleisch und Blut: das Fleisch ist durchaus kein anderes als das, welches von Maria geboren ward, welches am Kreuze litt, und welches aus dem Grabe auferstand . . . Da es nun nicht erlaubt ist, Christus mit den Zähnen zu verschlingen, so wollte er, daß in diesem Mysterium Brot und Wein durch die Consecration des heiligen Geistes wahrhaft zu seinem Fleische und Blute, der Kraft nach (potentialiter) geschaffen, und durch dieses Schaffen täglich für das Leben der Welt in mystischer Weise geopfert werde, damit wie von der Jungfrau durch den Geist wahres Fleisch geschaffen wird ohne Beiwohnung, so durch denselben aus der Substanz des Brotes und Weines derselbe Leib und dasselbe Blut in mystischer Weise consecrirt werden: und von diesem Fleische und Blute hat er gesagt (Joh. VI, 53): «Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht esset das Fleisch des Menschensohnes» u. s. w.“

Offenbar ist die Transsubstantiationslehre von Paschasius noch nicht ausgebildet. Wie schon Lessings Untersuchungen zeigten und die später gefundenen urkundlichen Texte näher nachweisen, bildet die wirkliche Gegenwart in den consecrirten Elementen den Mittelpunkt der Ansicht.

Gegen diese Ansicht, als gegen eine Neuerung, traten nun Rabanus Maurus, und Ratramnus, der gelehrte und scharfsinnige Mönch von Corvei auf. Indem Rabanus sich besonders auf die wörtlichen und klaren Aussprüche des Ambrosius und Augustinus stützt, sagt er:

„Der Herr wollte, daß durch ein sichtbares Werk eine unsichtbare Wirkung hervorgebracht würde. Denn wie die leibliche Speise den Körper äußerlich nährt und wachsen macht, so nährt und stärkt auch das Wort Gottes die Seele inwendig. Ein Anderes ist das Sakrament, ein Anderes die Kraft des Sakraments. Denn das Sakrament wird durch den Mund genossen, durch die Kraft des Sakraments wird der inwendige Mensch gesättigt: das Sakrament wird zur Nahrung des Körpers verwandt, durch die Tugend des Sakraments erlangen wir das ewige Leben . . . Die beiden sichtbaren Zeichen, durch den heiligen Geist geheiligt, gehen über in das Sakrament des göttlichen Leibes."

Zur Erklärung jener Worte Jesu bei Johannes eignet er sich Augustins Worte an (De doctr. Christ. III, 16):

„Etwas Entsetzliches, Verbrecherisches scheint er zu befehlen. Die Rede ist also bildlich, und gebietet uns, daß wir an dem Leiden des Herrn Theil nehmen und leiblich und nützlich die Erinnerung pflegen sollen, daß für uns sein Fleisch gekreuzigt und verwendet sei."

Mit noch größerer philosophischer Schärfe und mit wahrem evangelischen Sinne vertheidigt jene Ansicht der Zeitgenosse aus Corvei, Ratram, in dem Gutachten, welches Karl der Kahle ihm abforderte, und welches lange Zeit von den Meisten dem Johannes Scotus beigelegt wurde. Aus einem noch tiefern Gottesbewußtsein endlich faßte diesen Gegenstand der große irische Gelehrte auf, Johannes der Schotte, das heißt Irländer (Erigena). Allerdings war das gelehrte Gottesbewußtsein dieses bei weitem bedeutendsten speculativen Geistes seiner Zeit getrübt durch die im fünften Jahrhunderte erdichtete mystisch-hierarchische Schrift des von Paulus bekehrten Dionysius, des Areopagiten, und eine Annäherung an pantheistische Auffassung der Gottheit als des ewig schaffenden, ungeschaffenen logischen Nichts, noch mehr jedoch durch den

Untergang lebendiger Kunde von der vorkonstantinischen Kirche. Mit Unrecht ward ihm im Streite jene Schrift Ratrams zugeschrieben: aber mit noch größerm Unrecht ist ihm in neuerer Zeit die Betheiligung an jenem Streite im Sinne Ratrams abgesprochen. Ravaissons verdienstliche Bekanntmachung der traurigen Bruchstücke von dem Commentar des Erigena, (welche in die verdienstliche Ausgabe der Werke dieses Theologen von Floß, im großen patristischen Werke von Migne aufgenommen sind), lassen keinen Zweifel, daß jene Ansicht, obwol durchaus falsch, doch ihren guten Grund hatte. Leider fehlen (schwerlich zufällig!) in der einzigen (fast gleichzeitigen) Handschrift der Prolog und Alles nach Joh. VI, 14, wo gerade der Haupttext des Streites behandelt sein muß. Allein in dem Erhaltenen findet sich folgende Stelle zu Joh. I, 35: „Siehe das ist Gottes Lamm" (Floß, S. 311):

„Dieses ist das durchaus einzige Lamm, das mystische, als dessen Vorbild das israelitische Volk jährlich am Passahfeste in jedem Hause ein Lamm opferte. Auch wir, die wir nach Seiner Menschwerdung, Leiden und Auferstehung an Ihn glauben, und, soweit uns vergönnt ist, seine Geheimnisse verstehen, opfern Ihn geistlich, und essen Ihn geistig im Gemüthe. Jeder wahrhaft an Christus Gläubige wird nach dem Grade und der Art seiner geistlichen Tugend gekreuzigt, und kreuzigt Christus für sich selbst, nämlich als ein Mitgekreuzigter . . . Denn Jeder wird einen Glauben an Christus haben durch vermehrtes Verständniß, je nach dem Grade seiner innern Tugend, und wird dadurch von einem niedrigern Grade der Ansicht von Christus zur höhern Gottesschau geführt: auf diese Weise stirbt Christus in ihnen und mit ihnen täglich."

Wir begreifen schon hieraus, wie der Erigena das sechste Kapitel des Evangeliums erklärt haben wird, nämlich im Sinne der alexandrinischen Väter, als deren Nachfolger er überhaupt erscheint, nur mit Verdunkelung des Bewußtseins

der vorkonstantinischen Zeit durch die Unwissenheit der Gegenwart und die auf ihr lastenden Fälschungen.

Es kann hiernach auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir in einem 1840 von Ravaisson in Avranches gefundenen Bruchstücke einer Abhandlung von der Eucharistie wirklich ein vor der Zerstörung gerettetes abgerissenes Blatt aus des Erigena für Karl den Kahlen verfaßter Schrift besitzen, welche Berengarius gezwungen ward als ein Buch des bösen Geistes öffentlich ins Feuer zu werfen. Die Schrift jenes Blattes ist aus dem elften Jahrhundert, und Taillandier ist in seinem geistreichen Werke über Scotus Erigena (1843) mit Recht der Meinung Ravaissons beigetreten.*) In der Ausgabe von Floß ist sie ausgelassen. Jenes Bruchstück lautet also:

„Es ist zu bedenken, daß in jenem Brote nicht allein der Leib Christi, sondern auch der Leib des an ihn glaubenden Volkes (der Gemeinde) versinnlicht werde: deshalb ist es aus vielen Weizenkörnern bereitet, weil der Leib der glaubenden Gemeinde durch Christi Wort den Gläubigen vermehrt wird. Wie nun jenes Brot nicht leiblich, sondern geistig (spiritualiter) der Leib der Gläubigen heißt, so muß auch der Ausdruck Christi Leib nicht leiblich, sondern geistlich verstanden werden. Auch wird ja Wasser dem Weine beigemischt, und das Eine darf nicht dargebracht werden ohne das Andere, weil weder die Gemeinde ohne Christus, noch Christus ohne die Gemeinde gedacht werden kann, so wenig als das Haupt ohne Leib, oder der Leib ohne das Haupt. Das Wasser bedeutet in jenem Sakramente die Gemeinde. Wird nun der von den Geistlichen (ministri) geweihte Wein leiblich in Christi Blut verwandelt (convertitur), so muß auch das gleichmäßig beigemischte Wasser in das Blut der glaubenden Gemeinde leiblich verwandelt werden. Denn wo Eine Weihung ist, muß auch Eine Wirkung

*) Scotus Erigène, p. 71 sq. Der Text im Anhang II, p. 325. sq. Bei Ravaisson (Rapport au Ministre, 1841), p. 372.

sein, und wo gleiche Behandlung ist, muß auch gleiches Mysterium folgen. Nun sehen wir ja doch, daß an dem Wasser leiblich nichts sich verändert. Geistig wird aufgefaßt das im Wasser leiblich hinsichtlich der Gemeinde Versinnlichte: so muß also auch nothwendig geistig aufgefaßt werden was im Wein vom Blute Christi angezeigt wird.

„Ferner, was von einander unterschieden wird, ist nicht dasselbe. Christi gestorbener und auferstandener Leib ist unsterblich und leidlos: das was in dem kirchlichen Sakramente gefeiert wird, ist zeitlich, nicht ewig, verweslich, nicht unverweslich: es ist auf dem Wege zur Heimat, nicht in der Heimat. Also beides ist unterschieden, folglich nicht dasselbe. Sind sie nun nicht dasselbe, wie können (jene Zeichen) der wahre Leib und das wahre Blut Christi sein? Denn alsdann muß Das, was wahrer Leib Christi sein soll, unverweslich und ewig sein. Nun kann man doch nicht leugnen, daß was zerstückelt wird, um genossen zu werden, von den Zähnen zermalmt in den Leib übergeht.

„Aber ein Anderes ist Das, was äußerlich geschieht, ein Anderes was mit dem Glauben aufgefaßt wird: jenes ist verweslich, dieses unverweslich. Was äußerlich erscheint, ist nicht die Sache selbst, sondern ein Bild der Sache. Daher sagt auch der heilige Augustinus in seiner Erklärung der Stelle des Evangeliums Johannis (Kap. VI) von Christi Leib und Blut: «Wer dort das Manna geistlich begehrte und aß, ward geistig neu geschaffen und ist nicht gestorben. So empfangen nun auch wir heutzutage eine sichtbare Speise (im Abendmahl), aber ein Anderes ist das Sakrament (Brot und Wein), ein Anderes die Kraft des Sakraments.» Und weiterhin sagt er: «Jenes (Manna, die Wolke u. dgl.) waren Sakramente (wie die unserigen): verschieden in den Zeichen, gleich in der Sache, welche durch sie angedeutet wird (significatur).» Höre was der Apostel sagt: «Ich will euch nicht verhehlen, Brüder, daß unsere Väter alle unter der Wolke gewesen sind, und dieselbe geistliche Speise gegessen haben.»“ . . . . . .

Nicht allein der Styl und die Stellung zu Augustin sind gleich Dem, was die andern Schriften des Erigena zeigen: auch die Auffassung des Sakramentes ist dieselbe, welche wir oben in der Auslegung des Evangeliums Johannis gefunden.

Es ist der Horizont des neunten Jahrhunderts, beschaut vom Ge'ste des wunderbaren Erigena.

Armer Rabanus! Was soll dir des großen Afrikaners Zeugniß aus dem fünften Jahrhundert helfen! Ist ja doch seitdem selbst der Schein des anbetenden christlichen Volkes, der Gemeinde, der Trägerin der wahrhaften Gegenwart verschwunden, die Darbringung von Brot und Wein seitens der Gemeinde, jener letzte Schatten der großen That des gläubigen Geistes, den sie bei der Anbetung wie im Leben vollziehen sollte, des dankbaren Selbstopfers der gläubigen Menschheit! Ja werden sie dir nicht andere Stellen aus Augustinus vorlegen können, wo er bereits den falschen Mysticismus des Stoffes der ewigen Mystik des gläubigen Gemüthes unterzuschieben scheint? Denn auch ihm war bereits das Aeußerliche, Sinnbildliche, Spielende im Gottesdienste zu mächtig geworden, und auch sein tiefer Geist litt davon, daß die Gemeinde hinter das gewaltige Episkopat und seine hochgebietenden Synoden zurückgetreten war. Und was soll dir, ärmster Erigena, deine feine Dialektik helfen! Radbert schweigt nicht: Volk und Bischöfe sind in der Mehrheit entschieden für ihn und für die äußerste Aeußerlichkeit. Und alles Das wieder ganz folgerichtig. Die Tragödie, in welcher du stehst, und in welche mit dir die christliche Menschheit auf Jahrhunderte, wo nicht auf ein Jahrtausend eingehen wird, hat einen noch viel tiefern Grund als die Dummheit oder Bosheit deiner Gegner, und als die Unklarheit des großen Bischofs von Hippo. Alle Religion, also die wahre insbesondere, hat zur Voraussetzung den Glauben an die Wahrheit der Gegenwart der Gottheit in den menschlichen Dingen. Nicht ein Bild, nicht einen Schein will der Gott suchende Geist. Die Menschheit verlangt nach einem wahrhaften Opfer, einer wahr-

haften, immer fortdauernden, lebendigen Handlung, nach einem göttlichen Mittelpunkte der Gegenwart Gottes. Nur das Innerlichste oder das Aeußerlichste können dieser Sehnsucht genügen. Das Innerliche hat aber jetzt schon lange seinen Träger, sein Organ verloren. Mit dem wahrhaften Subject des Gottesbewußtseins verschwindet der Schlüssel zum Verständnisse der wahrhaften Gegenwart selbst, und bis er wieder gefunden ist, und in den Gemüthern der Menschheit nach seiner göttlichen Wahrheit und Kraft erkannt wird, nicht als eine Phantasie oder dunkles Gefühl, sondern als wesenhafteste Wahrheit, findet das Anbetung bildende Gemüth keinen Ruhepunkt, sobald es aus dem Heiligthum des innern, sprachlosen Gemüthes in die Betrachtung hinausgetreten ist. Wo ist der wahrhafte gemeindliche Sitz der Gottheit, wenn er nicht im Symbol ist — also hier im Brote, in der Hostie?

Sehen wir nun, wie sich der Streit der Theologen gestaltet hat zu einem Streit um die wirkliche Gegenwart in der Hostie, als er zwei Jahrhunderte später entbrannte zwischen dem Haupte der theologischen Schule von Tours, Berengar, und dem Haupte der normannischen Schule in Bec, welcher später kein Geringerer war als der Primas von England, Lanfrank. Berengar unterlag seinem hinterlistig fanatischen und ränkevoll sophistischen Gegner auf drei Synoden (1050 bis 1079), und unterwarf sich zuletzt einer zweideutigen Formel, um von dem aufgeregten Volke nicht zerrissen zu werden. So wartete seiner insbesondere ein gewaltsamer Tod auf dem zweiten Lateranischen Concil, trotzdem, daß er den mächtigsten Mann und zugleich den kräftigsten Charakter der Zeit, den Mönch Hildebrand, damals Cardinalpriester, nachheriger Gregor VII., zum Freunde und standhaften Vertheidiger hatte.

Alles was Lessing über den wirklichen Stand dieses Streites aus den Urkunden erspähte, ist seitdem durch noch wichtigere urkundliche Actenstücke erwiesen.*) Hier sind Berengars Bekenntnisse und Erklärungen. Anfänglich von mehren französischen Bischöfen zur Rede gestellt, beschwichtigte er sie, wenigstens scheinbar durch das mündliche und schriftliche Bekenntniß (1054):

„Brot und Wein des Altars sind nach der Consecration Leib und Blut Christi."

Auf dem ersten Concil in Rom (1059), wo Cardinal Humbert den Bericht erstattete und Alles leitete, ließ sich Berengar, wie er selbst sagt, durch Todesfurcht bewegen, dem vom Gegner verfaßten und ihm vorgelegten Bekenntniß schweigend beizustimmen:

„Ich, Berengar, stimme der heiligen römischen Kirche bei in der Annahme, daß das Brot und der Wein, welche auf den Altar gesetzt werden, nach erfolgter Consecration nicht allein ein Sakrament, sondern auch der wahre Leib und das wahre Blut unsers Herrn Jesu Christi seien, und daß (dieser Leib) in sinnlicher Weise (sensualiter) nicht allein sakramentlich, sondern in Wahrheit von den Händen der Priester berührt, gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zermalmt wird: und ich beschwöre dieses bei der allerheiligsten Dreieinigkeit."

Jeder wußte was von einer solchen Erklärung zu halten war. Also ging der theologische Streit fort. Berengar erklärt, mit Beziehung auf des Augustins Aussprüche im zehnten Buche der „Stadt Gottes", im Schreiben an Adelmann:

„Es steht fest, daß der wahre Leib Christi auf dem Altare in geistlicher Weise (spiritualiter) dem innern Menschen vorgesetzt

*) S. Anhang, Anm. 1.

werde, daß hier der wahre Leib Christi, welcher weder der Vergänglichkeit, noch der Berührung, noch der Zermalmung ausgesetzt ist, geistlich gegessen werde, aber nur von Denen, welche Christi Glieder sind. Dieses predigen öffentlich die Väter: sie verschweigen nicht, ein Anderes seien Fleisch und Blut, ein Anderes die Sakramente des Leibes und Blutes: beides, sagen sie, empfangen die Gläubigen, sichtbar das Sakrament, unsichtbar den Gehalt des Sakraments (rem sacramenti), die Gottlosen aber empfangen nur die Sakramente. Daß aber nichtsdestoweniger das Sakrament, in einer gewissen Weise, die Sache selbst sei, deren Zeichen die Sakramente sind, das erheischt das allgemeine Bewußtsein und gebietet das allgemeine Ansehen der Kirche (universa ratio et universa autoritas)."

Ueber diesen Sinn drückt er sich deutlicher anderwärts so aus:

„Bildlich heißt das auf den Altar gesetzte Brot nach der Consecration der Leib Christi, wie der Wein sein Blut, gerade wie man sagt: «Christus ist der Eckstein»."

In der Erzählung von jenen Verhandlungen sagt er:

„Meine Sache, oder vielmehr die Sache der heiligen Schrift stand so: «Brot und Wein des Tisches des Herrn ist nicht sinnlich zu fassen, sondern in geistiger Weise (intellectualiter): nicht als durch Wegnahme (des Stoffes), sondern als durch Annahme (der göttlichen Kraft): sie werden nicht verwandelt in ein kleines Stückchen Fleisch, sondern in die Gesammtheit des Leibes und Blutes Christi»."

Als Hildebrand (1073) Papst geworden war, versuchte er Berengar durch ein milderes Bekenntniß zu retten: er glaubte fest an seine Rechtgläubigkeit, bestärkt durch das Gesicht eines vertrauten frommen Mönches, dem die heilige Jungfrau versichert hatte, Berengars Ansicht sei rechtgläubig. Die vorgeschlagene Formel war:

„Ich bekenne, daß das Brot des Altars nach der Consecration jener wahre Leib Christi sei, welcher geboren ward von der Jung-

frau, welcher litt am Kreuze, welcher sitzt zur Rechten Gottes, und daß der geweihte Wein des Altars das wahre Blut ist, welches aus Christi Seite floß."

Gregor VII. trat jedoch der vorherrschenden Ansicht des Concils bei, wonach Berengar beschwören mußte:

„Brot und Wein des Altars werden durch das gebotene heilige Gebet und die Worte unsers Erlösers wesenhaft (substantialiter) in das wahre eigene und lebenschaffende Fleisch und Blut Jesu Christi unsers Herrn verwandelt (converti), und seien nach der Consecration jener wahre Leib Christi, welcher von der Jungfrau geboren, welcher zum Heile der Welt am Kreuze gehangen, und welcher sitzt zur Rechten des Vaters, und das wahre Blut Christi, welches aus seiner Seite floß: und zwar seien sie dieses nicht durch Zeichen und Kraft des Sakraments, sondern in der Eigenschaft der Natur und der Wahrheit der Substanz."

Er erklärte nachher, er habe das „substantialiter" angenommen, indem er es verstehe: unbeschadet seiner Substanz (salva sua substantia): das Brot an sich verliere nicht was es war, sondern nehme an sich was es nicht war. Mit dieser Erklärung selbst nicht zufrieden, nahm er das Bekenntniß ganz zurück, und starb in stiller Zurückgezogenheit auf einer Insel bei Tours.

Eine falsche Annahme, sei es von geschichtlichen Thatsachen oder von deren Verbindung mit dem Gedanken, kann vollkommen eben so gut folgerichtig bis zum letzten äußersten Ergebnisse verfolgt werden, als ihr Gegentheil, die wahre Annahme. Beide kommen zum Ziele: nur daß die folgerichtige Ausbildung des Wahren zur durchgeführten Wahrheit bringt, auf dem Wege naturgemäßer Entwickelung, die unbegründete auf dem Wege pathologischer Entwickelung zum entgegengesetzten Punkte: jene zum Leben, diese zum Tode. So gelangt denn auch in der scholastischen Theologie die Ansicht,

nach welcher die höchste Gegenwart Gottes in der Hostie verborgen liegt und wirksam ist als die gegenwärtige Gottheit (praesens numen), im Laufe des zwölften Jahrhundert so weit zur Herrschaft, daß der Sieg der entgegengesetzten Ansicht in der fortgesetzten Entwickelung der Jahrhunderte nicht zweifelhaft sein konnte. Doch blieb die morgenländische Kirche außerhalb des weitern pathologischen Verlaufs, wenngleich nur als Mumie der Christologie des achten Jahrhunderts. Auch vertheidigten noch im zwölften Jahrhundert mehre der gelehrtesten und frömmsten Kirchenlehrer der westlichen Kirche ihr innerliches Gottesbewußtsein gegen die scholastische Folgenzieherei und deren Formeln. Zu diesen gehört der große und heilige Bernhard von Clairvaux, welcher in seiner Predigt am Gründonnerstage sagt*):

„Sakrament heißt ein heiliges Zeichen, ein heiliges Geheimniß. Ein Ring wird gegeben als Ring, und bedeutet sonst nichts: als Verleihen einer Erbschaft ist er ein Zeichen: der also gegebene Ring hat durchaus keinen Werth, sein Werth ist in dieser Erbschaft, die ich suchte. So hat der Herr am Vorabend seines Leidens in seiner Gnade für eine Belohnung der Seinigen gesorgt, damit die unsichtbare Gnade durch ein sichtbares Zeichen mitgetheilt wurde. Zu diesem Zwecke sind alle Sakramente gestiftet: so die Theilnahme an der Eucharistie, so das Fußwaschen, so endlich die Taufe, der Anfang aller Sakramente."

Alles dergleichen war fromm und schön, aber wozu konnte es führen, bei den exegetischen, historischen und kirchlichen Annahmen, von denen man ausging, und bei der Stellung, welche man der Messe gegeben hatte? Gerade der fromme Volksgeist mußte die gegenwärtige Gottheit da suchen, wo der Gipfelpunkt der gemeinsamen Anbetung erschien, wo es seine höchste Andacht beging.

*) Gieseler, II, B. §. 77.

Die Formel der kirchlichen Anschauung dieses zweiten Zeitraums von der Gegenwart des Göttlichen läßt sich also etwa folgendermaßen fassen:

„Die wahre Gegenwart tritt in die Hostie ein durch die Wiederholung der Einsetzungsworte, und sie bekundet sich dergestalt in den Elementen, daß sie als inwohnend gedacht werden muß, und von ihnen nicht getrennt werden kann. Wie? darüber ist man noch nicht im Klaren."

Dritter Zeitraum.

Von Petrus Lombardus (gegen 1150) und Innocenz III. (1200) bis zur Eröffnung des Tridentiner Concils (1150—1565): vier Jahrhunderte.

Erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts begann die Scholastik, in folgerichtiger Ausbildung der herrschenden Annahmen, die Frage zu erheben: in welcher Weise die Consecrationsworte jene Verwandlung vermitteln, wodurch die Gegenwart Gottes bewirkt werde? Petrus Lombardus, „der Meister der Sentenzen", führt die verschiedenen philosophischen Ansichten darüber an. Nach der einen bleibt die Substanz: Brot und Fleisch sind zugleich da. Allein dann ist es offenbar keine volle Umwandlung, keine wahre Transsubstantiation. Es bleibt also nur die andere Ansicht, die alte Substanz wird beseitigt, nur die Erscheinung (die Accidenz) bleibt, ohne jedoch die Substanz zu berühren: wo früher Brot war, ist jetzt Leib Christi. Hier allerdings tritt die dornige Frage ein, was aus der alten Substanz werde? Petrus Lombardus gibt dafür zwei Lösungen: entweder die alte Substanz löst sich in die vier Elemente auf, oder sie wird geradezu vernichtet. Der

Scholastiker verwirft also die erste Ansicht. Dem pflichtete der Papst Innocenz III. in seinem Buche „Ueber die Mysterien der Messe" bei, und das kurz vor seinem Tode abgehaltene vierte Lateranische Concil erhob diese Ansicht 1215 zur kirchlichen, ohne jedoch in die scholastischen Definitionen einzugehen. Der Beschluß läßt sich in folgende Worte zusammenfassen:

„Brot und Wein werden transsubstantiirt in Fleisch und Blut, durch die der Kirche von Christus verliehene Gewalt, vermittelst der Consecration eines Priesters. Wir empfangen dadurch das vom Seinen, was er empfing (bei der Menschwerdung) vom Unserigen. Der Priester macht also das Sakrament (sacerdos conficit Sacramentum), und dieses ist die Vereinigung mit Christus in der Kirche, außerhalb welcher Niemand selig werden kann."

Also die erlösende, beseligende Gegenwart Gottes ist im verwandelten Brote und Wein, als dem wahren Leibe und Blute Christi, wodurch wir erlöst sind. Also kein Heil außer der Kirche, denn sie allein macht Das, wodurch das Sakrament rettet.

So wurde denn nach jenem Beschlusse die Ansicht herrschend, wonach nur die Accidenz zurück bleibt ohne alle Substanz. Petrus Lombardus verwarf jede Milderung der Lehre von der Vernichtung der Substanz, also auch die Ansicht, daß außer der Accidenz des Brotes auch die substantiale Form noch bleibe. Gewiß mit vollem Rechte: denn nur im Aeußersten findet die mit den Naturgesetzen streitende, und auf durchaus misverständlichen philosophisch-geschichtlichen Annahmen beruhende Ansicht einen festen Halt. Eben so folgerichtig löst auch Innocenz III. die Frage: ob die Maus, welche die geweihte Hostie benage, eine Substanz verspeise, oder das Feuer, welches die Hostie in Asche verwandle, eine Substanz verzehre? Er sagt

unbedenklich: Wie die Substanz durch ein Wunder verschwindet, so kehrt sie auch durch ein Wunder zurück.

Müssen wir da nicht sagen, daß das wirkliche Wunder mit dem Mirakel im Widerstreit steht, das wahre Mysterium der Umwandlung des Selbst durch das Opfer des selbstischen Willens mit der Umwandlung des Stoffes? Wir sehen dabei ganz ab davon, daß bei dieser Verwandlung Wein und Blut außerhalb der Formel liegen, indem diese eigentlich nur das Brot und Fleisch berücksichtigt.

Vom gegebenen metaphysischen Standpunkte ist auch das Weitere ganz folgerichtig. So ist die Entziehung des Kelches bei der Communion der Laien eine vollkommen unabweisbare Folgerung.

Das Fronleichnamsfest, 1264 angeordnet und an das Fest der Pfingsten und der Dreieinigkeit angeschlossen als allgemeine Kirchenfeier, brachte die scholastisch-kirchliche Bestimmung ins Bewußtsein der Gemeinde, und ins Herz des kirchlichen Lebens. In dasselbe Jahrhundert auch fällt die der Gregorianischen Abendmahlsfeier bis dahin ganz unbekannte Aufstellung eines besondern Offertorium. Die alte Oblation von Brot und Wein, seitens der Abendmahlsgenossen, hatte längst aufgehört: aber es waren geblieben die Anspielungen darauf wie auf die der Consecration unmittelbar folgende Communion der Genossen des Mahles. Das mittelalterliche Offertorium ging von den beiden mächtigen Orden des heiligen Franciscus und des heiligen Dominicus aus: es steht ganz auf dem Standpunkte einer Feier, welche eine Handlung des Priesters ist und in der Wiederholung der Einsetzungsworte ihren Gipfelpunkt und ihre Bedeutung hat.

Endlich ward auch in diesem Jahrhundert den Laien verboten eine Bibel zu besitzen, oder auch nur das Neue Testa-

ment, in der (ihnen allein verständlichen) Muttersprache. Die Verbote beginnen mit dem Decret Gregors IX. auf der Synode von Toulon im Jahre 1229. Daß dabei keineswegs von ketzerischen Uebersetzungen die Rede sei, beweist nicht allein die Fassung jenes Decrets, sondern auch die Praxis. Ließen ja doch 1478 Ferdinand und Isabella die von Bonifaz Ferrer, Bruder des heiligen Vincenz Ferrer, angefertigte spanische Uebersetzung verbrennen.

Praktisch mußte nun um so mehr die Ansicht sich bilden, daß in der Theilnahme an „dem Opfer der Kirche" das Versöhnungsopfer der Menschheit liege. Die frühe Christenheit setzte dasselbe, mit der Schrift, in das Leiden und den Tod Christi, mit besonderer Beziehung auf das neunte Kapitel des Hebräerbriefes, und in die Theilnahme der Gläubigen an diesem Leiden durch dankbare Erinnerung und nachstrebende Gesinnung. Das Versöhnopfer der ausgewachsenen Scholastik war dagegen eine priesterliche, vermittelnde Handlung der Kirche, anwendbar für Lebende und Verstorbene. Allerdings hatte diese letzte Folgerung ihre großen Bedenken auf theoretischem wie auf praktischem Gebiete. Was wird aus dem Versöhnungsopfer Christi? Und, abgesehen von der Bibel und den alten Vätern, was wird aus den Ausdrücken des Kanons der Messe, welcher nur vom Lobopfer redet? Die Versöhnung der Seelen im Fegefeuer aber war bedenklicher noch als in den Kreuzzügen dadurch geworden, daß Bonifaz VIII., von welchem Dante sagt, mit Beziehung auf den tausendjährigen Sündenablaß beim Jubiläum vom Jahre 1300:

„Der die Welt bezahlt mit schlecht gemünztem Gelde!"

Denn es handelte sich jetzt nicht mehr um den Erlaß zeitlicher Kirchenstrafen, die also höchstens ein Menschenalter

betragen konnten, sondern um die Erlassung der Strafen im jenseitigen Leben, vermittelst der Todtenmessen. So trat den wirklich gottesfürchtigen Gemüthern die entsetzliche Gefahr vor Augen, daß die Religion durch jedes weitere Vorgehen auf diesem Wege des Restes sittlicher Kraft mehr und mehr verlustig gehen würde. Das fühlten manche ernste christliche Männer, namentlich auch unter den deutschen Theologen, auf den Allgemeinen Kirchenversammlungen von Constanz und Basel: allein beide Concilien kamen ja gar nicht zur Berathung solcher Punkte, und ihr Ausgang bewies nur, daß auf diesem Wege nicht umgekehrt, sondern nur fortgeschritten werden konnte. Die Formel von der Gegenwart Gottes in der Geschichte war also in diesen vier Jahrhunderten so weit entwickelt, daß sie etwa so ausgesprochen werden kann:

„Fest steht der höchste Sitz dieser Gegenwart in der geweihten Hostie, mit inwohnender Gotteskraft, vermittelst der heiligenden Umwandlung (nicht des selbstsüchtigen Gemüthes in das für die Gemeinde und das Gottesreich thätige, durch die innere Heiligung, sondern) des Brotstoffes in den sakramentlichen Leib Christi, durch welches Leibes Gemeinschaft die Seele in der Kirche erlöst wird."

Also das fortdauernde Opfer der Menschheit wird feierlich anerkannt, aber als ein ritualistischer Act, und als außerhalb des Menschen, im Stoffe sich vollziehend.

Welcherlei Art jedoch dieses Opfer sei, das war noch nicht in das Gebiet der dogmabildenden Scholastik der westlichen Kirche eingetreten. War es nur ein besonders gesegnetes Lob- und Dankopfer, dargebracht insbesondere für die Erlösung durch Christus, welche der Einzelne sich aneignete durch anbetende Theilnahme an der Consecration und jährlich wenigstens einmal nach vorhergegangener Beichte, durch

Genuß der Hostie? Aber wie konnte man denn sagen: daß es eine Erneuerung des Versöhnungsopfers Christi sei? Also wird es doch wol ein Sühnopfer sein müssen, trotzdem daß nach dem Apostel die Versöhnung ein für allemal am Kreuze vollzogen ist, und nicht durch eine ritualistische Handlung, sondern durch den Glauben, die Gottes Gnade dankbar ergreifende Gesinnung, angeeignet wird? Welcher Abgrund eröffnet sich hier! Wird das Verhängniß zwingen jenes Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Menschheit auch in diesen Abgrund zu stürzen?

Vierter Zeitraum.

Von der päpstlichen Bestätigung des Tridentiner Concils bis zur Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß durch Pius IX. (1564—1856): drei Jahrhunderte.

Es war am 17. September des Jahres 1563, daß der Tridentinische Oberkirchenrath in dem Beschlusse „Ueber das Opfer der Messe" den schicksalsvollen Satz aussprach:

> „Daß die Messe ein Sühnopfer sei für die Lebendigen und für die Todten",

und dieser Beschluß wurde bald darauf, im Jahre 1564, in der allgemeinen Bestätigung der Beschlüsse des Concils vom Papste als Glaubenssatz verkündigt.

Wer unserer bisherigen Untersuchung gefolgt ist, und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß der Begriff des Opfers die Grundlage aller Anbetung sei, und daß die Gegenwart Gottes im Menschen die bewußte oder unbewußte Voraussetzung aller Religionen heißen müsse, ausgesprochen aber die der christlichen sei, wird uns beistimmen, wenn wir sagen, daß

von allen Beschlüssen diesem die weltgeschichtlich höchste Bedeutung beigelegt werden muß. Für die weltlichen Verhältnisse waren allerdings die Bestimmungen über die Kirche wichtiger als die über die Religion, und wirklich ist die durch jenen Kirchenrath dem Papste zuerkannte Oberherrlichkeit und unbeschränkte Macht in der Anwendung der Kanons und der Ausführung der Concilienbeschlüsse, von unberechenbarer Wichtigkeit. Allein das Leitende in der Weltgeschichte des religiösen Geistes sind doch niemals, auf die Länge, die Gewalt und das äußere Recht, sondern immer die Ideen in den Gemüthern. Wer das Nähere über jenen verhängnißvollen Beschluß kennen lernen will, findet bei Sarpi hinlängliches urkundliches Material. Uns genügte es hier die Thatsache auszusprechen.

Vieles konnte auch jetzt noch von der Ausführung abhängen. Es schien als ob die äußersten Folgerungen in endgültiger Form abschließend ausgesprochen wären über Alles, was die große Frage der Gegenwart Gottes berührte. Aber siehe, da zeigte sich bald die Nothwendigkeit, auf dem eingeschlagenen Pfade weiter zu gehen, mindestens auf dem Verwaltungswege, durch päpstliche Verordnungen und feste gleichmäßige Lehrnormen in den Universitäten, vermittelst der Jesuiten, im Sinne der äußersten scholastischen Folgerungen. Die Erwartung ging nicht in Erfüllung, man werde Theorie und Praxis des Ablasses wieder auf die ursprüngliche Bedeutung zurückführen; die Behauptung Bossuets in seinem Katechismus, dieses sei vollständig geschehen, ist einer der kühnen Kunstgriffe und Machtsprüche, wodurch jener große Sachwalter sich aus unlösbaren Schwierigkeiten zu befreien suchte. Niemand wußte besser als der belesene Bischof von Meaux, daß in Rom, der Musterstadt der päpstlichen Christenheit, nichts hinsichtlich der unzähligen tausend- und vieltausendjährigen Indulgenzen ge-

ändert sei: abgesehen von den Stillmessen an privilegirten Altären, wodurch, nach der stehenden Formel der Inschriften, kraft päpstlicher Verleihung:

> „die Seele des fromm in der Kirche Verstorbenen in dem Augenblicke der Consecration, aus der Pein des Fegefeuers erlöst, hinüberspringt in die Freuden des Paradieses."

Nicht besser ist, hinsichtlich des Geschichtlichen, der Satz Bossuets, wodurch er in jenem Katechismus dem ihm unwiderleglich geführten historischen Nachweise entgehen wollte, daß die alte Kirche keine Abendmahlsfeier kennt ohne Communion einer Gemeinde, sei es der ganzen oder nur mehrer Gemeindeglieder. Es blieb dagegen allerdings nichts Haltbares übrig als zu sagen, die Communion sei eben nur ein Anhängsel, welches also auch eben so gut fehlen dürfe. Dabei konnte er sich sachwalterisch an den, von den ältern italienischen Forschern, wie namentlich vom Cardinal Bona, nur sehr zaghaft vertheidigten Misbrauch der neuern Praxis anschließen, die Communion nicht da zu feiern, wo der Kanon Gregors des Großen, wie alle andern alten Abendmahlsordnungen, sie ausdrücklich erwähnt und vorschreibt, ja worauf sich das stehende Schlußgebet der Feier (die Postcommunio) bezieht, sondern nach gänzlich beendigter Feier.

Diese Züge gehören mit in die Geschichte des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der Welt, weil sie die Versetzung des Mittelpunktes in das logische Gegentheil, also die positive Verneinung, nur noch unwiderruflicher machen mußten. Was von Früheren entschuldigt war, was man als Zufälliges zu beschönigen und zu verhüllen gesucht, wird nun hervorgehoben, ja als Hauptsatz nöthigenfalls an die Spitze gestellt und als neues Mysterium geheiligt werden müssen. Dieses bedingt wiederum zwei verhängnißvolle Uebel: die

Unwissenheit der Geistlichkeit über alles Geschichtliche und Thatsächliche, und die Gleichgültigkeit des Volks für die innere Religion. Denn ohne diese beiden Umstände konnte die leitende geistliche Macht jene Annahmen nicht durchführen: und doch muß am Ende, wenn es überhaupt Religion und Wahrheit gibt, jedes kirchliche System an Gleichgültigkeit und Unwissenheit zu Grunde gehen, und mit ihr jede weltliche Gewalt, die sich auf die geistliche stützt.

Es tritt aber hier noch ein anderer verhängnißvoller Umstand ein. Der zunehmende Heiligendienst, und insbesondere die Verehrung der Jungfrau Maria, hatte schon im zwölften Jahrhundert den gelehrtesten und frömmsten Kirchenlehrern des Abendlandes schwere Besorgnisse erweckt, es möge dadurch die Einzigkeit des Erlösers, und die allgemeine Erlösungsbedürftigkeit, gegenüber diesem einzigen Heilande, geschwächt, ja aufgehoben werden. Gegen nichts erklären sie sich deshalb so stark als gegen die damals von einigen Schwärmern und theologischen Folgerungsmännern vorgebrachte Ansicht, es müsse die Mutter Jesu von der Erbsünde frei, also, im Gegensatz zu allen andern Menschen, ohne Sünde empfangen sein. Sie erkannten bald die zwei kaum abweisbaren letzten Folgerungen. Einmal daß Maria alsdann nicht mehr erlösungsbedürftig, also nicht erlösungsfähig sei. Eben so nahe lag ihnen zweitens die Betrachtung, daß man bei einem solchen rein rationalistischen Verfahren ohne Willkür nicht wol bei ihren Aeltern stehen bleiben könne: gelangt man nun so zuletzt bis Adam, so hört ja mit der Erbsünde auch die Erlösung auf.*)

*) Der berühmte jesuitische Theologe, Dr. Perrone in Rom, der bedeutendste Betreiber des neuen Dogma, hat die wichtigsten Aeußerungen

Das merkwürdige Schreiben des letzten Kirchenvaters, des frommen Abts von Clairvaux, vom Jahre 1140, an die Chorherren von Lyon, welche ein Fest der unbefleckten Empfängniß feiern wollten, enthält unter anderm folgende mahnende Betrachtungen:

„Der Vorzug einer heiligen Empfängniß wird Ihm beschieden, welcher alle Menschen heiligen sollte, Ihm allein, der, ohne Sünde gekommen, alle Sünden versöhnen sollte. So ist denn unser Herr, Jesus Christus, Er allein, vom heiligen Geiste empfangen, Er allein ist heilig, von seiner Empfängniß an. Mit seiner einzigen Ausnahme leidet auf alle Adamskinder der Ausspruch eines derselben seine Anwendung, welcher mit eben so viel Demuth als Wahrheit sagte: «In der Schuld bin ich geboren, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen» (Ps. LI). Wenn sich das also verhält, worauf gründet sich denn jenes Fest der Empfängniß? Wie kann man behaupten, daß eine Empfängniß heilig sei, welche nicht das Werk des heiligen Geistes ist, um nicht zu sagen, welche von der Sünde kommt?"

Der scharfsinnigste aller Scholastiker, Petrus Lombardus, sprach sich in gleichem Sinne aus, und sein Nachfolger auf dem Lehrstuhle und auf dem Bischofsitze von Paris, Moritz von Sully, untersagte jene Feier in seinem Sprengel. Auf dieselbe Seite stellten sich Thomas von Aquin, und der heilige Bonaventura im zwölften, Papst Innocenz III. im dreizehnten Jahrhundert.

Der heilige Thomas von Aquin sprach geradezu den oben angeregten Gedanken aus:

---

der Kirchenlehrer über diesen Punkt zusammengestellt in seinem merkwürdigen Buche: „De immaculato B. Virginis conceptu" .... Man vergleiche damit die aus diesem Werke selbst geschöpften Artikel von Ed. Laboulaye, dem berühmten Staatsrechtslehrer und Historiker, im „Journal des Débats" (30. Oct., 7. u. 19. Nov. 1854, abgedruckt in des Verfassers „Essays religieux" von diesem Jahre) und die anonym erschienene Schrift eines gelehrten katholischen Pfarrers über diesen Gegenstand: „Die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria" (Leipzig, 1858).

„Wenn Maria ohne Sünden empfangen ist, so ist sie nicht der Erlösung durch Christus bedürftig."

Und Bonaventura fügt hinzu:

„Man solle sich hüten, durch den Preis der Mutter die Herrlichkeit des Sohnes zu schmälern, und bedenken, daß der Schöpfer höher stehe als das Geschöpf .... Man könne ohne Gottlosigkeit gar nicht sagen, daß die heilige Jungfrau der Erlösung nicht bedürftig gewesen."

Diese Folgerung wußte man nicht anders zu beseitigen, als daß man annahm, Jesus habe seine Mutter im voraus von der Sünde befreit, so daß sie der allgemeinen Erlösung nicht mehr bedurft hätte.

Aber auch hier stand die große Masse auf der Seite der äußersten Schlußfolgen. Wenn nicht hier, wo dann ist die volle Gegenwart Gottes zu erkennen? das war das Bewußtsein bei vielen Andächtigen. So groß war der Glanz des Mariendienstes, so schrankenlos waren die Ausdrücke der Prediger von der Alles überragenden Heiligkeit und Reinheit der „Königin der Engel": so hoch stellte sich die Mutter Jesu praktisch im öffentlichen und persönlichen Gottesbewußtsein, daß man vorhersehen konnte, es werde die letzte Schlußfolge einmal doch kirchlich ausgesprochen werden müssen als Glaubenspunkt. Nicht allein Duns Scotus forderte dieses schon: Bossuet in seinen Predigten über diesen Gegenstand findet die entgegengesetzte Ansicht ebenfalls unvernünftig; denn, sagt er:

„Wie kann man glauben, daß etwas Uebernatürliches nicht auch gewaltet habe in der Empfängniß dieser Fürstin (der Heiligen)? daß nur dieser Augenblick ihres Lebens durch kein glänzendes Wunder bezeugt sei?"

Das Tridentinische Concil hielt sich an die praktische Entscheidung Sixtus IV. Dieser Papst, selbst Franciscaner, wollte

dem leidenschaftlichen Streite der Franciscaner und Dominicaner (welche gelobt hatten hierüber bei ihrem Thomas von Aquin zu bleiben) ein Ende machen, ohne dogmatische Erklärung. Nachdem er jenes Kirchenfest geheiligt und durch Ablässe geschmückt (er nennt es vermittelnd „das Fest der Empfängniß der Unbefleckten"), auch zugleich den Gegnern (den Dominicanern) verboten, Diejenigen, welche die unbefleckte Empfängniß lehrten, der Gottlosigkeit zu zeihen, erklärte er (1483), die Kirche und der heilige Stuhl haben darüber noch keine Entscheidung getroffen. Das Concil bestätigte diese Verfügungen, und fügte hinzu:

„Die heilige Synode habe nicht die Absicht in den Beschluß über die Erbsünde die selige und unbefleckte Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, einzuschließen."

Allein das Gefühl der hierbei versteckten Ungläubigkeit oder Feigheit, Das dogmatisch auszusprechen, was man doch praktisch bekenne, ließ den Päpsten keine Ruhe. Pius V. untersagte 1570 jede Erörterung des Streitpunktes in den Predigten und jede Streitschrift in einer lebenden Sprache. Der neue Orden der Jesuiten nahm sich die Verherrlichung der Himmelskönigin zur besondern Aufgabe, und in Spanien entzündete sich ein fast nationaler Enthusiasmus für jene höchste Verehrung. Die Päpste des siebzehnten Jahrhunderts, und namentlich Alexander VII. (1661) gingen so weit als nur irgend möglich, ohne das Aeußerste zu thun, um diesem Strome der religiösen Erregung zu folgen. Das Fest ward allgemein vorgeschriebenes Kirchenfest, mit dem vollen Namen des „Festes der unbefleckten Empfängniß": und kein Fest wird glänzender in der Musterstadt gefeiert als dieses.

Um den oben angedeuteten Schwierigkeiten der Theorie zu entgehen, bediente man sich folgendes scholastischen Aus-

wegs. Die Empfängniß ist eine doppelte: zuerst erfolgt die, wodurch der Körper sich bildet, 40 Tage später tritt die Seele hinzu. Jenes heißt die active, dieses die passive Empfängniß. Die erste ist bei Maria wie bei allen Menschen: im Augenblick der letztern aber befreit Gott durch ein besonderes Wunder die eintretende Seele von der Befleckung der Erbsünde.

Alles Dieses bewegte die Päpste nicht, über jene Linie hinauszugehen: so wie auch Bossuet in seinen Verhandlungen über eine Vereinigung mit der lutherischen Kirche noch mit einem gewissen Scheine von Ehrlichkeit sagen konnte:

„Die gesammte römische Kirche hält die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau für eine gleichgültige Sache, welche mit dem Glauben nichts zu schaffen hat."

Aber nach der Restaurationsepoche nahm das Gefühl der Unredlichkeit so zu, namentlich auch in Frankreich, daß 1834 der Erzbischof von Paris, 1838 der Administrator von Lyon sich die Erlaubniß erbaten, das von Sixtus IV. den Franciscanern gestattete Gebet bei jenem Feste auch jenen Sprengeln zu verleihen. Gleichzeitig ward in denselben, und in fast allen Kirchen Frankreichs wie Italiens, in dem allgemeinen Bittgebet der Kirche hinzugefügt:

„Königin, empfangen ohne Befleckung der Erbsünde".

Der fromme Papst Pius VII. hatte eigentlich alles Dieses bereits überboten durch seinen, bald nach der Befreiung ertheilten neuen Ablaß für das Haus von Loreto, und durch das zur Erhaltung eines neuen Ablasses vorgeschriebene und in Hunderttausenden von Exemplaren durch die Druckerei der Propaganda verbreitete Gebet, worin die Jungfrau Maria angebetet (adorirt) wird mit gleichen, wo nicht größern Lobpreisungen als die drei Personen der heiligen Dreieinigkeit. Der

Text der vier hinter einander gedruckten Gebete ist in den Ausführungen gegeben.*) Den wesentlichen Inhalt zeigt folgende Uebersicht:

„Ich bete dich an, Ewiger Vater, und danke dir, seitens der heiligen Jungfrau für ihre Aufnahme in den Himmel."

„Ich bete dich an, ewiger Sohn, und danke dir, seitens der heiligen Jungfrau für die der Aufgenommenen verliehene höchste Weisheit" u. s. w.

„Ich bete dich an, heiliger Geist, und danke dir u. s. w., für die Liebe, welche du der heiligen Jungfrau ertheiltest, deiner Braut, bei ihrer Aufnahme, und bitte dich, kraft des Verdienstes und Schutzes deiner vielgeliebten Braut, um die Gabe deiner Gnade."

„Ich bete dich an, allerseligste Jungfrau, Königin des Himmels, Herrin und Beschützerin des Weltalls (Signora e Padrona dell' Universo), als Mutter deines geliebten Sohnes, Braut des heiligen Geistes, um die dir ertheilte himmlische Liebe: nimm hin dieses Herz, Gedächtniß, Willen und allen Sinn" u. s. w.

Wer begreift nicht, daß ein ebenfalls unbezweifelt gottesfürchtiger Papst wie Pius IX., welcher seine Befreiung aus den Gefahren von 1848 der heiligen Jungfrau persönlich zuschrieb, sich im Gewissen getrieben fühlte, Das auszusprechen, wovon er voll war. Es wäre ihm Unredlichkeit, Unglaube gewesen, die göttlichen Ehren Der zu versagen, welche er so lange als regierende Königin des Himmels angebetet, mit so vielen seiner Vorgänger. Mag immerhin bei Andern die kirchlich-politische Ansicht überwiegend entscheidend gewesen sein, die Gelegenheit zu benutzen, um thatsächlich die Allgewalt des Papstes auch in Glaubenssachen festzustellen; bei Pius IX. und gewiß vielen der von ihm nach dem Vatican berufenen Bischöfe war die Glaubensansicht allein das Ent-

---

*) S. Anhang, Anm. 2.

scheidende. Und wer will leugnen, daß der Beschluß des Ephesinischen Concils gegen Nestorius, vom Jahre 431, welches der Jungfrau Maria den Namen der Gottesgebärerin beilegte, eigentlich trotz aller Verwarnungen des Concils, naturgemäß zu jener letzten Schlußfolge leitete?

Die gedruckten (aber nicht veröffentlichten) Gutachten aller dabei befragten Bischöfe und Kirchenlehrer — deren einige in den „Protestantischen Monatsblättern" abgedruckt zu lesen sind — beweisen, daß von allen jenen Besprechungen gegenwärtiger Kirchenfürsten nur der jetzige Erzbischof von Paris gegen das Dogma selbst sich erklärt hat: bekanntlich trat er in Rom den übrigen Bischöfen und dem Papste bei.

Schlußbetrachtung

über das Bewußtsein der Geistlichkeitskirche von der Gegenwart Gottes in der Menschheit.

Betrachten wir die mehr als anderthalbtausendjährige Entwickelungsreihe des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der nachkonstantinischen Kirche, so liegt sowol in der Verfassung als in der Anbetung, welche ihre Leiter allmälig aufgestellt, die größte Folgerichtigkeit vor. Die Verfassung mußte aus der Gemeindefreiheit unter Bischöfen und Aeltesten umschlagen in die unbeschränkteste Alleinherrschaft, sowol in Gesetzgebung als im Regieren. In der Anbetung findet sich eben so der Mittelpunkt des Bewußtseins der wahren und wirksamen Gegenwart Gottes versetzt, und zuletzt in sein Gegentheil umgeschlagen. Da der ursächliche Zusammenhang der Thatsachen dieser Entwickelung nicht wol in Abrede gestellt werden kann, so entsteht dadurch, allem Anscheine nach, ein Widerspruch jener Richtung mit der sittlichen Weltordnung und dem Christenthum, falls es eine solche Ordnung gibt, und falls sie wirklich die Voraussetzung, wie ihre Verherrlichung das Ziel, des Evangeliums ist.

Wir haben bereits im einleitenden Buche und dann wieder zu Eingang des gegenwärtigen die Nothwendigkeit hervorgehoben, nicht allein den Gedanken als Träger des Bewußtseins von Gott in der Geschichte anzusehen, sondern auch die verwirklichende That, und das Gottesbewußtsein nicht blos in der Anbetung, sondern auch im Leben zu suchen. Dieselben Seelen bilden die bürgerliche Gemeinde und die kirchliche: die Propheten des Alten Bundes waren Propheten des gesammten Volkes, und die der verfolgten christlichen Gemeinde wandten sich an die Menschheit. So müssen wir uns denn auch jetzt nach zwei großen Thatsächlichkeiten umsehen: erstlich nach dem Gottesbewußtsein in Verfassung und Leben der bürgerlichen Gemeinde, welche mit, und gewissermaßen unter, der Geistlichkeitskirche sich ausbildete; und zweitens nach den Propheten über die Gegenwart Gottes, welche sich in den von dieser Kirche geleiteten Völkern erhoben.

Was die bürgerliche Gemeinde betrifft, so trug, wie wir gesehen, die verfolgte Gemeinde der Christen in ihrem Schooße sehr große und fruchtbare Keime für die Wiederherstellung der damals untergegangenen oder untergehenden bürgerlichen Gemeinde des Römerreiches, wo Niemand anders als ungern oder gezwungen Municipalämter übernahm, und jede Obrigkeit als solche Gegenstand des Mistrauens, wo nicht des Hasses war. Die christliche Gemeinde brachte mit sich zuerst die auf gegenseitige Achtung des Menschlichen, angesichts des himmlischen Vaters gegründete Familie und Hausgenossenschaft. Hierüber ist oben das Nöthige gesagt. Dann aber auch die in der christlichen Gemeinde, ebenfalls auf unmittelbares Gottesbewußtsein gegründete, Freiheit der innern Verwaltung, verbunden mit einer wohlgeordneten Obrigkeit. Daß die alten Gemeinden mit ihren Bischöfen das Vorbild des

germanischen Königthums sind, haben wir auch schon bei der Betrachtung jenes Zeitraums bemerkt. Wir können hinzufügen, daß in den ältesten Synoden oder gemeinschaftlichen Berathungen unabhängiger Gemeinden, namentlich der afrikanischen, die Keime einer Bundesverfassung lagen, welche weit über die Bundesstaaten des Alterthums hinausgingen.

Die Geistlichkeitskirche der nachkonstantinischen Zeit übte nun allerdings einen wohlthätigen Einfluß auf manche Gegenstände der bürgerlichen Gesetzgebung, wie hinsichtlich der Ehe und der Sklaverei: und dieser Einfluß ist neuerdings sehr gründlich und lichtvoll entwickelt in der von der französischen Akademie gekrönten Preisschrift des Herrn Professors Schmidt in Strasburg. Aber hinsichtlich der Gemeindefreiheit, der Grundlage aller politischen, stand jene Kirche selber zu sehr auf dem Standpunkte des römisch-byzantinischen Despotismus, um neues Leben schaffen zu können. Im byzantinischen Reiche war es nun allerdings vielleicht unmöglich einen bessern politischen Zustand zu schaffen; aber warum verloren sich unter der Geistlichkeitskirche im Westen die schönen Elemente germanischer Freiheit, und zwar am allermeisten bei den so kirchlich und päpstlich gesinnten Franken?

Als nun endlich im elften und zwölften Jahrhunderte die romanisch-germanische Menschheit sich in den Städten wieder freie, selbstregierende und von der Idee der Vaterstadt begeisterte Gemeinden schuf: als in Toulouse, und überhaupt in Südfrankreich, sich neues Leben zeigte, als Venedig und Genua, Florenz und Pisa aufblühten, und der Geist der städtischen Freiheit in den „Gemeinden" (Communen) in wunderbarer Entwickelung bald die Volkssprache bildete, Kunst und selbst Wissenschaft hervorrief, erwies sich die geistliche Macht mehr hemmend und störend als fördernd und hülfreich. So

finden wir allenthalben in Italien, außer wenn, wie Mailand, die Stadt von einer mächtigen Fremdherrschaft gedrängt ward, diese Freistaaten gegen den Papst und die immer größer werdenden Ansprüche der Geistlichkeit gestimmt. Die hohe Geisteserhebung in Südfrankreich ging unter, eben sowol durch das Blutbad der Ketzerkriege und Ketzergerichte, als durch die weltliche Tyrannei. Die Parlamente von Aragonien, Catalonien und Castilien, deren Freiheiten und Gesittung Spanien neben Italien und Frankreich, und an die Spitze der europäischen Bildung und Macht stellten, kämpften für die Freiheit der geistlichen und staatlichen Gemeinde. Als nun im sechzehnten Jahrhunderte der große Kampf für geistige und politische Freiheit in Deutschland und der Schweiz begann, was war die Folge der Verbündung der Dynastien mit den Päpsten gegen diese Bewegung? Der Aufbau des modernen Absolutismus! Die Cardinäle Ximenes und Richelieu arbeiteten mit Karl V., Philipp II. und Ludwig XIII. an der Unterdrückung der alten Stände und Parlamente. Und wo sind jetzt die freien katholischen Staaten, außer zweien, welche sich mit Mühe gegen die Ansprüche der Geistlichkeitskirche halten?

Nicht weniger merkwürdig ist eine Ueberschau der Entwickelungsreihe hinsichtlich der Propheten des Gottesbewußtseins.

Zweiter Abschnitt.

Das Bewußtsein von Gott in der Geschichte bei den Propheten der Geistlichkeitskirche.

Erstes Hauptstück.

Augustinus, der Prophet der bischöflichen Concilkirche, und der heilige Benedict.

In der Epoche der Patriarchen- und Concilienkirche begegnen wir einem hohen prophetischen Genius der Menschheit, Augustinus, dem Zeitgenossen der Einnahme Roms durch Alarich im Jahre 410, und Zeugen der Verheerung Afrikas durch die Vandalen. Als Augustinus sich entschloß, auf die in jener furchtbaren Zeit immer lauter werdenden Klagen kleinmüthiger Christen, und Vorwürfe der Zweifler und Heiden gegen das Christenthum zu antworten, schrieb er das große Werk „Ueber den Staat Gottes" (De civitate Dei) in 22 Büchern. Hier bringt er zuerst (I—X) alles nur Erinnerliche vor, vertheidigend und angreifend, gegen das Heidenthum, unter welchem die Menschen doch unglücklicher gewesen wären,

dann aber (XI—XXII) herstellend, durch eine Darlegung der alttestamentlichen Geschichte als der allmäligen Gründung des Gottesreiches von Abraham bis Christus und die Apostel. Nur Eines fehlt: die Behauptung, also noch viel mehr der Beweis, daß eine göttliche Weltordnung auf der Erde bestehe, und daß in jeder Krise der Welt das Gute siegen, das Gottesreich gefördert werden müsse. Selbst da, wo er dieser Frage sehr nahe kommt (XXII, 2), zieht er sich auf Gottes unerforschliche Wege zurück. Er verkennt dabei keineswegs das allgemein Menschheitliche, die Einheit des Menschengeschlechts, und er weist allenthalben darauf hin, daß wie andere Zeiten, so auch die damalige, alles Unglück durch ihre Laster reichlich verdient habe. Das sind die beiden lichten christlichen Punkte seiner Betrachtung der Menschheitgeschichte: und diese finden sich auch als Frucht eines wahren Christenthums bei dem geistreichen und wahrheitsliebenden Salvianus, dem Priester von Marseille, der am Ende jenes Jahrhunderts, gegen 480, in seinen merkwürdigen 8 Büchern über die göttliche Regierung der Welt auf dieselben Vorwürfe nur mit noch stärkern Zugeständnissen antwortet.

So ist es also wohlthätig zu sehen, wie jene Männer das allgemein Menschliche, Heilempfängliche im barbarischen Nachbar, dem punischen Kananäer, dem berberischen Numidier, dem ketzerischen Gothen und Vandalen erkennen. Aber die Welt hört, namentlich dem Augustinus, mit dem Römerreiche auf, dessen blutigen Untergang durch die Barbaren er im Anfange des fünften Jahrhunderts vor sich sah. Was soll der Christ an dem Untergange seiner irdischen Geburtsstätte hängen? Wenn viele Tausend tugendhafter und christlicher Frauen und Jungfrauen beim Erstürmen der Hauptstätte des Reiches geschändet werden oder umkommen, so ge-

langen sie ja nur desto früher, falls sie gläubig gewesen, ins ewige Leben, während die getödteten Ungläubigen dem verdienten Gerichte verfallen, welches der Herr über diese Erde verkündet hat.

Man sieht schon aus diesen Beispielen, einmal wie trübe das Bewußtsein der Gegenwart Gottes in der Gemeinde und in der Menschheit war; dann aber auch, daß nur Christi Person über dem tödtenden Einflusse eines bösen und untergehenden Zeitalters steht. Nur oberflächlich und vorübergehend war das Gefühl des Todes, welches die Lehrer und Propheten der Christen in den Jahrhunderten der Verfolgung als Ahnung des heranziehenden Endes der Welt empfunden hatten, zurückgedrängt durch den Sieg des Christenthums im Weltreiche. Das Zeichen der tiefsten Schmach, das Kreuz, glänzte zwar auf der Stirn der Cäsaren, und die Theodosier ließen die heidnischen Tempel schließen und untergehen. Aber als das Heidenthum zum letzten mal in der Person des heidnischen Senators Symmachus auftrat, um den Altar der Siegesgöttin in der römischen Curie zu retten, auf welchen die heidnischen Senatoren, wenn sie zu ihren Sitzen gingen, einige Weihrauchkörner in die Flamme warfen, was stellt Prudentius der uns noch erhaltenen echt römischen Rede entgegen? Die Victoria ist nicht mehr das Symbol der Majestät Roms, sondern ein heidnisches Zeichen weltlicher Macht. Die Welt geht unter mit ihrem Pompe.

Ein Geschlecht später, und der Gothe Alarich erfüllte das Geschick, indem er Rom einnahm, wie der Vandale Genserich Karthago: der letzte Schatten eines römischen Kaisers stieg 40 Jahre später ins Grab. Da kehrte das Gefühl des herannahenden Weltendes stärker als je in die Gemüther zurück. Mit apokalyptischem Schauder sah man Rom, das

namentlich in seinen Vornehmen und Reichen großentheils noch heidnisch war, durch die vorstürmenden Barbaren in den Flammen untergehen. Die germanischen Barbaren werden aber Christen, und Theodorich, obwol ein arianischer Ketzer, umgibt sich mit aller Wissenschaft und Kunst, welche Byzanz und Rom darbieten. Geborene Gothen wurden Bischöfe und Schriftsteller. Da erschien Totila und zog gegen Rom. Jetzt sah Jedermann das Ende Roms, und, nach dem allgemeinen Glauben, der Welt voraus. Man zog von Rom aus in die Einöde von Monte Casino, um den heiligen Benedict zu befragen, einen Mann von großer römischer Familie, der sich in jene abgelegene Bergstätte geflüchtet hatte, um frommen Betrachtungen zu leben. Die edelsten und tiefsten Geister zogen sich nicht allein aus dem öffentlichen Leben, sondern auch aus dem der Familie zurück, in jenem Gefühl, daß die irdische Menschengesellschaft rettungslos verloren sei. Die Fabel vom Magnetenberge enthüllte hier ihren Sinn. Das Schiff des römischen Weltreichs mußte untergehen, weil die unwiderstehliche Kraft des unsichtbaren Magnets die besten Geister, welche als die wahren unsichtbaren Nägel es durch ihre Tugend und Weisheit zusammenhielten, aus den sich auflösenden Planken herauszog. Der Haß der verzweifelten Wirklichkeit wurde nur größer durch die Liebe zum Ewigen: das Ewige erschien einmal wieder unter den Menschenkindern als ein fressendes Feuer. So war denn auch Benedict in die Einöde gezogen, und Gleichgesinnte hatten sich ihm angeschlossen. Die Freunde, welche von Rom die schicksalsvolle Kunde brachten, fragten ihn nun, ob er nicht glaube, daß Rom jetzt untergehen werde durch die Barbaren. So lautete die von Gregor dem Großen uns aufbewahrte Antwort des Heiligen:

„Rom wird von den Barbaren nicht zerstört werden, sondern von Donner und Blitz und von Sturmwinden erschüttert in sich selbst zusammensinken“;

ein großes prophetisches Wort, welches auch jetzt noch viel Stoff zum Nachdenken bietet.

Zweites Hauptstück.

Die Propheten der Geistlichkeitskirche von Karl dem Großen bis zum Ende des Mittelalters.

A. Erigena, Joachim von Floris und Abälard: oder die Propheten des frühern Mittelalters.

Nicht lange nach Benedicts Tode schien die Pest dem römischen Reiche und der Welt ein Ende machen zu wollen. Niebuhr hat hervorgehoben, daß um diese Zeit (das Ende des sechsten Jahrhunderts) das wahre Ende Roms und der Alten Welt falle.

Als die Franken nach der Eroberung und theilweise Germanisirung Galliens nach Italien zogen, und als am Weihnachtstage des Jahres 800 der deutsche König Karl der verhängnißvollen Verführung nachgab, und sich als römischen Kaiser krönen ließ, begann die weltgeschichtliche Ansicht der Menschheit sich allerdings einigermaßen aufzuhellen: jedoch ohne dauernde Hoffnung und ohne neue lebenskräftige Zukunft.

Johannes Scotus (Erigena) ist der Prophet der karolingischen Zeit, als tiefer Denker: denn jeder wahre Gedanke ist prophetisch. Auch ist er, wie alle Mystiker, welche ihm folgten, voll der tiefsten Gedanken über das ewige Leben der Seele

in Gott. Aber er steigt so wenig als vier Jahrhunderte später, die deutschen Mystiker Eccard, Tauler, in seiner Philosophie herab in das Walten Gottes in der Wirklichkeit, dem Leben der Menschheit. Seine Weltansicht ist verzweifelnd. Gerade über Rom hat er die trübste Ansicht. Es ist durch die neue kritische Ausgabe seiner Werke jetzt bewiesen, daß das merkwürdige und geheimnißvolle lateinische Klagelied auf Rom dem Erigena zugehört. Wir geben den echten Text in den Ausführungen*): die Uebersetzung entlehnen wir der „Beschreibung Roms" (I, 242 fg.):

Roma du herrliche, einst von edlen Herren gegründet,
  Sklavin der Knecht' anjetzt, stürzest du schmählich dahin.
Deine Kaiser sie haben so lange Zeit dich verlassen,
  Zu den Griechen gewandt wich von dir Namen und Ruhm.
Konstantinopel heißt die neue Roma und blühet,
  Alte Roma, dir fällt Sitte wie Zinnen dahin!
Da dich die Herrschaft verlassen, ist Hoffahrt bei dir geblieben,
  Und der Habsucht Dienst hält dich im schmählichen Joch.
Volk, verlaufenes Volk, von des Erdballs äußersten Grenzen,
  Sie die Knechte der Knecht', ach! sie beherrschen dich jetzt!
Deiner Edlen ist keiner geblieben, die einst dich regieret:
  Deine Freien sie bau'n fernab pelasgische Flur.
Als die Heiligen lebten, hast du sie grausam gemordet,
  Handel lehrest anjetzt du mit der Todten Gebein.
Wahrlich schützten dich nicht der heil'gen Apostel Verdienste,
  Gänzlich wärst du, o Rom, längst von der Erde vertilgt.

In dem ganzen Mittelalter, bis zum dreizehnten Jahrhundert, lebt die Idee im Bewußtsein der lateinisch-germanischen Menschheit fort, daß die Welt dem Untergange entgegengeht, unterdessen aber von Papst und Kaiser, oder von Kaiser und Papst regiert werde. Rom ist und bleibt der

---

*) S. Anhang, Anm. 3. Des Erigena Klagelied auf Roma.

Mittelpunkt der Weltansicht. Wenn das Colisеum fällt, sagte ein von Beda im achten Jahrhundert aufbewahrter Volksspruch, fällt Rom; fällt Rom, so fällt der Erdkreis. Die Herrlichkeit der alten Roma ist in jenem Wunderbau noch immer das Symbol der Weltherrschaft: Rom ist die Stadt der Cäsaren: der Papst, der Herr des geistlichen Lebens der Welt, lebt dort, in des Kaisers eigener Stadt. Der Kaiser muß in ihr gekrönt werden. Aber die Herrlichkeit der Alten Welt kehrt nicht wieder.

Die Dichtung des frühern Theiles des Mittelalters bewegt sich innerhalb verwirrter Erinnerungen der Alten Welt, symbolisch gedeuteter Sprüche der Schrift und misverstandener kymrischer Sagen. Die romanische Weltansicht war wirklich (woher auch der Name) ein Roman. Die Kreuzzüge schienen diesem Traumleben nur neue Nahrung geben zu sollen, obwol sie das Element des neuen Lebens der romanisch-germanischen Menschheit kräftigten, welches in den freien Städten Italiens, Frankreichs und Deutschlands durch Freiheit und Weltverkehr allmälig zum Tageslicht erwachte.

Nie hat es überhaupt eine Zeit größerer Verzweiflung an der göttlichen Weltordnung gegeben als im Mittelalter. Michelet hat unter den neuern Geschichtschreibern angefangen den Schleier zu lüften, welcher die Verzweiflung der Völker verbirgt. Er weist nach, wie in Frankreich, nach Unterdrückung der Waldenser und Albigenser und nach Herabwürdigung der untern Volksklassen zu Leibeigenen und Hörigen, vom dreizehnten bis zum funfzehnten Jahrhundert, sich eine Religion der Verzweiflung, ein wahrer Gottesdienst Satans bildete, in mitternächtigen Versammlungen von vielen Tausenden. Im sechzehnten Jahrhundert hörten diese Greuel auf: nach der Bartholomäusnacht beginnen sie wieder, und wir haben auch

hier die geschichtlichen Verhandlungen (von 1610—19) als Gewähren.*)

In Italien war im zehnten Jahrhundert eine verzweiflungsvolle Dumpfheit eingetreten, von welcher die Jahrbücher jener düstern Zeit zeugen: das Volk erwartete, namentlich in Rom und Italien, das Ende der Welt: an keiner Kirche wird mehr gebaut, Häuser und Klöster werden nur als Burgen und Thürme hergestellt. Die schwärzesten Künste der Zauberei und wahrer Teufelsdienst wurden auch dort in jenen Jahrhunderten geübt. Welche Spuren diese in allen romanischen Ländern zurückgelassen, weiß Jeder, der die Verwüstung kennt, welche das Lotto (das Pestbrandmal der katholischen Staaten), verbunden mit dem Aberglauben an Anzeichen und an den Zauber des bösen Auges, im Herzen der Familien und Gemeinden noch jetzt, namentlich in Rom und Neapel anrichtet. Einige unserer Leser werden auch wol in Fiévées politischem Briefwechsel mit Napoleon I. gelesen haben, wie in den von ihm verwalteten Departementen jedes Dorf regelmäßig seinen Zauberer mit dem Siebe hatte und seine Wahrsagerin aus dem Kaffeesatze.

Auch die innersten Herzensergießungen der größten Männer jener Zeiten verrathen die furchtbare Verzweiflung der Menschheit. Wenn Gregor VII., der bei weitem größte Charakter seiner Zeit, der Büßer von Clugny, der Eiferer für das Cölibat und die absolute Hierarchie, bei seinem Tode im Gefängnisse ausrief, im Jahre 1095:

„Ich habe geliebt die Gerechtigkeit, und gehaßt das gottlose Wesen: darum sterbe ich in der Verbannung";

---

*) Man sehe insbesondere Bd. VIII (S. 106—129) und Bd. IX (S. 267—337) seiner „Französischen Geschichte".

so ist es unmöglich darin nicht eine bittere Parodie des herrlichen 45. Psalmes zu erkennen, den der Papst gewiß viele hundert male als eine Weissagung der Verherrlichung Gottes auf der Erde durch den Messias gelesen und gesungen hatte, wo dem Könige gesagt wird (V. 7):

„Du hast geliebt die Gerechtigkeit und gehasset das gottlose Wesen, darum hat dich Gott, dein Gott, gesalbt mit Freudenöl mehr denn deine Gesellen.“

In welcher verzweifelten Gemüthsstimmung zwei Jahrhunderte später der ebenfalls große Papst Bonifacius VIII. starb, ist allgemein bekannt. Aber ein noch größerer Papst, der zwischen beide fällt, bekannte öffentlich diese Verzweiflung. Nur in einer solchen Stimmung konnte gegen Ende des zwölften Jahrhunderts (um 1200) der nachherige Papst Innocenz III., damals Cardinal, einer der ernstesten wie gelehrtesten Geistlichen seiner Zeit, das vor wenigen Jahren neu herausgegebene Büchlein „Ueber die Verachtung der Welt oder vom Elend des menschlichen Lebens“ schreiben. Nach einem schauderhaften Bilde des Elends jener Zeit, welchem jener große Papst, eben wie Hildebrand, durch hierarchischen Absolutismus abzuhelfen wähnte, sagt er in demselben:

„Glücklich sind Diejenigen zu preisen, welche sterben ehe sie das Tageslicht erblicken, welche den Tod schmecken ehe sie das Leben empfinden!“

„Wie trostreich sind dagegen die Worte in der Bergpredigt des Erlösers von Dem, was Jeden zu beseligen vermag!“ kann sich bei Erwähnung dieses entsetzlichen Ausspruches der edle deutsche Prälat nicht enthalten auszurufen, welcher in diesen Tagen uns eine von weisen, trostreichen und erhebenden Be-

trachtungen überfließende Darstellung von Gott in der Welt gegeben hat. *)

Mitten in dieser Verzweiflung leuchtet uns ein seltsamer Stern entgegen: ein Mönch, welcher ein neues Weltalter anbrechen sieht, und zwar das Weltalter des Geistes.

Joachim, gewöhnlich nach dem von ihm unweit seiner Heimat, bei Cosenza in Calabrien, gegen 1190 gegründeten Kloster, Joachim von Floris genannt, hatte sich nach sehr ernsten Bibelforschungen und einem Zuge ins gelobte Land ganz von der Welt zurückgezogen. Aus seiner Klostereinsamkeit übte er bis zu seinem, gegen 1202 erfolgten Tode, als Abt der Stiftung, einen großen Einfluß aus, da er schon früher durch seine prophetischen Bibelauslegungen und sein heiliges Leben, weit und breit, selbst bei Kaiser und Papst, in hohem Ansehen stand. Er blieb verehrt als ein prophetischer Mann, obwol seine Bekämpfung der Trinitätsformel von Petrus Lombardus später (1215) durch das vierte Lateranische Concil verdammt wurde. Was man nachher das Ewige Evangelium nannte, in Anwendung der Stelle der Apokalypse (XIV, 6):

> „Und ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium, zu verkündigen Denen, die auf Erden sitzen, und allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern“;

---

*) Freiherr von Wessenberg, „Gott und die Welt, oder das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott“ (2 Thle., 1857). Der Titel der von ihm in den Anmerkungen zum ersten Theile (S. 474 zu S. 321) angeführten Schrift von Innocenz III. lautet: „De contemptu mundi sive de miseria humanae conditionis“, neu herausgegeben von J. H. Achterfeld (Bonn, 1855).

ist nun vorzugsweise enthalten in jener „Concordia", oder Harmonie des Alten und Neuen Bundes.*) Um die Bedeutung der darin enthaltenen Anschauung von den drei Weltaltern zu würdigen, genügt es zu sagen, daß der merkwürdige Forscher die Zeit des Alten Bundes als das erste Weltalter annimmt, und die Zeit des Vaters nennt, die Zeit von Christus bis etwa zum nächsten (dreizehnten) Jahrhundert, dessen Anfang damals bevorstand, die Zeit des Sohnes, nach welcher nun die von Christus angekündigte Zeit des Geistes erscheinen werde. Den anschaulichsten Begriff der Persönlichkeit und der ursprünglichen Auffassung gewähren auch hier die eigenen Worte, die man jedoch nur in freiem Auszuge geben kann. Wir setzen den wesentlichen Inhalt der einschlägigen Sätze hervor, mit Auslassung Dessen, was einer falschen Exegese, insbesondere der Apokalypse angehört, und die Grundanschauung nur verdunkelt.

Das Buch beginnt mit den Worten:

„Ich, Joachim, als ich um die Mitternacht der Auferstehung im Nachdenken versunken war, erhielt plötzlich, durch eine geistige Erleuchtung folgende Offenbarung über die Harmonie des Alten und Neuen Bundes . . . . . .

„Zwei Völker sind durch die Verordnung des Vaters und die Geburt des Sohnes erwählt zum Glauben Eines Gottes unter zwei Testamenten, nämlich das jüdische und dann das römische:

---

*) Sehr zweckmäßige Auszüge aus der Concordia gibt Christoph Ulr. Hahn's „Geschichte der Ketzer im Mittelalter" (Bd. III, 1850), S. 263 fg., besonders S. 271—318. Sie sind abgedruckt aus dem sehr seltenen ersten und einzigen Drucke, welcher 1519 in Venedig erschien unter dem Titel: „Divini vatis Abbatis Joachim liber concordiae novi ac veteris Testamenti." Man vergleiche noch Engelhardts „Kirchengeschichtliche Untersuchungen" (1832); dazu Neander im fünften Bande seiner „Kirchengeschichte", und Milman „Latin. Christianity", Vol. V, 417.

dazwischen liegt das griechische (byzantinische), welches aber abgefallen ist. Durch die Kunde des heiligen Geistes, der vom Vater und Sohne ausgeht, sind aus jenen einige Männer hervorgegangen, sowol im Alten als im Neuen Bunde: diese verharrten in der Lehre der Geistesmänner, in welchen jene Vollkommenheit sich fand, von welcher der Apostel sagt: «Wo der Geist des Herrn, da ist Freiheit.» (Ende des ersten Buches.)

„Das erste Zeitalter geht von Adam (oder, fruchtbar, von Abraham) bis auf Elias und Elisa, die Propheten, oder besser bis zum Zacharias, dem Vater des Täufers. Dieses ist das Mysterium des Vaters. Das Mysterium des Sohnes geht zunächst bis auf Benedict, den Stifter der Mönchsorden, den beschaulichen, geistlichen Christen: aber von dort auch noch weiter bis auf die letzte Zeit dieses zweiten Weltalters, in welcher wir leben (kurz vor 1200). Nun wird endlich die von Benedict bereits persönlich begonnene Zeit des Geistes sich verwirklichen."

[Dieses ist wahrscheinlich die Grundanschauung eines sehr verwirrten und langen Vortrags, wobei er es darauf anlegt, eine gleiche Anzahl von Geschlechtern für die Weltalter herauszurechnen, was natürlich ihm nicht gelingt. Philosophisch dürfte dabei wol nur sein, daß er unterscheidet zwischen dem Anfang (initium) eines Weltalters und der Fruchtbarmachung desselben Weltalters. So ist Adam Anfang, Abraham Fruchtbarmachung des ersten Zeitalters. Er scheint dadurch einer erleuchteten Persönlichkeit, die aber keine unmittelbare, dauernde Entwickelung veranlaßt, entgegenzusetzen eine spätere, welche zur Gemeinde wird.]

„Die erste, erstverordnete, Reihe ward gerufen zum Thun der gesetzlichen Werke, die zweite zum Thun des Leidens Christi (ad laborem passionis), die dritte, aus beiden hervorgehende ist erwählt zur Freiheit der Betrachtung, nach jenem Worte der Schrift: „Wo der Geist des Herrn" u. s. w. Der Vater hat das Werk des Gesetzes auferlegt, weil er die Furcht (der mit Furcht zu Verehrende) ist; der Sohn das Werk der Zucht (disciplina), weil er die Weisheit ist; der heilige Geist gibt die Freiheit, weil er die Liebe ist. Denn wo Furcht, da ist Dienst: wo Lehre, da ist Zucht: wo Liebe, da ist Freiheit. Doch geben, nach der Einheit des göttlichen Wesens, Vater und Sohn auch Freiheit, jener als Vater, dieser als Bruder, und von der andern Seite legt der heilige Geist den Dienst des guten Lebens auf (servitus

bonae actionis), weil er selbst auch Furcht und Weisheit ist ... Jetzt beim Schlusse des zweiten Zustandes (status) erwarten wir, daß den Gläubigen die Freiheit gegeben werden solle. (Buch II.)

„In den Männern, welche die Welt als kommend erwartet, wird sich erfüllen die Aehnlichkeit des Zacharias (Vaters des Täufers), Johannes des Täufers und des Menschen Jesus Christus: dann auch die der zwölf Apostel, insbesondere aber der sieben Gemeinden des Evangelisten Johannes. Das Evangelium des Himmelreiches wird gepredigt werden über den ganzen Erdboden, und das geistige Verständniß wird bis zu den Juden dringen, und mit der Gewalt des Donners ihre Herzenshärtigkeit zerschmettern, nach dem Spruche des Propheten Maleachi (IV, 6). (Ende von Buch IV.)

„Niemand dringe in mich, das Geheimniß der Zahl (der Apokalypse, der 1260 und der 1335 Tage), Niemand nöthige mich hinauszugehen über die Schranken, die ich mir gestellt: denn Gott hat es in seiner Macht, seine Geheimnisse noch verständlicher (als bisher) zu machen. Mein Werk ist zu Ende ... mögen Alle wissen, daß ich mich dessen nicht unterfangen aus stolzer Anmaßung, noch daß ich die Gemüthsruhe eines Frommen habe stören wollen, noch mir das Gesagte ausgedacht, um damit vor die Welt zu treten: ich habe es gethan, weil die verordnete Zeit da ist." (Schluß des Werkes.)

In diesem Buche, und in seinem letzten Werke, dem Psalterium*) deutet er wiederholt an, daß zuerst die Verehlichten zu arbeiten berufen waren im Reiche Gottes, dann die Geistlichen, zuletzt aber, im Reiche des Geistes, wo die beschauliche Betrachtung vorherrsche, die Mönche: als deren Vater gilt ihm der heilige Benedict. So war es denn ganz in der Ordnung, daß, als drei oder vier Jahre nach Joachims Tode der heilige Francisсus seinen Orden gestiftet (wie Dominicus den seinigen bald nachher, 1218), einer seiner strengern Schüler, Gerhard, die Meinung aufstellte, der Heilige von

---

*) Auszüge bei Hahn, a. a. O., S. 318—337.

Assisi sei der vom Abt Joachim vorhergesagte Beginner des dritten Weltalters. In allem Diesem wird die unglückliche Täuschung des Mittelalters kund über die Gegenwart Gottes in der Menschheit, als nach ewigen natürlichen Gesetzen, und nicht nach irgend welchen menschlichen Erfindungen und Machtsprüchen wirkend. Der Abt Joachim selbst hatte ausdrücklich erklärt, es sei ihm der Geist der Einsicht gegeben, aber nicht der Prophetie, und sich von aller Bestimmung der Zeiten losgesagt. Nur daß die Zukunft des Reiches Gottes in jener Linie liegen werde, nach jenem Fortschritte und in jener Einheit, das war ihm sicher — und darin hat er sich nicht getäuscht. Auch daß er der freien Betrachtung, welche wir jetzt die Philosophie zu nennen pflegen, einen so hohen Beruf im Reiche des Geistes gegeben, hat sich bewährt, und wird sich noch weiter bewähren. Dagegen, wie ganz hat sich die Auslegung des Franciscaners als Täuschung erwiesen! Mußte doch schon Franciscus erfahren, wie wenig die Geistlichkeit geneigt war, das mühsame Werk der christlichen Volkserziehung auf sich zu nehmen, und Dominicus mußte seine Laufbahn beginnen mit Theilnahme an der blutigen Verfolgung der Waldenser und Albigenser, deren Greuel er vergebens (obwol hoffentlich aufrichtig) zu mildern suchte. Der Inquisitor blieb, der Reformator verschwand, und die Liebe der beiden Stifter verwandelte sich in Eifersucht und bittern Haß der Jünger.

Noch zu Joachims Lebzeiten (1094) ward der große Geist Abälards in die Welt geboren, den sein geistvoller Geschichtschreiber, Charles de Rémusat, mit Recht den ersten und größten Vorkämpfer der menschlichen Vernunft und Bildung im Mittelalter nennt. Seitdem wir durch Cousin und Andere seine bedeutendsten hier einschlägigen Werke kennen, dürfen wir mit Bestimmtheit sagen, daß auch er seinen Trost fand

in dem persönlichen Glauben an den Ewigen, an Christus den Erlöser und an den heiligen Geist (den Parakleten, dem er den Zufluchtsort seiner Heloise weiht) und im Rückblick auf die allgemeine Offenbarung Gottes unter den Menschen. Die Gegenwart war ihm verwirrt, die Zukunft ganz dunkel. Was Rémusat die Theodicee Abälards nennt (II, 184—292, vgl. 402—517), ist eigentlich nur eine Apologie der kirchlichen Dogmatik, untermischt mit vielen Zweifeln. Der Geist Gottes hat sich in Plato offenbart, wie in den Gottesmännern des Alten Bundes: aber wo offenbart er sich jetzt? In der Betrachtung der göttlichen Dinge, insbesondere der Dreieinigkeit, denn selbst hier zeigt sich die göttliche Kraft der Vernunft: dann in der von Gott verliehenen guten Gesinnung, welche allein eine Handlung oder einem Werke (also auch einem frommen, kirchlichen) einen Werth gibt: endlich in der Liebe zu Gott, dem höchsten Prinzipe der Ethik. Das Kirchliche tritt in den Hintergrund, wie die guten Werke bei Joachim. Aber eben so die Wirklichkeit. Gott ist gegenwärtig im Sakrament, aber in der Welt ist er nicht zu verspüren.

B. Dante, Petrarca, Savonarola: oder die Propheten des spätern Mittelalters.

Selbst Dante, der Weltrichter der Vergangenheit, der Schauer des Lebens der Seligen, zeigt in seiner „Göttlichen Komödie", daß er für diese Welt keine Hoffnung hat. Wenn man sich die Tragweite der in jener unsterblichen Darstellung des dreifachen innern Zustandes der Seele in diesem Leben, durch welche schon der Verfasser des „Hirten" im zweiten Jahrhundert die Christen anzog, vollkommen klar macht; so steht hinter der Verherrlichung der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe in einem künftigen Leben, sei es der Verdammniß oder der

Läuterung, oder der Gottseligkeit, die tiefste Nacht der Verzweiflung an einer Wirksamkeit der göttlichen Weltordnung auf dieser Erde, an aller Hoffnung für dieses Leben. Diese Behauptung wird allerdings großen Anstoß erregen bei den Romantikern und ihren hierarchischen Schülern, welche in Dante die höchste Verherrlichung des christlichen Glaubens sehen oder wenigstens predigen. Aber sie ist wahr. Nicht ein Wort des Trostes können ihm alle seine seligen Geister sagen für die Zukunft, sobald es sich von der Erde, das heißt von dem durch Christus der Menschheit verkündigten Gottesreiche handelt, an dessen Triumph zu glauben der Sieg des Christenthums über Judenthum und Heidenthum die Menschheit mehr als irgend ein anderes früheres Ereigniß auffordert. Der höchste Flug seiner prophetischen Hoffnungen geht nicht hinaus über die getäuschte Erwartung einer Befreiung Italiens und Herstellung der Kirche durch einen mächtigen Fürsten, sei es Can Grande della Scala oder Heinrich VII. Das Ende der Welt ist ihm nothwendig nahe bevorstehend, weil er doch eigentlich gar keine Rettung mehr sieht. Auch ist dieses seine ausgesprochene Ansicht. Davon zeugen die Worte der Beatrice an Dante im „Paradies" (XXX, 128 fg.), als sie ihm die zahllosen Scharen zeigt, die mit weißen Kleidern angethan, sich dem Heiland und der heiligen Stadt Gottes nahen. Die Worte lauten, nach der geschmackvollen Uebersetzung eines königlichen Auslegers, also:

Schau wie so zahlreich
Ist die Vereinigung der weißen Kleider!
Sieh unsre Stadt, wie weit umher sie kreiset!
Sieh unsre Stufen, die schon so erfüllt sind,
Daß wenig Volk dort noch zu wünschen bleibet!

Es ist nur noch für wenige Erwählte Platz: ein Sitz ist noch für die Seele Heinrichs VII. aufbewahrt, die zu früh die Erde verläßt, um Italien retten zu können, im Kampfe mit dem damaligen

„Vorstand im göttlichen Gerichtshof",

dem Papste Clemens V. († 1314; s. „Inferno", XIX, 66—87), von welchem Dante sagt, zum Schlusse des Gesanges, mit Anspielung von Bonifaz VIII. von Anagni:

Doch kurze Zeit drauf wird im heil'gen Amt ihn
Gott dulden nur, und ausgestoßen wird er
Dorthin, wo nach Verdienst weilt Simon Mages,
Drob tiefer sinken muß der von Anagni.

Um so höher ist es Dante anzurechnen, daß er jenen einsamen Propheten der Kirche des Mittelalters, den vielfach angefeindeten Joachim ins Paradies setzte, und zwar in den Kreis hoher Heiligen. Er läßt Beatrice von ihm sagen (XII, 139):

Raban ist dort, und hier an meiner Seite
Erglänzt Abt Joachim der Calabrese,
Der mit prophet'schem Geiste war begabet.

Mögen König Richard Löwenherz und die Kaiserin Constanza durch den Ruf apokalyptischer Weisheit und ihre Neugier die Zukunft zu erfahren, sich zu dem Einsiedler hingezogen gefühlt und ihn befragt haben, sein Land, Calabrien, verehrte ihn als einen Heiligen, und Dante erkannte in ihm was das selige Leben des Geistes beurkundet.

Daß die Zeit des Aufblühens des nationalen Schriftthums in den freien Städten, namentlich unter den geistvollen und schöpferischen Italienern, keine Philosophie der Geschichte der Menschheit, noch weniger prophetische Seher der Zukunft

hervorbrachte, wird uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß wir sie noch nirgends gefunden haben, als wo die bürgerliche Freiheit mit der Freiheit des religiösen Bewußtseins Hand in Hand ging und in dieser ihre Wurzel erkannte. Noch mehr aber gewann jene alte Verzweiflung an der Wirklichkeit die Oberhand, als jene Städte verfielen, und Tyrannei oder Oligarchie an ihre Stelle trat, während die Kirche immer mehr sich verweltlichte. Hier tritt uns allein noch mit einiger Hoffnung die begeisterte Stimme eines der ersten Dichter vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts entgegen, Petrarca. Es sind insbesondere die drei berühmten Sonette auf den damals in Avignon weilenden Römischen Stuhl.*) Wir geben den Text derselben in den Ausführungen: hier genügt es die zwei ersten vorzulegen, worin die Hoffnung sich ausspricht, es werde eine bessere Zukunft durch inneres Aufstreben des Geistes und Ringen der Völker anbrechen.

Sonett CV. (XV. bei Leopardi).

Die Sündenlast von Babel schreit Entsetzen,
Die gottverflucht nicht aufhört sich zu blähen,
Zu Jupiter und Pallas nicht will flehen,
Nein, Venus, Bacchus sind der Dirne Götzen.

Nach Rechte schmachtend, wo soll ich mich letzen?
Doch, schau, es wird ein Herr ihr einst erstehen,
Der wird aufrichten (werd' ich's gleich nicht sehen)
Nur Einen Stuhl, da wo sich Huren setzen.

---

*) S. Anhang, Anm. 4. Die drei Sonette Petrarcas:
CV. Fiamma dal Ciel.
CVI. L'avara Babilonia.
CVII. Fontana di dolore.

Zerschlagen werden deine Truggestalten,
Zertrümmert sinken deine Burgen nieder,
Die Flamme frisset die darinnen schalten.

Dann kehrt die Unschuld schöner Seelen wieder
Zur Erde, die wird golden sich gestalten,
Und alte Tugend preisen neue Lieder!

Petrarcas Sonett CVI. (XVI. bei Leopardi).

Du Schmerzensquell, wo Zorn und Grimm sich mehren,
Du Ketzertempel, freche Irrlehrschule,
Einst Roma, Babel jetzt, du schnöde Buhle,
Die füllt die Welt mit Seufzern und mit Zähren!

Du Kerker, wo umsonst sich Gute wehren,
Wo Tugend hinsinkt unterm argen Stuhle:
Einst muß ob diesem Höllen-Sündenpfuhle
Des Heilands Zorn erglühn zu Gottes Ehren.

Gepflanzet einst in armer, keuscher Demuth,
Zeigst du dem Gründer jetzt die freche Stirne,
Schamlose! wodurch hoffst du zu verlocken?

Durch deine Buhlerkünste, durch die Hochflut
Des bös' erworbenen Gut's? Nicht Konstantin, o Dirne,
Nimmt's wieder, doch die Welt, die jetzt erschrocken.

Die goldene Zeit antiker Tugend, deren einstige Wiederkehr Petrarca hofft, und deren Zukunft ihn im tiefsten Seelenjammer tröstet, ist dem Petrarca das klassische Alterthum, aus welchem die Bilder der griechischen Weisen, insbesondere des Sokrates, Plato und Aristoteles, und die Thaten freier Bürger durch dunkele Wolken der Gegenwart hindurchleuchten.

Aber schon in Boccaccios Decamerone sehen wir (in der Erzählung von den drei Ringen und in der vom venetiani-

schen Juden, der in Rom bekehrt worden war), daß der religiöse Gehorsam der Völker auf Gleichgültigkeit und Verzweiflung ruhte.

Höher war allerdings das Streben und die Weltanschauung der großen Geister unter den italienischen Gelehrten des funfzehnten Jahrhunderts, insbesondere des Laurentius Valla, welche schon vor der Mitte jenes Jahrhunderts die griechischen Urschriften zu erforschen begannen, und das klassische Latein an die Stelle des Mönchslatein setzten. Aber leider wiederholte sich auf diesem Gebiete bald die Erscheinung des Unsegens einer geistigen Erregung ohne sittliche Erhebung, und eines Aufschwunges der Vernunft ohne Gewissen. Das Gottesbewußtsein der klassischen Philologie verlor sich bald in zügelloser Lasterhaftigkeit, und noch zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts beklagt der große Scaliger, daß die Gelehrten Italiens sämmtlich Atheisten seien, welche die protestantischen Philologen wegen ihres Glaubens, wie wegen ihrer sittlichen Strenge verspotten.

Es war gegen diese Unsittlichkeit und Zügellosigkeit, daß sich gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts Savonarola, der von den besten Männern seiner Zeit hoch geachtete florentinische Dominicanermönch erhob: ein Märtyrer, wie jene sogenannten Ketzer des dreizehnten Jahrhunderts, und viele der „Gottesfreunde" im vierzehnten. Savonarola will das Gute, und er will Wahrheit: er verlangt ein reines Herz und sittlichen Ernst im Leben. Aber es fehlt ihm dabei der unerschütterliche Glaubensgrund: die Bibel, mit dem klaren Evangelium als Mittelpunkt, und die freie christliche Gemeinde. So setzt er sein Vertrauen auf Aeußerlichkeiten und selbst auf Mirakel: er wüthet gegen die Kunst: er will die Gegner schlagen mit Wundern, statt mit Bibel und

Leben. So bestieg er den Scheiterhaufen in tiefem Schmerze, jedoch nicht in Verzweiflung, unter Alexander VI.

Fassen wir die Erscheinungen dieser Entwickelungsreihe des Gottesbewußtseins in den Propheten der westlichen Geistlichkeitskirche zusammen — denn die östliche hat gar keine Propheten, sondern nur Kaiser, Kaiserinnen und kaiserliche Höfe, Hoftheologen und Palastmönche —, so finden wir in ihr, von Augustin bis zu den schönen Geistern unter Julius II. und Leo X., einen verhängnißvollen Fortschritt vom drückenden Todesgefühl der Wirklichkeit bis zur maßlosen Verzweiflung über den Gang der menschlichen Dinge.

Anhang zum Gottesbewußtsein des Mittelalters.

Das Bewußtsein der verfolgten Gemeinde der Waldenser von Gottes Gegenwart in der Welt.

Als der Süden von Frankreich aufblühte in Toulouse, Grenoble und Lyon, ward ein Bürger Lyons, Petrus Waldus, gegen das Jahr 1170, von einem ernsten und heiligen Verlangen erfüllt: die heilige Schrift, insbesondere das Evangelium, kennen zu lernen. Er ließ sich eine Uebersetzung des Neuen Testaments anfertigen und prägte sich dieselbe ein: so ausgerüstet predigte er den Armen in Holzschuhen (Ciavatten, daher Xabatiten) die Lehren der Bergpredigt, um sie anzufeuern zu einem wahren Christenthum, einem Leben der Nachfolge Christi und der Apostel. Vom Erzbischofe jener Zeit verfolgt, flüchtete er sich in das Dauphinat, und von da in die savoyischen Alpen. Neander, und insbesondere Gieseler*), haben auch hier die geschichtliche Wahrheit nach beiden Seiten festgehalten. Es ist gewiß, daß Petrus Waldus

*) In der „Kirchengeschichte", II, 1, B, Kap. 7, §. 86 und in der Kritik des verdienstlichen Herzogschen Werkes in den Göttinger Gel. Anz., Nr. 47—60.

Kunde hatte von ältern evangelischen Lehrern und Christen, „auch seitdem Papst Sylvester eine andere Lehre geltend gemacht" (die konstantinische Zeit): allein es ist eben so gewiß, daß er in der römischen Kirche lebte bis er ausgestoßen ward, und Prediger des Evangeliums und des Geistes einsetzte, als die Kirchlichen sich zurückzogen. Er berief sich dabei auf die Erklärung des Apostels Petrus (Apostelg. V, 29), was ein lutherischer Professor und gelehrter Forscher, Dr. Wiekhof in Göttingen, eben so verdammenswerth als unbegreiflich findet, und dagegen den Predigerorden der römischen Kirche preist.

Bald stürmten blutige Verfolgungen auf die Waldenser ein. Und gerade von dieser Seite, und von dieser allein, tönen uns Loblieder der hoffenden Christenheit entgegen, Töne bibelgläubigen Vertrauens auf die göttliche Vorsehung, welche die Menschheit durch dunkele Pfade zum Siege führt auf dieser Erde. Das sind eben wieder die verhallten Töne der verfolgten Gemeinde des zweiten und dritten Jahrhunderts der Märtyrer. Das sicherste und älteste Document dieser Gemeinde ist die Edle Predigt (La Nobla Leyczon) vom Ende des zwölften Jahrhunderts. Wir geben ihren wesentlichen Inhalt. Nachdem sie die Zeichen der bösen Zeit und des herannahenden Umsturzes der Gesellschaft geschildert:

„Wo je das Böse zunimmt und das Gute abnimmt",

ruft sie auf zum eifrigen Thun des göttlichen Willens, welcher durch Vater, Sohn und Geist uns kund gethan ist zur Seligkeit. Dahin gelangen wir, wenn wir Gott und den Nächsten aufrichtig lieben, und eingedenk bleiben des leider von Adam an verletzten göttlichen Gesetzes. So that schon Abel, welcher seinen Glauben auf Gott stellte und nicht auf das Geschöpf, wie die Götzendiener thun:

Was ganz zuwider dem Gesetz, das war vom Anfang:
Naturgesetz wol heißt's, gemein ist's allem Volk,
Ins Herz hat er's gepflanzet seinem Erstgeschaffenen,
Das Böse ihm untersagt', das Gute ihm gebot er . . .
An dem Naturgesetz ein Beispiel laßt uns nehmen,
Das wir ohn' alles Maß verderbt und übertreten,
Versündigend uns an Schöpfer und Geschöpfe.
Edles Gesetz wol war's, das Gott uns hat gegeben,
In eines Jeden Herz hat er es eingeschrieben,
Daß er es läse und bewahrt' und lehrte rein und treu,
Daß Gott er lieb' im Herzen über das Geschaff'ne,
Und keine Schranken setze seiner Lieb' und Ehrfurcht,
Denn das stimmt nicht mit heil'ger Schrift Gebote:
Daß treu die Eh' er halte, dieses edle Band,
In Frieden mit den Brüdern leb' und alle Menschen liebe,
Ein Mann, dem Stolz verhaßt ist und der Demuth liebet,
Und Andern thut was er sich selbst gethan wünscht.

Nun folgt die Geschichte des Reiches Gottes von der Flut bis auf Abraham und Moses, als das zweite Gesetz, dann bis auf Christus, den Gründer des dritten Gesetzes. Hierbei werden Christi evangelische Reden und seine Erlösungsthat besonders hervorgehoben. Dann geht die Edle Predigt über zu den Aposteln und den ersten Gemeinden, und ihren muthigen Bekennern bis zum Tode:

Erlitten große Martern, wie man schreibt,
Nur weil den Weg sie zeigten Jesu Christi.
Solch Böses thaten ohne Scheu die Dränger,
Denn sie ermangelten des Glaubens an Jesus Christ,
Gerade wie Die, so jetzt verklagen und verfolgen,
Christen sie sollten sein, aber geben deß schlechtes Zeugniß.
Solchen Verfolgern gebühret Tadel, den Guten Trost.
Denn weder die Schrift gibt an noch sagt Vernunft es,
Daß jene Heiligen verfolgten und einkerkerten.
Auch nach den Aposteln wiesen einige Lehrer
Den Weg von Jesus Christus, unserm Heiland.

Auch finden solche sich noch heut'gen Tages,
Obwol nur wenigen Leuten offenbar:
Gar stark verlangen sie zu zeigen den Weg von Jesus Christ,
Doch kaum vermögen sie's zu thun vor der Verfolgung,
So arg verblendet hat die meisten Irrthum,
Und mehr denn alle, die so Hirten wollen heißen,
Und doch verfolgen, tödten auch die Besten,
Und lassen Frieden habend Falsche und Betrüger . . .
Wer aber nicht will schmäh'n, nicht fluchen, lügen,
Nicht Eh'bruch treiben, tödten, fremdes Gut sich nehmen,
Noch rächen sich an seinen eignen Feinden,
So sagen sie: Er ist Waldenser und strafwürdig;
Und stellen Anklag' wider ihn in Lüg' und Trug.
Doch starken Trost gewinnt, wer leidet für des Herren Ehr';
Denn nach dem Tod' ist ihm das Himmelreich bereitet.

Darauf wird das Gegenstück ausgemalt. Der alle Gebote bricht heißt der kluge und rechtliche Mann, und wenn er ans Ende kommt beichtet er, und gibt was er unredlich erworben, statt es zu erstatten, ganz oder zum Theil dem Priester, damit er ihn losspreche, und eine Messe für ihn lese: je mehr er gibt, desto mehr wird er gelobt. Ein ganz anderes Christenthum predigt der wahre Hirte der Gemeinde: ein solcher ermahnt durch evangelische Rede und das Beispiel geistlicher Armuth des Herzens und aufrichtiger Demuth. Diese nun, welche das dritte Gesetz halten, welches jetzt gilt, werden den Sieg davon tragen über ihre Feinde. So lautet die freudige Weissagung:

Dies ist der Weg, den wir verfolgen und einhalten müssen,
So Jesus Christ wir lieben, ihm nachfolgen:
Geistige Armuth des Herzens soll'n wir üben,
Und keuschen Wandel führen, Gott demüthig lieben:
Dann sind Nachfolger wir des Wegs von Jesus Christ,
Den Sieg gewinnen wir ob unsern Feinden.

Also auch hier drei Weltalter. Das Böse fängt an mit der konstantinischen Geistlichkeitskirche, in welcher es jedoch immer noch eine Minderheit frommer Prediger gegeben hat. Das Gottesreich soll aber nun mit Ernst angegriffen werden. Das wollte offenbar auch jener einsiedlerische calabresische Grübler, aber hier geschieht Alles für die Gemeinde und in der Gemeinde, nicht für Mönche und nicht durch Mönche: auf das klare sittliche Gebot des Evangeliums ist die Predigt gegründet, nicht auf Zahlengeheimnisse und apokalyptische Träume. Das angeborene Gottesbewußtsein im Gewissen, und dann die biblische Geschichte vom Gottesreich — das sind die göttlichen Anleitungen zum seligen Leben: diesen Glauben müssen die Christen auch jetzt bekennen, danach leben und dafür sterben: dann ist ihnen der Sieg gewiß, zuerst hier, auf Erden, jederzeit aber für jede Seele beim Weltgericht. So schließt die Edle Predigt:

Sagen wird der Erlöser: Kommt zu mir, Gesegnete, des Vaters,
Einzunehmen das Reich, euch bereitet vom Anbeginn der Welt,
Wo Freud' und reiche Schätz' euch sind bereitet.
Es wolle dieser Herr, der uns gebildet,
Uns zählen zu des Gottesreichs Erwählten!

Gleiche Gesinnung und Zuversicht spricht sich aus in dem Glaubensbekenntniß der Waldenser, dessen erst spät willkürlich beigeschriebene Jahreszahl (1220) allerdings nicht haltbar ist, dessen Hauptsätze aber doch alt sind. Es heißt in ihm:

Wir glauben an Einen Gott, Vater, Sohn und Geist.

Die Bücher des Alten und Neuen Bundes lehren uns, daß ein Gott sei, allmächtig, allweise, allgütig, der alle Dinge gemacht hat aus Gütigkeit. Denn er bildete Adam nach seinem Bilde, aber durch des Teufels Neid und Adams Un-

gehorsam kam die Sünde in die Welt, und wir sind Sünder in und durch Adam.

Christus ist unser Leben und Friede, unsere Gerechtigkeit, unser Hirt und Vertreter, unser Opfer und unser Opferpriester: er starb für das Heil aller Gläubigen, und ward auferweckt für unsere Rechtfertigung.

Wir glauben, daß die Sakramente die Zeichen sind, oder die sichtbare Form des Heiligen, und wir glauben, daß die Christen von Zeit zu Zeit sich dieser Zeichen oder sichtbaren Formen bedienen müssen, wenn es möglich ist. Aber wir glauben auch, daß der Gläubige gerettet werden kann ohne diese Zeichen, wenn ihm die Gelegenheit dazu fehlt.

Wir sind der weltlichen Gewalt in Ehrfurcht unterwürfig und gehorsam, dienstwillig und steuerpflichtig.

Diesen Glauben an den Sieg Gottes auf der Erde spricht ein altes Morgenlied der verfolgten Böhmischen Brüder aus, welche den Waldensern nahe verwandt sind:

Ach Herre Gott nimm unser wahr,
Bleib unser Wächter immerdar;
Sei unser Schutz und starker Held,
Der mit uns ziehet in das Feld.

Wir opfern Wort und That und Sinn
In deinen heil'gen Willen hin,
Daß unsre Werk', in deinem Muth
Vollführt, befunden werden gut.

Durch Christus nimm dies Opfer an,
Der für uns hat genug gethan,
Hilf daß dein Gab' wir immermehr
Genießen, Herr, zu deiner Ehr'.

Drittes Hauptstück.

Die Propheten der Geistlichkeitskirche seit der Reformation.

1. Bossuet.

Wenden wir nun den Blick auf die Propheten des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der letzten großen Epoche der westlichen Geistlichkeitskirche seit der Reformation, so springt es sogleich in die Augen, daß wir überhaupt auf dem Gebiete des Gottesbewußtseins sehr nach prophetischen Geistern zu suchen haben. Allenthalben entzündet sich ein auf den Geist und auf das Göttliche gerichtetes Streben, in Philosophie, Philologie, Geschichte, Schriftthum — aber die Geistlichkeitskirche wendet sich entweder davon ab, oder nimmt sich derselben nur an, um sie zu hemmen. Was nun das uns vorliegende Gebiet betrifft, so haben wir bis auf dieses Jahrhundert nur Einen namhaft zu machen — den geistreichen und scharfsinnigen Bischof von Meaux unter Ludwig XIV., den Vater der nun auch seitdem untergegangenen Gallikanischen Kirche — Bossuet. Und zwar sind wir dabei, einzelne gelegentliche Bestimmungen abgerechnet, auf seine berühmten Vorlesungen an den damaligen Thronerben Frank-

reichs über die Weltgeschichte bis zu Karl den Großen gewiesen. Dieses Werk muß recht eigentlich als ein theologisches betrachtet werden: die meisten Beispiele und alle Beweise des Daseins der göttlichen Weltordnung sind der Bibel und der Theologie entnommen.

Allerdings nimmt das Werk die Stellung eines gelehrten, auf Forschung ruhenden, auch eines philosophischen, die Vernunft überzeugenden: allein in den Augen einer unparteiischen Kritik kann es diesen Standpunkt durchaus nicht behaupten. Von den drei Abschnitten, aus welchen es besteht, sind „die Epochen" in Allem, was auf Forschung Anspruch macht, eine Kinderei und eine Fabel: die „Entwickelung der Religion" ist eine Predigt, bei welcher der biblische Text fehlt oder verdreht wird: „die Reiche" endlich sind eine Politik zum Gebrauch für den Dauphin. Ehe die Theologie ins Spiel kommt, ist Bossuet freisinnig. Die Aegypter werden gepriesen für eine Weisheit, die sie nicht besaßen, und die Römer für eine Menschlichkeit, die ihnen fremd war: das Predigen des Absolutismus beginnt erst mit Konstantin, und die Empfehlung der religiösen Verfolgung ist ein „Ludwig dem Großen" aufbewahrter Triumph mit nicht sehr evangelischem Rückblick auf die Vertilgungsgebote im Exodus und auf die Energie Samuels. Von einer sittlichen Weltordnung läßt sich bei allem Diesem nichts Prophetisches gewahren: der bewunderte Flug des Adlers von Meaux zeigt sich dabei nur durch unglückliche Versuche, etwas Prophetisches zu enträthseln. Allerdings findet sich eine besonnene Abhandlung über die sittliche Weltordnung auf den letzten Seiten des Schlusses. Aber auch diese hält sich innerhalb der Grenzen der Theodicee der Bücher Hiob und der Psalmen, und zwar ohne die Tiefe ihrer ethischen Betrachtung. Gott erhebt Reiche und stürzt

sie: er bethört Völker, aber er richtet sie auch wieder auf, und läßt ihre Unterdrücker fallen durch ihre eigenen Erfolge. Seine Gewalt ist unveränderlich: die größten Eroberer dienen ihm und seinen Rathschlägen ohne es zu wissen. Brutus stürzte die Tyrannen, und bereitete seinem Volke durch die Ausartung der Freiheit in Ausgelassenheit eine noch ärgere Tyrannei. Die Cäsaren schmeichelten ihren Soldaten, und bildeten sich in ihnen ihre Herren. So muß alle menschliche Macht einer höhern dienen, und nur Gottes Rathschluß schreitet fort in geordneter Folge.

Das Alles nun ist ganz schön: aber was ist denn dieser Rathschluß? Er deutet dem Prinzen den Schlüssel an, wie in manchen frühern Stellen, so insbesondere in dem Schlußsatze. Es ist die Macht der Religion, also seit Christi Heimgang zum Vater, der Kirche, das heißt der von den Nachfolgern des heiligen Petrus geleiteten Bischöfe mit ihren Priestern. Also schließt das Buch:

> „Während Sie fast alle jene Reiche durch sich selbst fallen, die Religion aber durch ihre eigene Kraft sich aufrecht halten sehen, werden Sie leicht ermessen, welche Größe die einzige dauernde sei, und worauf ein verständiger Mann seine Hoffnung setzen soll."

Von den vielen Commentaren, welche der Prophet der gallikanischen und der römischen Kirche des siebzehnten Jahrhunderts im Laufe des Werkes zu diesem wohl eingeprägten und wohl verstandenen bourbonischen Texte gibt, wollen wir nur die Ansprache an den jungen Prinzen zum Schlusse des zweiten Abschnitts des Buches anführen. Nachdem er die Kette geschmiedet, welche von Gott durch Abraham, Moses und Christus in ununterbrochener Reihenfolge, nach demselben Gesetze auf die päpstliche Kirche geht, und durch welche alle Gemeinschaft der Menschen mit Gott bedingt ist, empfiehlt

er ihm, Alles zu verabscheuen, was diese Kette bricht, und sagt dann:

„Wenden Sie alle Ihre Macht darauf, zu dieser Einheit Alles zurückzuführen, was davon abgewichen ist, und der Kirche Gehör zu verschaffen, durch welche der heilige Geist seine Orakel verkündet. Es ist der Ruhm Ihrer Vorfahren, diese Kirche nicht allein nie verlassen, sondern immer aufrecht erhalten, und dadurch den ruhmvollsten aller Titel, den Titel des ältesten Sohnes der Kirche verdient zu haben. Ich habe nicht nöthig Ihnen von Chlodwig und Karl dem Großen, noch auch vom heiligen Ludwig zu reden: betrachten Sie nur die Zeit, worin Sie leben, und bedenken Sie, von welchem Vater Gott Sie hat abstammen lassen. Ein König, der in Allem so groß ist, zeichnet sich durch seinen Glauben noch mehr aus als durch seine andern bewunderungswürdigen Eigenschaften. Er beschützt die Religion im Innern und im Auslande, und bis zu den äußersten Enden der Erde. Seine Gesetze sind einer der stärksten Wälle der Kirche. Sein Ansehen, nicht weniger verehrt um des Verdienstes seiner Person willen, als um die Majestät seines Zepters, erhält sich niemals kräftiger, als wenn er die Sache Gottes vertheidigt. Man hört keine Gotteslästerung mehr: die Gottlosigkeit zittert vor ihm: Er ist der von Salomo bezeichnete König, welcher das Böse durch seinen Blick zerstört. Wenn er die Ketzerei durch so viele Mittel angreift, und noch stärker als seine Vorgänger es gethan, so geschieht das nicht, weil er für seinen Thron zittert: Alles liegt ihm ruhig zu Füßen, und seine Waffen sind auf der ganzen Erde gefürchtet. Nein, es geschieht, weil er seine Völker liebt: weil er sich durch die Hand Gottes zu einer Macht gehoben sieht, welcher keine andere auf dem Erdkreise gleicht, kennt er keinen schönern Gebrauch dieser Macht, als sie zum Dienste der Kirche zu stellen, um ihre Wunden zu heilen. Ahmen Sie, gnädiger Herr, ein so schönes Beispiel nach, und hinterlassen es Ihren Nachkommen. Empfehlen Sie ihnen die Kirche noch mehr als das große Reich, welches Ihre Vorfahren seit so vielen Jahrhunderten regieren. Möge Ihr hehres Haus, das erhabenste auf der Erde, das erste sein, die Rechte Gottes zu vertheidigen, und über den ganzen Erdkreis das Reich Jesu Christi auszubreiten, welcher dieses Ihr Haus mit so vielem Ruhme regieren läßt."

Wirklich that Ludwig der Große das Mögliche, solchem Propheten Ehre zu machen, schwer wie es war ihm zu genügen, und also Karl IX. und die Bartholomäusnacht zu übertreffen. Das bezeugen die Dragonaden und die Trümmer des Schlosses, in dessen Angesicht diese Zeilen geschrieben werden. Welche Frömmigkeit im Innern herrschte, offenbarte sich am Tage nach dem Tode des frommen Königs, und unter dem Regenten und dessen Nachfolger: da ward die Frucht geerntet, welche jene Religiosität und jener fromme Eifer gesäet hatten. Die Antwort auf diese Lehre und auf das Wort: „der Staat bin Ich", gab die Revolution, welche wir jetzt die erste nennen: der Letzte seines Stammes stürzte sich und seine Nachkommen vom Throne, indem er Ernst von jenem Rathe machte, den Bossuet dem Königshause für alle Zeiten gegeben. Und es wird nicht besser allen Andern gehen, welche Recht und Gesetz mit Füßen treten, um ihren Eifer für das Reich Gottes in dieser Richtung zu beweisen.

2. Le Maistre und der Abt Lamennais.

Wie gerade entgegen dem allmächtigen Strome der Weltgeschichte diese Richtung geht, das könnte man auch leicht aus zwei Werken nachweisen, welche sich zu Anfang dieses Jahrhunderts an Bossuets Prophetenthum angeschlossen: Le Maistres Buch „Vom Papste", und Lamennais Werk „Ueber die Gleichgültigkeit hinsichtlich der Religion". Beide geistreiche Schriftsteller haben die Geschichte noch mehr verfälscht als Bossuet, was ihnen auch viel leichter wurde, bei dem allenthalben sichtbaren Mangel an jeder gelehrten Kenntniß der Bibel und der Geschichte. Beide haben noch viel kühnere Formeln aufgestellt, und noch viel frechere Sophismen angewandt. Beide haben sich auch auf das Weissagen gelegt:

und was ist aus ihren Weissagungen geworden? Allerdings hat die Hierarchie seitdem großen Einfluß gewonnen, aber wie sieht es mit den Früchten aus, dem sittlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustand der Länder und Reiche, welche sie im Geistlichen beherrschen seit 400 Jahren? Und wie mit denselben Zuständen im Musterstaat, dem Kirchenstaate?

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" —

und das Gericht ist nur eben im Anfange. Wir enthalten uns hier auf Einzelnes in jenen und in verwandten neuern Werken einzugehen, da wir unsere Studien über diesen Gegenstand im „Hippolytus" vorgelegt, und dem dort Gesagten nichts Neueres hinzuzufügen haben. Aber Einen Punkt dürfen wir nicht unterlassen zur Sprache zu bringen, hinsichtlich aller Neueren, und insbesondere auch jener Schriften der Führer, welche beide sehr ausgezeichnete Männer waren — nämlich die hinter der maßlosesten, eines Adam Müller nicht unwürdigen, Sophistik ultramontaner Ansichten liegende Verzweiflung an der Wahrheit des Christenthums, und also der Weltanschauung Christi. Das höchste Prinzip beider ist Autorität, das Recht des von Gott eingesetzten „Amtes" (um mit den Neulutheranern zu reden) Wahrheit zu machen. Le Maistre führt geradezu aus, es bedürfe in jeder Genossenschaft, in jedem Reiche einer entscheidenden Autorität: der Sinn der Lehre der Infallibilität des zeitigen Papstes sei eben dieser: und es sei Glaubenssache daran festzuhalten. Weswegen? weil sonst Jedermann, der Gewissen und Vernunft, Bibel und Geschichte fragt, Widersprüche finden dürfte!

Der tiefere Geist des merkwürdigen Priesters, welcher in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens sich von seiner Kirche

entfernte und dann lossagte, konnte sich mit einer solchen Flachheit nicht zufrieden geben. Er rief also die Vernunft zu Hülfe, und gelangte bei diesem kühnen Versuche zu der Behauptung: es beruhe alle Wahrheit, selbst die mathematische, am Ende nur auf Autorität — Autorität der Vernunft in dem Gebiete, welches ihr überlassen bleibe, und Autorität der Kirche (also des Papstes) in allen Glaubenssachen. Näher betrachtet ist dieses der tiefste Skepticismus und deutet auf eine innere Verzweiflung hin. Es ist der letzte tragische Versuch eines mächtigen Geistes, Gott in der Geschichte nachzuweisen, indem man ihn in Gewissen und Vernunft beseitigt, und den wankenden Glauben an die der Kirche geoffenbarte Wahrheit wieder zu befestigen, indem man den Papst an die Stelle Gottes und seiner höchsten Propheten setzt. Den ersten Propheten, das Weltall, hat man nach fast dreihundertjährigem Ankämpfen gegen Thatsächliches endlich aufgegeben zu meistern, obwol dem römischen Primas von Irland die Erde nicht um die Sonne gehen darf. Aber der zweite Prophet bleibt in Fesseln, der Menschengeist: Gott darf durch die Menschheit gehen. Die Naturwissenschaft mag sich in gewissen Schranken frei bewegen — nur nicht der nach innerer Wahrheit forschende denkende Geist. „Was ist Wahrheit?" ist das letzte Wort jener Religionsphilosophie von Lamennais.

3. Wessenberg.

Ignaz Freiherr von Wessenberg, schon durch seine ernsten sittlich-religiösen Bestrebungen und Schöpfungen als General-Vicar des Stiftes Constanz zu Anfange dieses Jahrhunderts rühmlich bekannt, hat nach manchen andern höchst achtbaren Früchten seines Nachdenkens und seiner Forschung

der Nachwelt im vorigen Jahre 1857 ein geistliches Vermächtniß übergeben, welches ihn als einen Propheten des Bewußtseins von Gott in Welt und Geschichte beurkundet, und eines langen Lebens in Gott würdig ist. Wir meinen sein Buch „Gott und die Welt oder das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott" (2 Bde.). Es steht auf dem allgemeinen Christenglauben und zugleich auf einer besonnenen und durchgearbeiteten Philosophie. Von dem Geiste, der in diesem wahrhaft ehrwürdigen Buche herrscht, mögen folgende Stellen zeugen. Die Vorrede schließt mit dem frommen Wunsche und Bekenntniß:

„Möge die echt christliche Gesinnung dergestalt zur Herrschaft gelangen, daß sie Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Laien überall mit der festen Ueberzeugung durchdringe: nur in der durch das Leben bethätigten Lehre unsers göttlichen Welterlösers sei wahres volles Heil für die arme Menschheit zu suchen und zu finden! Trotz den vielen gleißenden hin und her flackernden Irrwischen und Sternschnuppen des Unglaubens, die unsere Zeit uns vorführt, wird ohne Zweifel die drängende Macht der Weltbegebenheiten und Weltverhältnisse dazu mitwirken, daß das Christenthum in Geist und Wahrheit mehr und mehr über alle arglistigen Verfinsterungsversuche und wetterleuchtenden Blendwerke der menschlichen Eitelkeit und Selbstsucht obsiege und stets neue und erfreulichere Epochen des Fortschritts zum Bessern in allen Zuständen der menschlichen Gesellschaft heraufführe."

Von der Betrachtung der Beweise von Gottes Gegenwart in der Schöpfung übergehend zu den geschichtlichen Zuständen sagt er (I, 54 fg.):

„Von Gott ist uns in den Weltzuständen ein Problem vorgelegt, dessen Lösung oder Entzifferung den denkenden Geist unaufhörlich beschäftigen und mit Bewunderung zu dem Urheber erheben soll. Obgleich nichts Endliches unbedingt vollkommen sein kann, so ist doch für jedes endliche Wesen eine bedingte Vollkommenheit in seiner Art denkbar, und die Empfänglichkeit dafür auf der gan-

zen weiten Stufenleiter der Wesen bezeugt ihren gemeinsamen Ursprung von dem Einen Unendlich-Vollkommenen. Nicht nur stehen alle Dinge in einem geordneten Zusammenhang, sondern jedem Ding gibt nur sein Zusammenhang mit den andern Bestand und Dauer. Wie dieser Zusammenhang sich löst, hört es auf Das zu sein, was es ist, und wird ein Anderes, wo denn auch ein neuer Zusammenhang entsteht. Jedes Glied des Ganzen dient dem andern und alle dienen dem Ganzen. So wie jegliches Ding im Weltall seinen bestimmten nähern Grund hat, so hat es auch seinen bestimmten nähern Zweck. Daraus läßt sich schließen, daß nicht minder auch das Weltall selbst seinen Zweck habe, der ihm vom Urheber bestimmt ist. In Hinsicht des Zwecks (der Absichten) Gottes im Ganzen und Einzelnen muß aber die Vorstellung des Menschen die möglichste Weite suchen, damit er nicht seine Beschränktheit auf den Unendlichen übertrage. Alle Wesen sind Werkzeuge Gottes für seine Weltleitung. Dem Menschen aber ist der große Vorzug verliehen, es freithätig zu sein, und der Stimme seines Gewissens als der Stimme Gottes freiwillig Folge leisten zu können."

Und in demselben Sinne heißt es am Schlusse des ersten Bandes (I, 465):

„Einzelne Menschen und ganze Völker, sie mögen wollen oder nicht, müssen den vielfach gewundenen, mit Wolken und Nebeln bedeckten Weg des Kampfes und der Prüfungen wandeln, den Gott bestimmt. Die, welche hier seinen Finger erkennen, läßt er nicht zu Schanden werden. Es gibt glücklich scheinende glänzende Erfolge, die die ärgste Strafe sind, indem sie verblenden, während Niederlagen die größte Wohlthat werden und sich in Triumphe verwandeln, wenn man in ihnen eine Aufforderung zu erhöhten Anstrengungen erblickt. Der Verständigste wird zum Thoren, der Mächtigste zum Spielzeug, sobald er außer Acht setzt, daß nur Einer die Weisheit und Macht inne hat, und davon den Erdensöhnen mittheilen kann. Er allein überschaut mit Einem Blick die lange Kette von Ursachen, die in ihrem Zusammenhang von ferne her, von den Sterblichen unbemerkt die Ereignisse herbeiführen, welche gewöhnlich ganz anders ausfallen, als selbst die Scharfsinnigsten sich vorgestellt haben. Die Klügsten und Mächtigsten auf

Erden mußten und müssen in ihren Unternehmungen zur Vollführung des Weltplans dienen, welcher nur Dem bekannt ist, der ihn entwarf. Wunderbar zeigt sich Gottes Führung auch dadurch, daß sie selbst aus ihren Irrthümern und Thorheiten die heilsamsten Folgen hervorsprießen läßt. «Oft wollte Gott vielleicht zeigen», so schrieb der Greis Comenius, «was die Menschen ohne ihn nicht können, um in künftigen Zeiten zu zeigen, was Er ohne die Menschen oder durch sie, wenn Er sie einmal zu seinem Willen gebracht hat, thun könne.»"

In seine Betrachtung der fortschreitenden Entwickelung des Göttlichen auf der Erde nimmt er den Staat wie die Kirche auf, die socialen Verhältnisse wie Kunst und Wissenschaft. Von der Kirche redend sagt er (II, 337):

„Die Kirche kann ihrem Ansehen und ihrer Wirksamkeit keine andere feste und unbesiegbare Grundlage geben als die Reinheit und Lebendigkeit des religiösen Glaubens und dessen Bewährung durch allseitig thätige Liebe und tugendhaftes Leben. Allen Stürmen und Anfechtungen widersteht nur Das, was sie auf diese Grundfeste erbaut, welche das ganze Wesen des Christenthums in sich befaßt. Ein Christenverein, der dieser Grundfeste ermangelte, wäre so viel als keiner. Die Quelle des Glaubens sowol als der Liebe ist Gott. Die christliche Liebe kann ihre Lebenskraft nur vom Glauben erhalten. Ohne ihn hätte die Liebe keine Wurzel, und müßte, wie die Blume, wenn sie von ihrer Wurzel abgelöst ist, hinwelken, so wie auch der Glaube ohne die Liebe todt wäre. Der christliche Glaube hat selbst keinen andern Gegenstand als die beseligende Liebe, die in Gott ihre Vollendung hat. Die Lehre muß sich durch das Leben bewähren. Daher ist es die Aufgabe der Kirche und aller ihrer Anstalten, durch die Lauterkeit und Stärke des Glaubens die Ausübung des Gebots der Liebe zu fördern und durch diese hinwieder den Glauben zu bethätigen und zu bewähren. Zu diesem Behuf gab Christus seinen Jüngern und ihrem Verein (der Kirche) die Verheißung der Sendung des heiligen Geistes, der sein Werk durch die Macht der Wahrheit und der Liebe in allen Zeiten fortsetzen werde."

Die ergreifenden Betrachtungen über die Zerrissenheit und das vielfache Elend der Zeit, welches sich auch in den socialen Zuständen offenbare, schließt das Buch mit folgender Ansprache (II, 496):

„Soll ich die vorstehenden Betrachtungen damit schließen, die große Frage von dem unfehlbarsten Mittel gegen Noth und Elend unter dem Monde zu beantworten, so kann meine Antwort nur einfach diese sein: Christen lasset uns alle sein oder werden, Christen im vollen Sinne des Wortes und aus allen unsern Kräften! Mit Entsagung alles Scheinwesens laßt uns also befleißen, daß der Geist liebreicher Verbrüderung die Grundlage und Seele der menschlichen Gesellschaft werde! Je mehr dies geschieht, wird sie von den Uebelständen der Noth und des Elends, insoweit die Unvollkommenheit unserer Natur es zuläßt, frei werden, und der Menschheit goldene Zeit wird kein Traumgesicht mehr sein."

Die Nachwelt wird die christliche und philosophische Gemüthsruhe und gläubige Gesinnung des edeln Greises um so mehr bewundern, da er in Folge des Stillstandes und Rückschlags, welche hinsichtlich der von ihm angebahnten und mit so reichem Segen ins Leben geführten Verbesserungen in der deutschen Kirche Roms schwere Prüfungen zu bestehen gehabt hat. Sein Andenken wird in Deutschland immer in Segen fortleben.

Dritte Abtheilung.

Das Bewußtsein der christlichen Arier und ihrer Propheten von der Gegenwart Gottes in der Geschichte seit der Reformation.

Einleitung.

Wenn wir die Gegenstände des Bewußtseins der Menschheit, insbesondere der christlichen, von der Gegenwart Gottes in der Geschichte mit den grundlegenden und maßgebenden Gedanken und Bekenntnissen der Reformation vergleichen, so treten ganz besonders folgende fünf Sätze hervor, in deren christlicher Grundlage alle Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts übereinstimmen, und in dem Glauben an welche alle Gemeinden und Völker des hergestellten Christenthums sich gestaltet haben, obwol sie erst allmälig zur vollen Erkenntniß des Wesens und Umfanges der geistigen Freiheit des Evangeliums gelangt sind.

Erster Satz.

Die Gemeinde im vollen Sinne, das gläubige Volk, ist die Kirche, nicht die Geistlichkeit allein.

Die Religion ist also im thätigen, nicht im leidenden Sinne, die Sache des Volkes als des Volkes Gottes: es kann also nichts zur Religion gehören, was nur auf die Geistlichkeit sich bezieht: das Gemeinsame, Sittliche ist das Organ der Gemeinschaft mit Gott, und das Vernünftige dessen Auslegung.

Zweiter Satz.

Die Gemeinde ist die Trägerin des Gottesbewußtseins beim Gottesdienste.

Der Gottesdienst muß also verständlich sein, weil sonst unnütz, und biblisch, weil sonst willkürlich: also lehrend, weil sonst nicht ein „vernünftiger Gottesdienst": endlich muß er Verehrung Gottes allein sein, des Vaters, Sohnes und Geistes.

Dritter Satz.

Die Gemeinde als Nation soll ein Volk Gottes darstellen.

Daraus folgt, daß sie eine dem Christenthum angemessene, also sittliche Verfassung habe: in Kirche und in Staat. Alles Ungesetzliche, also Willkürherrschaft, sei es Absolutismus oder Anarchie, Hierarchie oder Individualismus, ist mit dem Bekenntnisse zum Evangelium nicht vereinbar, weil eine praktische Verleugnung des Gottesreiches, welches im Evangelium gepredigt wird.

Vierter Satz.

Es gibt keinen Unterschied zwischen geistlichen Werken (sogenannten „guten Werken") und weltlichen.

Also Ehe und selbständige Hauszucht, aber weder Cölibat nach Ohrenbeichte; also Kunst und Poesie sind heilig und gottbewußt, ob geistlich oder weltlich. Die Bethätigung des Prinzips der Reformation liegt also in der fortschreitenden Vergöttlichung des Weltlichen.

Fünfter Satz.

Persönlicher Glaube ist die Bedingung des innern Friedens in Gott:

also freie Ueberzeugung: also freie aber gottbewußte Forschung und Betrachtung: also Gewissensfreiheit und Denkfreiheit.

Hiernach erweitert sich denn der Kreis der Betrachtung auf einmal, wie wenn wir aus einem Kloster in die Welt treten: der Ton des Wirklichen aber heiligt sich, denn Sprache, Kunst, Wissenschaft, eben wie Volksleben und Staat, werden durch die Annahme des Evangeliums als Prinzip mit neuem göttlichen Leben getränkt. Die Weltgeschichte kennt nichts dieser Umwandlung Aehnliches, obwol erst drei Jahrhunderte seitdem verflossen sind. Erst von der Reformation an, und nur durch die Reformation, gibt es Völker, die ihr Gewissen in ihrem Innern tragen, und Staaten, deren Recht in demselben Gewissen und in dem Herzen eines frommen Landes wurzelt. Die Grundlage einer neuen, der Alten Welt ebenbürtigen, Menschheit ist gelegt, und die Scheidewand zwischen Semiten und Ariern, zwischen Gesinnung und Werken, zwischen Glauben und Wissen ist gefallen, dem Prinzipe nach.

Wir betrachten auch hier die leitenden Thatsachen zuerst als Gemeindebewußtsein, dann als Bewußtsein der Propheten, und zwar zuvörderst Derer, welche auf theologischem Grunde und Boden stehen, dann aber Derer, welche den philosophischen Ausgangspunkt nehmen.

Erster Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein der anbetenden Gemeinden der Reformation.

Es war ein eben so erklärlicher als bedauerlicher Misgriff Luthers, die Frage nach der wahren Gegenwart Christi, also Gottes, im Sakramente zum Ausgangspunkte, ja gewissermaßen zum Mittelpunkte des theologischen Bewußtseins zu machen, und als einen entscheidenden Punkt der christlichen Glaubensgemeinschaft aufzustellen. War ja doch, wie wir gesehen, die Frage nicht biblisch, ja in ihrem Ursprunge eine theologische Verirrung, die gänze Entwickelung eine Krankheit. Darüber darf aber der Historiker und Philosoph nicht vergessen, daß Niemand stärker betont hat als Luther, wie die Abendmahlsfeier nichts sei ohne die Communion. Er lehrte und predigte von Anfang, daß, was auch mit dem Zeichen des Leibes Christi vorgehe, die damit verbundene Gnade an den Genuß durch den Gläubigen gebunden, und nicht etwas den Elementen Immanentes sei. Calvin machte sich eben sowol als Zwingli von jenem Irrthume los, der im fünften Kapitel des Evangeliums Johannis wirklich, ohne Willkür,

nach gesunden Regeln der Auslegung keine Stütze finden kann. Allein er führte den Beweis für seine geistige Ansicht doch eigentlich auch von jenem Ausgangspunkte. Man könnte sagen, er blieb willkürlich auf dem Standpunkte des fünften, und in mancher Beziehung des neunten Jahrhunderts stehen: Luther aber ging schon über Berengars Bewußtseins hinaus in die Fragen des dreizehnten. Bei Calvin kam so wenig als bei Zwingli der Gedanke der Herstellung des alten Opferbegriffes zum Durchbruche, wonach die Feier des Erinnerungsmahles mit dem Gelöbniß der Gemeinde verbunden ist als eine That dankbarer Liebe seitens der Gesammtheit und jedes einzelnen lebendigen Gliedes derselben. Der Fernhaltung dieses Gedankens lag wol die Besorgniß zu Grunde, es möge sonst die Gottesgemeinschaft in dem äußerlich hervortretenden Gelöbniß gesucht werden, und nicht vielmehr in dem gottseligen Leben selbst. Denn das Gottesbewußtsein ins Leben zu führen, in die Wirklichkeit, das ist der große Grundgedanke und Zweck der Reformation.

Zweierlei that der christlichen Menschheit damals beim Gottesdienste Noth:

getreue und volksmäßige Uebersetzung und Erklärung der Bibel;

würdiger Ausdruck des Geistes im geistlichen Liede und Gebete, wie in der Predigt.

Die Bibelübersetzung und das geistliche Lied, sei es als Hymnus oder Psalm, sind bekanntlich die ersten Schöpfungen der Reformation, und beide sind Werke der Begeisterung nicht weniger als der geistigen Bildung und Kunst.

Die Bibelübersetzungen heiligten die Sprache: sie erweiterten und hoben den Geist der arischen Völker durch die unmittelbare Verbindung mit denjenigen Ideen und Ausdrucks-

weisen, welche von Abraham bis zu den Makkabäern das Herz der Menschheit bewegt hatten. Die Bedeutung dieser That ist gar nicht auszusprechen: es ist die Vollziehung der innigen Gemeinschaft und gleichsam Vermählung der beiden großen Völkerfamilien, welche bisher die Menschheit gestaltet haben.

Von nicht geringerer Bedeutung ist die zweite That: die Erweckung der geistlichen Volkslieder für die Anbetung und häusliche Andacht. Die vollendete christliche Form des Geistes ist das von Luther geschaffene Kirchenlied, die Form der Arier im Neuen Bunde, und die uns nicht so nahe stehende Psalmodie der französischen und englischen Gemeinden hat ihre Berechtigung. Der deutsche Volksgeist hat auf diesem Felde die lateinische Kirche weit überflogen: der griechischen sind Hymnus und Choral, des Ambrosius Werk, unbekannt. Was er hier geleistet, ist bisher nicht erreicht, viel weniger übertroffen. Wenn dieses von den einzelnen Liedern gilt, so noch viel mehr von dem herrlichen Ganzen, welches sich in der Anlage der kirchlichen und häuslichen Gesangbücher darstellt. Falls man die Lieder, wie man doch schon sehr früh, mit größerm oder geringerm Bewußtsein, gethan, nach der Geschichte der Offenbarung von Vater, Sohn und Geist ordnet, und so gleichsam den einzelnen Blättern jener Weissagung des anbetenden Geistes ihre organische Stellung gibt, von der Schöpfung bis zum Kampfe und Siege des Lebens des Geistes in der Gemeinde, so hat man ein Epos in lyrischen Gesängen vor sich, dessen Gegenstand der höchste, ja der allein hohe, weil wahrhaft göttliche ist, und dessen Ausführung sich eines so erhabenen Vorwurfes nicht unwürdig darstellt. Es gibt nichts in dem gesammten Schriftthum der Menschheit, was der heiligen Schrift so nahe steht, und so ganz ihren

Geist wiedergibt, ungefesselt von Lehrform und Lehrformeln, als jene geistliche Liederschöpfung, bei welcher sich Könige und Handwerker, Männer und Frauen, Geistliche und Weltliche — gewiß über 300 bedeutende Namen — vereinigt haben, und welche in jenen drei Jahrhunderten das einzige ununterbrochen zusammenhängende Schriftthum bildet.

Die andere volksmäßige Hervorbringung und gleichsam Nachschöpfung der Bibel waren die Gebete für die öffentliche und häusliche Andacht. Für jene fand sich manches schöne Denkmal wahren Gottesbewußtseins in den ältesten Liturgien, insbesondere in den kurzen griechischen Morgen- und Abendgebeten des fünften und sechsten Jahrhunderts, und in den Collecten der lateinischen. Luther schöpfte die zweiten mit ziemlicher Vollständigkeit aus, und auf dieser Bahn folgte ihm besonders die englische Kirche: auch jene griechischen Gebete haben, hier und anderwärts, ihren Weg aus Geistlichkeitsbüchern in die Volks- und Hausbücher von Millionen gefunden. Die Hausandacht und die Privatandacht überhaupt konnte für die Völker erst durch die Geltendmachung des allgemeinen Priesterthums wahrhaft gegründet und ein Lebenselement werden. Hierfür nun gab der Geist bald in Hütten und Palästen das freie Wort der Begeisterung, welches sich jedesmal offenbart bei großen Erregungen des Gottesbewußtseins. Doch machte sich daneben auch das Bedürfniß einer Mustersammlung der frühern Lieder und Gebete, als eines Spiegels der Gläubigen aller Zeiten geltend. Das Ziel mußte ein geistliches Volksbuch, das Buch der Gemeinde sein. Man kann deshalb wol sagen, daß, nachdem die Bibel für alle Zeiten geschlossen war, die Menschheit nichts hervorgebracht, was an innerm Gehalte und an wahrem Bewußtsein von Gott in dem menschlichen

Herzen und in der Gemeinde verglichen werden könnte, einerseits mit dem Gesangbuche der deutschen Gemeinde, einschließlich der Gebete für die besondere Andacht, andererseits mit dem kirchlichen Gemein-Gebetbuch der Engländer. Beide sind das freudige Amen! der Menschheit auf die Botschaft der Bibel: beide die That des Geistes Gottes in der Gemeinde.

Wir bemerken hier zugleich vorläufig, daß mit dem geistlichen Liede auch die Verbesserung und Heiligung der heiligen Musik eben so gegeben war, wie mit der Herstellung des evangelischen Gottesdienstes, als der Verehrung von Vater, Sohn und Geist, die neue lebendige Grundlage für die kirchliche Baukunst. So wie die Gemeinde als der einzige wahre Tempel Gottes und das große, ewige Mysterium dastand, war es möglich an die Herstellung der alten christlichen Basilika zu denken, und aus den Heiligenhäusern und Domen und Münstern des verwirrten Mittelalters etwas zu schaffen, das einerseits ohne den überwältigenden Einfluß der Antike geschichtlich, andererseits volksmäßig und zukunftreich wäre. Der also erneuerte Glaube schuf dann auch neue, bisher kaum bekannte Werke der sogenannten weltlichen Baukunst für die Bedürfnisse der Gemeinde.

Die Predigt als Mittelpunkt des Gottesdienstes, insofern sie nicht blos vernünftige und gelehrte Erklärung des Wortes Gottes ist, sondern selbst Gotteswort, als Geisteswort an die Gemeinde und aus der Gemeinde, hat ebenfalls ihre lebendigen, nicht rhetorischen, Wurzeln in der Reformation. Nichts auch ist klarer, als daß sich aus dieser Predigt eine edle Lehrsprache, als bleibender Grund der Prosa gebildet hat, wodurch die Gemeinde, das christliche Volk, Männer und Frauen, von Jugend auf unmittelbar mit der

höchsten geistigen Bildung der Nation in Verbindung gesetzt, diese selbst aber von vorn herein geweiht und vor allem Gegensatze mit dem Religiösen bewahrt wird. Der Einfluß dieser Thatsache auf den ganzen Ton des neuen Schriftthums wird unten näher nachgewiesen werden.

Die Predigt nun wie der gesammte Unterricht ruht wesentlich auf dem Verständnisse der Bibel: also auf Erforschung der Ursprachen und der Geschichte der biblischen Bücher. Damit war auf einmal die Scheidewand niedergerissen zwischen der klassischen Alterthumskunde, welche viele ihrer Priester zur Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit so wie zum wissenschaftlichen Gegensatze mit dem Christlichen geführt hatte. Die Philologie, neben Historie und Philosophie, eine der drei Stützen der gesammten Bildung der Neuen Welt, war geheiligt und geweiht zum göttlichen Organ. Aber sie war auch erweitert zur weltgeschichtlichen Forschung und Betrachtung. Man fand bald, daß die hebräischen Worte und Vorstellungen oft durch syrische und arabische erklärt werden mußten. So bildete sich eine sogenannte „orientalische" Philologie, und es bedurfte nur weiterer Anstöße, um die arische Philologie in ihrer außereuropäischen Ausdehnung neben die semitische Sprachfamilie zu stellen und mit ihr in fruchtbare, weltgeschichtliche Verbindung zu setzen. Schon Goethe hat bemerkt, daß alles Dieses aus der Erforschung der Bibel hervorgegangen sei. Es ist aber dabei noch ein tiefer liegender Umstand zu berücksichtigen. Die ganze innere Stellung jener drei Stützen der europäischen Bildung zum geistig-sittlichen Bewußtsein der Nation und der Menschheit war wesentlich dadurch bestimmt, ob die Wissenschaft sich als Theil der Religion, des Gottesbewußtseins im weitesten Sinne betrachte oder nicht. Nur wenn jenes Be-

wußtsein sie durchströmt, wird sie ihre volle Blüte erreichen, ja sie schlägt nicht einmal feste Wurzel ohne dasselbe.

Nun ist es doch eine klare geschichtliche Thatsache, daß die Länder der Reformation diejenigen sind, in welchen die Wissenschaft des Geistes in jenen drei Richtungen am mächtigsten, andauerndsten und erfolgreichsten geübt worden. Es ist aber auch eben so thatsächlich gewiß, daß der erste Anstoß dieses großen Aufschwunges des Geistes der Mittelpunkt dieser ganzen neuen Schöpfung, die Herstellung des Bewußtseins von der wahren, wirklichen, einzigen, wirksamen Gegenwart Gottes in der kirchlichen Gemeinde gewesen, also zunächst in der sich erbauenden Kirchen- und Hausgemeinde. Die Anbetung war nicht mehr ein Dienst der Elemente, nicht auch nur vorbildlich-sinnbildliche Gebräuche, nicht mehr eine Stellvertretung, ein Scheinbild des wirklichen Lebens, sondern des Lebens heilige Vorhalle. Eine menschheitliche Gemeinde war da, berufen den Geist Christi täglich zu erkennen, zu empfangen, auszusprechen. Die Andacht war nicht mehr an diese oder jene Räumlichkeit gebannt, sondern der Geist Gottes weihte Haus und Hof, ja in der Noth Feld und Wald, zur heiligen Stätte. Sie war nicht mehr ein äußeres, vorgeschriebenes verdienstliches Werk: sie war, wie das wirkliche Leben, ein Ausströmen des Innern. Priester war dabei der Hausvater oder wer seine Stelle nahm.

Dergleichen hatte die Welt bisher nur in den Andachten der Waldenser und der Böhmischen Brüder gesehen. Aber jetzt erstanden Nationen unter diesem Bewußtsein, und zuletzt weltbeherrschende und doch freie.

Dieses führt uns zu der nächsten Betrachtung.

Zweiter Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein in der Verfassung der hergestellten Gemeinde.

Jener erste und dritte der grundlegenden Sätze des Gottesbewußtseins der Reformation, wonach die Gegenwart Gottes in die Gemeinde gesetzt wird, mußte naturgemäß zu einer doppelten Anwendung auf die Verfassung dieser Gemeinde führen. Die Verfassung ist, oder soll sein, der Ausdruck des Lebens der Gemeinde in und gegenüber der Welt. Wir meinen daher die kirchliche und auch die staatliche Gemeinde, das christliche Volk einmal als Gesammtheit der anbetenden und gelobenden Gemeinde, und dann dasselbe als die Gemeinde, welche das dort geweihte und gelobte Gottesbewußtsein anzuwenden sich gedrungen fühlt auf die Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit aber ist nicht allein die durch Sittlichkeit zu erneuernde Familie, auch die höchste Darstellung des Sittlichen im Staate ist das Saatfeld, die Welt.

Frei ging die Gemeinde der verfolgten Christenheit ein in das römische Weltreich, doppelt unfrei tritt sie uns am

Ende des Mittelalters entgegen: die wenigen Anfänge oder Reste freier Verfassung verkümmern sichtlich, wie die neue Zeit fortschreitet.

Wenn das Christenthum eine Wahrheit ist, und wenn die Reformation diese Wahrheit redlich und lebenskräftig darstellen und herstellen wollte, so mußte sie in der kirchlichen Gemeinde beginnen, aber sie mußte mit einer politischen Reform endigen. Was ist das für ein Christenthum, welches Vernunft und Gewissen nicht auch auf dem Gebiete des Rechts geltend zu machen sich gedrungen fühlt? Was ist das für ein Glaube, der sich nicht neubelebend erweist, wenn es gilt Gottes Gegenwart in den Verhältnissen zwischen Obrigkeit und Volk zu offenbaren?

In der That begann die Reformation, wie das Christenthum, mit der Weihe der Grundlagen des bürgerlichen Lebens in Ehe und Hauszucht. Kein erzwungenes Cölibat der Geistlichen, aber eine geistliche Ehe der Gatten, ein Zusammenwirken von Mann und Frau zu christlicher Häuslichkeit in Gottesfurcht.

Schon die Ehe und das Haus bedarf nicht allein der Gewissensfreiheit, das heißt der freien, gesetzlichen Religionsübung, sondern auch der bürgerlichen Freiheit, als Schutz gegen Unterdrückung und also gegen ungöttliches Wesen in der Gemeinde. Beide sind nicht denkbar in der Neuen Welt ohne Denk- und Preßfreiheit. Wie wichtig, daß alle diese Güter angestrebt, alle diese Bedürfnisse befriedigt werden vom Standpunkte des gottsuchenden Menschen und Volkes, und nicht vom rein weltlichen, nur das eigene selbstsüchtige Recht anerkennenden, also feindlichen und zerstörenden Standpunkte. Dort wird Verständigung und Reform angestrebt: hier steht Auflehnung und Revolution vor der Thür. Dort

wird Achtung gefordert für die Menschheit, Gottes Ebenbild: hier Abthun des Zwanges, welcher auf der Ausübung der Menschenrechte des Einzelnen lastet. Dort ist Gottesbewußtsein, unvermitteltes, das innerste Herz des Volkes berührendes: hier wird Alles beruhen auf dem sehr zweifelhaften Bewußtsein der von Gott getrennten Vernunft im Individuum und im Volke, und auf der Heiligkeit des Staatsrechtes gegenüber der Macht, zum Schutze gegen Willkür und Gewaltherrschaft. Dort ist Liebe der Ausgangspunkt, hier Haß: dort ist das Ziel Förderung des Gemeinwohls durch Aufopferung, der gemeinsamen Freiheit durch hingebende Verwaltung des Gemeinsamen, hier das Bestreben der Entfesselung des Einzelnen, und die Gleichheit Aller vor dem Gesetze, ohne höhere Ansicht vom Staate als etwa einer Versicherungsanstalt.

Man sehe nun die Weltgeschichte unbefangen an: was zeigt sie uns? Die bürgerliche Freiheit in den Ländern des Evangeliums ist aus der Freiheit der kirchlichen Gemeinde, aus dem Glauben an Gott, an Christus und an beider Geist hervorgegangen; und wie sie die Tochter des Evangeliums war, so ist sie nachher dessen Schutz und Bollwerk nach außen geworden. In den Ländern der römischen Kirche sind bei dem erklärten Kampfe zwischen Gewalt und Geistesfreiheit die edelsten Völker aus freien und mächtigen unfreie und machtlose geworden, oder haben ganz aufgehört.

Es genügt aber nicht, dieses Gottesbewußtsein der bürgerlichen Freiheit in dem Ursprunge und der Erhaltung derselben zu erkennen: man darf auch einen andern eben so weltgeschichtlichen Punkt nicht übersehen. In der Ausdehnung der also begründeten Freiheit in den letzten vierthalb Jahrhunderten zeigt sich ein überraschender Fortschritt, nicht allein

was den Umfang der Freiheit, sondern auch was die Bildungsfähigkeit der Formen betrifft.

Die Anfänge waren glorreich, obwol gering. Selbst in den Ländern, wo die unvollkommene Ausbildung des christlichen Gemeindebegriffs, sowol in Anbetung als in kirchlicher Verfassung, das Volk in der Kindheit der politischen Entwickelung zurückhielt, ward bald eine sehr bedeutende Verbesserung sichtbar im Geiste der Verwaltung: Einsicht und Gesinnung gingen, namentlich in den Städten, Hand in Hand. Das Mutterland der Reformation war aber zu schwach gegen die vereinte Macht des größten Fürstenhauses und der römischen Geistlichkeit (die im Reiche selbst eine fürstliche war), um die Einheit und Freiheit des Vaterlandes zu erhalten; Alles ward hier kleinlich und zerstückelt, und nur übermenschliche Anstrengungen retteten vor dem Untergange. Alle Gewalt lag nun in den Händen der evangelischen Fürsten als Landesherren: und diese waren, mit Ausnahme des Hauses Brandenburg, nur auf die Mehrung der Hausmacht bedacht. Alle aber ließen sich allmälig gern von ihren knechtisch gesinnten Rechtsgelehrten glauben machen, daß sie nicht nur Beschützer, sondern auch Herren der Kirche und oberste Bischöfe wären. Die freien Städte waren großentheils in die Hände von geschlossenen Körperschaften gefallen, welche dieselben Gelüste hatten: selbst die Reformirten brachten es in Deutschland zu keiner vollen Synodalverfassung mit freier Regierung. Das Sinken der weltgeschichtlichen Bedeutung Deutschlands muß zwar vor allem der Trennung des Hauses Habsburg von der Kirchenverbesserung zugeschrieben werden: aber sie fällt doch auch in nicht geringem Grade der unvollkommenen Lösung zur Last, welche die Aufgabe der Reformation erfuhr in ihren eigenen Ländern. Das Got-

tesbewußtsein in den kirchlichen Gemeinden blieb unentwickelt jenseit der ersten Anfänge: der Nationalgeist trug die kirchliche Gemeinde, nicht diese den Geist der Nation.

Anders war es da, wo das Prinzip von der Gegenwart Gottes auch angewandt wurde auf die politische Freiheit. Die losen Bünde der schweizerischen Eidgenossenschaft waren durch den entbrannten Religionskampf nicht gesprengt, und am Ende des Kampfes zeigte sich, trotz der unvollkommenen Bundesverfassung, das Element der evangelischen Freiheit siegreich. Wie viel stärker aber trat dieses Element in Europa auf durch den heldenmüthigen Kampf der Vereinigten Provinzen in den Niederlanden gegen die spanische Tyrannei! Von der Vertheidigung der Gewissensfreiheit ging der Kampf aus: im Glauben an das Evangelium ward er unternommen und durchgeführt. Ein neues Volk stieg mit einem neuen Lande gleichsam aus den Wogen hervor, und stand da, nach innern wie nach äußern Kämpfen, als Hort der Glaubensfreiheit, lange ehe England dieselbe genoß. Alle öffentlichen Urkunden vom Anfange der Aufstände bis zum Schlusse gehen von der Vertheidigung des freien Glaubens an das Evangelium aus, und die innere Geschichte bis auf den heutigen Tag zeigt, bei allen Mängeln und dunkeln Flecken, doch eine bis dahin beispiellose Entfaltung der Macht aus der Freiheit, der Freiheit aber aus dem Gottesbewußtsein des Volkes.

Als England endlich durch seinen Widerstand gegen die doppelte Tyrannei Jakobs II., mit Hülfe des großen holländischen Oraniers, eine wirklich gesicherte freie Verfassung erhielt, und das Prinzip der Religionsfreiheit gegen die Dissenter redlich anerkannte, stand die höchste Entwickelung des freien Einzelstaates da, die constitutionelle Monarchie, als Frucht der evangelischen Gemeinde-Erneuerung und ihrer Fol-

gen. Welche innere Kraft Volk und Staat dadurch gewannen, haben die letzten vierzig Jahre noch viel klarer gezeigt, als die vorhergehenden hundert dreißig. Die Geschichte unserer Tage beweist aber auch, daß das Gottesbewußtsein des Ursprunges dabei nicht vergessen oder gar verlassen wurde: umgekehrt, es ist mächtig geworden in demselben Maße wie das Prinzip der evangelischen Freiheit folgerichtiger durchgeführt, also auch auf Irland angewandt ist.

Die constitutionelle Monarchie ist die vollendete Form des freien Einzelstaats, weil sie die drei Prinzipe, das monarchische, aristokratische und demokratische, aufs glücklichste verbindet. Der dadurch überwundene Gegensatz ist ein Triumph des christlichen Gottesbewußtseins: dem Alterthum war er unerreichbarer Wunsch. Er beruht auf einem Vertrauen, das seine Wurzel in dem Grundverhältnisse des Lebens hat, in der Familie und der einzelnen Gemeinde, und auf einer höhern Kraft, dieser Weihe aller Verhältnisse, welche nur der durchgebildete persönliche Glaube an die Gegenwart des Ewigen geben kann und gegeben hat.

Es läßt sich jedoch auch die Ueberwindung eines noch größern Gegensatzes denken: nämlich die Verbündung mehrer selbständiger, aber in sich wesentlich gleichartiger Staaten zu einem großen und doch freien Reiche. Bisher hat sich die Vereinigung der Freiheit mit großen Reichen, wie das römische Weltreich war oder das russische Reich ist, unmöglich gezeigt. Da sich jedoch ein solches großes Reich in Europa gebildet hat, und zwei gleich mächtige, wenn auch nicht räumlich gleich ausgedehnte Militärstaaten mit Rußland den größten Theil Europas einnehmen, so ist es von dringlicher Wichtigkeit, daß der christliche Geist auch dieses Gegensatzes mächtig werde. Der Versuch ist vor achtzig Jahren in den britischen

Ansiedelungen gemacht, aus welchen sich das Weltreich der Vereinigten Staaten gebildet hat. Zum ersten male hat die Weltgeschichte einen starken, organischen Bundesstaat erblickt, auf so einfachen Grundsätzen über das Verhältniß der Union zu den einzelnen Staaten beruhend, daß diese neue Staatsform auch monarchischer Ausbildung fähig ist. Wie an die Stelle der freien Stadt des Alterthums der freie Gau der Germanen getreten ist, ohne den freien Städten feindlich entgegenzutreten; und wie dann der freie monarchische Einzelstaat sich allmälig durch die Reformation gebildet und zur Weltmacht erhoben hat; so kann auch jeder große Einzelstaat, wenn seine Ausbildung und Gestaltung es mit sich bringt, ohne seine Regierungsform zu verändern, sich als Bundesstaat darstellen oder einem solchen sich anschließen. Nur wird auch hier, nach dem Gesetze, welches in dieser weltgeschichtlichen Bildung bisher gewaltet hat, das Werk aus dem Gottesbewußtsein hervorgehen müssen. Das nun ist auf die allersoffenbarste Weise bei der Bildung der Vereinigten Staaten geschehen. Die Pilgrim-Väter wanderten aus, damit ihr Gewissen keinen Zwang leide, und damit, wie sie in der ewig denkwürdigen Urkunde bei ihrer Einschiffung in Holland sagen, sie das Reich Gottes in neuen Ländern ausbreiten und fördern möchten, Gott eine ihm wohlgefällige Gemeinde darstellend. So entstand Neu-England. Bald nachher suchte einen ähnlichen Zufluchtsort und Schauplatz glaubenspflanzender Thätigkeit der mit großem Unrecht in unsern Tagen verdächtigte und verunglimpfte William Penn: und so entstand in Pennsylvanien der zweite Bildungspunkt eines neuen christlichen Lebens. Ein nicht geringeres Bundesreich ist in diesen Tagen angekündigt: die Regierung selbst schlägt diese Form für die britischen Besitzungen im nördlichen Amerika vor.

Australien hat kaum aufkeimende Staaten an den verschiedenen Enden des Welttheils unserer Gegenfüßler, und schon regt sich dort derselbe Bildungstrieb. Nicht die Bajonnete und Branntweinhändler gehen hier voran, wie bei dem schmachvollen Angriff auf Tahiti, aus welchem bisher nichts als Zerstörung hervorgegangen ist: nein, Missionare und christliche Familien mit der Bibel. Und wo ist neues Leben im alten Asien anders aufgegangen als durch evangelische Glaubensboten, die nicht zu der Geistlichkeit gehen, sondern zu den Völkern, edeln und einst hochgebildeten Stämmen, welchen nur das Evangelium neues politisches Leben geben kann? Denn einen menschlichen Herrn an Gottes Statt gegen einen andern austauschen, das wollen die Völker Asiens nicht: wol aber wollen sie fromm und frei werden durch das Evangelium.

Also der Fortschritt der dauernden und wahren gesetzlichen Freiheit, das heißt der aufopfernden Selbstregierung, ist der Fortschritt des Gottesbewußtseins: und der Fortschritt dieses Bewußtseins ist der des Reiches Gottes. Der Fortschritt war von Stadt zu Gau, von Gau zu Land, von Land zu Reich; von Zunft- und Bürgerfreiheit zur landschaftlichen, von der einfach bürgerlichen und demokratischen oder aristokratischen zum frei monarchischen Staate, vom Einzelstaat zum Bundesstaat: und das ist ein Fortschreiten, welches die Welt umgestaltet hat und zwar im Sinne des von Christus angekündigten Evangeliums. Unter seiner Wirkung ist zuerst die Ehe geheiligt als mit geistlichem Leben nicht unverträglich, sondern umgekehrt dasselbe fördernd. Dann ist die ganze Hausgenossenschaft frei gemacht, und der afrikanische Sklavenhandel überwunden, der letzte Fluch, welchen Spanien in Amerika zurückließ: was von Sklaverei noch besteht, ist eine Ausnahme, deren Beseitigung als ein großes, menschheitliches Problem angesehen werden

muß, die Bildung von Schwarzen- und Creolenstaaten in den Ländern, wo der Angelsachse nicht mehr leben und regieren, weil nicht mehr arbeiten kann. Daneben sind Gewissensfreiheit und Denkfreiheit in ihrem wahren Sinne aufgeblüht, weil als Organe des Gottesreiches anerkannt.

Aus dem bisher Gesagten folgt schon von selbst, daß mit einer solchen Umwandlung des gemeindlichen Gottesbewußtseins in Anbetung und Verfassung nothwendig neue Priester des eröffneten Heiligthums müssen hervorgerufen, neue Propheten erweckt werden, um das persönliche Organ des Geistes und die schöpferische Kraft der Menschheit zu sein. Denn das haben wir ja bisher ohne Ausnahme als Gesetz der Entwickelung gefunden, daß Dem was als Natur sich bildet in der Gemeinschaft, immer vorhergeht und immer zur Seite steht die schaffende Kraft des bewußten persönlichen Geistes. Welches denn sind die Thatsachen in Kunst und Poesie, in Geschichtschreibung und Betrachtung, welche uns hier entgegentreten?

Dritter Abschnitt.

Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes in den Propheten der Kunst seit der Reformation.

Das Gottesbewußtsein in der Kunst hat einen doppelten Grund. Einmal in dem göttlichen, weil schaffenden, Wesen der Kunst selbst: denn nur der Geist schafft ein Kunstwerk. Die Natur, selbst das lebenschaffende Sonnenlicht, macht blos einen Abdruck: nur das Kunstwerk ist eine zweite Schöpfung, weil es unmittelbar aus der Idee, dem Gedanken fließt. Das zweite Element des Gottesbewußtseins in der Kunst liegt allerdings in dem Gegenstande, insofern einige Dinge dasselbe ganz besonders hervorzurufen geeignet sind. Allein auch hier überwiegt die Art, wie ein solcher Gegenstand künstlerisch aufgefaßt und menschlich gedacht wird. Man kann Münster bauen ohne künstlerisches Gottesbewußtsein, und eine Wohnung mit solchem Bewußtsein. Wie das Volkslied ein erhabenes Gottesbewußtsein zu offenbaren vermag in der Auffassung des Ursprünglichen des Volkslebens, so kann der kirchliche Hymnus sich gottverlassen gestalten, und die Kirchenmusik sich verweltlichen, ja zuletzt tändelnde und leichtfertige Tanzmusik werden. Der Fortschritt des Gottesbewußtseins in der Kunst

wird also einmal in der Erhebung zu einem höhern Gegenstande liegen, andererseits in der wachsenden Ausdehnung des künstlerischen Bewußtseins auf alles zum menschlichen Leben Gehörige, als des Göttlichen theilhaftig.

Als im Zeitalter der Reformation die Christenheit und dadurch die Menschheit gespalten und zerrissen ward, empfingen beide Theile das schöne Erbtheil einer schöpferischen Kunstbildung, welche seit dem Aufblühen der Städte und der bürgerlichen Freiheit von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhundert aufgesproßt und theilweise zur höchsten Vollkommenheit gebracht war. Wir haben also zu betrachten, welches Gottesbewußtsein sich hier und dort seit der Spaltung, also etwa von der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts (oder vom Tridentinischen Kirchenrath an) ausgesprochen hat.

Man muß aber auch noch einen dritten Umstand in Erwägung ziehen. Die immer steigende Gemeinschaft des Lebens und der Bildung der leitenden Staaten Europas hat insbesondere auch eine Gemeinsamkeit des Schriftthums hervorgerufen, des mächtigsten Organs des Geistes, und der Errungenschaft der letzten dreihundert Jahre. Das Unterscheidende ist seitdem, neben dem kirchlichen Bekenntnisse und der dadurch bedingten Volkserziehung, der Grad des Einflusses des Schriftthums auf die Entwickelung der Kunst. Manches neuere geistliche Kunstwerk verdankt seine Anregung noch viel weniger der Geistlichkeit als im spätern Mittelalter.

Endlich darf auch nicht übersehen werden, daß die Kunst im Allgemeinen zwar ein ewiger Schmuck der Menschheit, eine einzelne Kunst aber in dem einen Zeitalter mehr das natürliche und berufene Organ des Geistes und Werkstätte des Gottesbewußtseins ist als in einem andern.

Hält man nun diese vier Punkte fest, so ergibt sich folgende Nebeneinanderstellung von selbst.

Die Baukunst war bis zu jenem Zeitpunkte einerseits die Baukunst der Kirchen, andererseits der Paläste, und in den freien Städten, der Stadt- und Rathhäuser. Die Kunstmittel, wodurch die sogenannten weltlichen Gebäude errichtet wurden, sind ungefähr dieselben geblieben. Wie in den ausschließlich katholischen Ländern das Escurial und die Tuilerien, Versailles und Caserta errichtet wurden; so in den Ländern des evangelischen, oder des gemischten Bekenntnisses, mit vorherrschendem protestantischen Schriftthume, die deutschen Fürstenschlösser, und die niederländischen und englischen Stadt- und Parlamentshäuser, so wie das Kapitol von Washington, und jetzt der Bundespalast in Bern. Wie dort der Vatican als Museum eingerichtet worden, so sind hier die Museen Deutschlands erstanden: den Bibliothekgebäuden in Rom und Paris stehen die in London, Berlin, München gegenüber. Die vorherrschende Idee der Gebäude dieser Art, welche unter dem Einflusse der Geistlichkeitskirche entstanden sind, ist Pracht und Abgeschlossenheit, während in den, gar nicht oder weniger unter dem Einflusse der Geistlichkeitskirche stehenden Völkern und Staaten der Begriff des Gemeinsamen, Zugänglichen, Gemeinnützlichen vorherrscht. Das Vorherrschen des Gemeinsamen ist aber doch anerkannt das Zeichen des Gottesbewußtseins, in demselben Grade, als der Gegenstand desselben mit dem Geiste zusammenhängt, also auch mit seiner Freiheit.

Dieses ist nun im höchsten Grade der Fall bei den Häusern für die Erziehung (Schulhäuser, Universitätsgebäude), für die Krankenpflege (Hospitäler), und für die Gefängnisse, als Arbeits- und Besserungsanstalten statt Schulen des Ver-

brechens. Daß sich die meisten, schönsten und bestgeordneten dieser Gebäude bei den Völkern des evangelischen und gemischten Bekenntnisses finden, und zwar im Verhältnisse der Abwesenheit des geistlichen Einflusses, wird kein Kundiger leugnen oder ernsthaft bestreiten wollen. Das ihnen Eigenthümliche ist eben nur aus jener Sorge für die Gemeinsamkeit entstanden. Wer würde die Zucht- und Gefängnißhäuser Deutschlands, Englands, Hollands und der protestantischen Schweiz auch nur entfernt mit denen von Italien und Spanien vergleichen wollen, sei es in der Kunst, sei es in der Einrichtung? In England leben die dienstunfähigen Seeleute in den schönen Hallen, Höfen und Räumen eines ehemaligen Königspalasts: die berliner Universität ist, nach einem schweren Schlage, von ihrem königlichen Stifter in einem der schönsten Fürstenpaläste eingerichtet.

Wo ist hier das Tödtende oder Hemmende des neuen Gottesbewußtseins? Umgekehrt, wo ist nicht die belebende Kraft desselben steigend sichtbar?

Aber das Gegentheil scheint doch Vielen hinsichtlich der kirchlichen Baukunst erwiesen? Schwerlich durch die Thatsachen. Halten wir den oben festgestellten Zeitpunkt der Vergleichung fest; so haben wir dort überwiegend Jesuitenkirchen, hier die mehr oder weniger erfolgreichen, aber der Zukunft sichern Zeichen des Bestrebens, nach einem vollen Jahrtausende zum ersten male wieder eine Kirche zu bauen für die Christengemeinde, und diese Aufgabe, nach fast zwei Jahrtausenden zum ersten male wieder mit bewußtem menschlichen Kunst- und Schönheitssinne zu lösen. Indem wir uns auch hier innerhalb der Grenzen unsers Werkes halten, für das Einzelne aber den freundlichen Leser, welcher uns zu folgen geneigt ist, auf unser Buch von den Basiliken verweisen, geben wir Folgendes zu erwägen.

Eine nicht für die Gemeinde und ihre andächtige Betrachtung eingerichtete Kirche ist an sich kaum eine christliche zu nennen. Sie muß also, zwar nicht ausschließlich, aber doch wesentlich, eine Predigtkirche sein, nicht ein Kirchensaal ohne Kanzel und Sitze, oder mit einer nur zufällig eingeschobenen Vorrichtung für die verständliche Verkündigung des Evangeliums und die ruhige Andacht der Gemeinde.

Zweitens, sie muß die ausschließliche Anbetung des Vaters, Sohnes und Geistes darstellen, in ihrer ganzen Anlage, wie in ihrer Einrichtung und ihrem Schmucke. Sie muß nicht ein Marienhaus sein, oder eine durch ausbauchende Heiligenkapellen und eingesetzte Seitenaltäre entstellte Basilika. Die wahre, echte, unverdorbene Basilika der ersten fünf Jahrhunderte gehört dem neuen Gottesbewußtsein: die Geistlichkeitskirche hat sie nur verdorben, die Jesuiten aber haben alle Poesie herausgetrieben und das Misverstandene und Misbräuchliche bewußt und methodisch in den prosaischen oder theatralischen Gedanken des Baues selbst aufgenommen.

Wer wird leugnen, daß etwas der Art selbst in dem Wunderbau der letzten drei Jahrhunderte geschehen sei, der neuen Peterskirche? Man vergleiche nur den ausschweifenden Grundplan derselben mit der antiken Würde des Grundrisses der alten konstantinischen Basilika, an deren Stelle sie gebaut ist, ja auch mit Justinians Sophienkirche! Wie sehr aber alle Kunst mit dem Gottesbewußtsein in ihr steht und fällt, zeigt sich in den architektonischen Verhältnissen, welche, mit Ausnahme der Kuppel, jener erhabenen Idee Michel Angelos, des Genius der Zeit vor der Spaltung, anerkannt so schwerfällig sind, daß man sagen kann, St.-Peter sei eine kleine architektonische Idee in kolossalen Verhältnissen ausgeführt, ein Zwerg als Riese.

Niemand wird auf der andern Seite die Geschmacklosigkeit mehrer neuer protestantischen Kirchenbauten des Festlandes leugnen. Aber man frage nur nach, wie sie entstanden sind, und man wird finden, daß die unzweckmäßigsten und widerwärtigsten uns durch ihre Falschheit und innere Lüge abstoßen, und daß sie fast ohne Ausnahme die Frucht der Launen von Fürsten und der Willkür und Eitelkeit von Hof- und Staatsbaumeistern sind: die Volksstimme ist dabei nie gehört. Die Gemeinde, wo sie daran denken konnte sich mehr als Nothhütten in der Wüste zu errichten, hat immer wenigstens zweckmäßig gebaut, und schon deshalb sich die Möglichkeit des Schönen bewahrt. Man vergleiche nun aber insbesondere die etwa zweitausend protestantischen Kirchengebäude, welche in den letzten dreißig Jahren in England, wie mit einem Zauberschlage, ohne alle Regierungshülfe und beamtliche Leitung, aus dem christlichen Volksherzen und Volkssinne hervorgegangen sind (an Anzahl mehr als das ganze Festland in zwei Jahrhunderten gebaut), und man wird sehn, welche Früchte auch in der Kunst das evangelische Gottesgefühl, selbst in weniger günstigen Himmelsstrichen bereits getragen hat. Es wird aber noch viel Höheres daraus entsprießen, allenthalben wo die Gemeinde aus Armuth und Elend sich erheben kann und wo man nicht Alles durch Verfügungen von oben thut. Man gebe der Gemeinde wieder Freude an ihrem Dasein und an ihren eigenen Angelegenheiten: nur auf diesem Wege ist Segen zu erwarten.

Hinsichtlich der zweiten Kunst der Verhältnisse, der Musik, können wir uns kürzer fassen. Die große Thatsache liegt klar vor unsern Augen. Wir beginnen hier mit der kirchlichen Musik im eigentlichsten Sinne, der gottesdienstlichen. Da die Gemeinde die Trägerin des Gottesbewußt-

seins, ganz besonders in der Andacht ist, welche in der „Erbauung", das heißt Auferbauung des wahren Tempels Gottes vermittelst der einzelnen anbetenden Seelen besteht; so muß man als ersten Gegensatz feststellen, daß dieses Gottesbewußtsein und die darauf gegründete Kunst mehr als irgend ein anderes Bewußtsein und irgend eine andere Kunst mit der Gemeinde steht und fällt. Als die semitische Form des Hymnus der arischen wich, trat die Hymnodie (der Choral) an die Stelle der Psalmodie, und zwar zuerst in der Basilika von Mailand im Jahre 389, als die dort mit ihrem Bischof Ambrosius eingeschlossene Gemeinde sich durch den Gesang geistlicher Lieder erfrischte. Wie die Gemeinde verschwand, und der Gesang beim Gottesdienst ihr nicht mehr verständlich war, hörte die lebendige Hymnodie auf. Auch sie trat erst wieder ins Leben mit der Reformation, die mit geistlichen Liedern für das Volk begann. Die schönsten alten Lieder und Melodien wurden übertragen: viele andere, ja noch herrlichere, wurden, in demselben Geiste, in ununterbrochener Folge, besonders in Deutschland, und, bis zur Bluthochzeit, in Frankreich, gedichtet. Nächst der Bibel und mit den Liedern, haben jene einfach erhabenen Weisen mehr als irgend etwas Anderes die Andacht genährt und die musikalische Kunstbildung geleitet. Händel wie Sebastian Bach erwuchsen als Organisten, das heißt als Begleiter des Gemeindechorals auf der Orgel, und als fortbildende Meister des Choralgesanges.

Der Choral ist die Basis der musikalischen Lyrik; der rein lyrische Chorgesang, ohne Instrumentalbegleitung, die höchste Blüte des Chorals. Die Fortbildung und Vereinfachung der von Luther so geliebten Tondichtungen Josquins durch den als Protestanten verbrannten Goudimel und seinen Nachfolger an der sixtinischen Kapelle und großen Schüler, Palestrina,

in seinen Motetten, hat den Choral zum Ausgangspunkt. Sie gerieth bald nach Palestrina in Verfall: nur wenige klassische Dichtungen in jener Gattung, wie der Bußpsalm von Bai und Allegri, können neben jenem Rafael der höhern Musik genannt werden. Dieser Entwickelung fehlte in Deutschland zur rechten Zeit die lebendige Grundlage, der aus den Schulen der Städte mit einigen leitenden Meistern gebildete Chor. Was aber davon unabhängig war, blühte frisch auf, und wie einst in Athen aus der Lyrik Pindars und seiner Vorgänger das Wunder der Poesie, das griechische Drama hervorging; so erblühte in Deutschland, und trat weltgeschichtlich ans Licht in England, durch Händel, und dann durch Bach, Mendelsohn und Andere, das Oratorio, welches nichts Anderes ist als ein verhülltes musikalisches geistliches Drama.

In der Geistlichkeitskirche starb der alte ambrosianische gemeindliche Choral ab, und als man am Ende des vorigen Jahrhunderts ihn im katholischen Deutschland wieder einführen wollte, erhielt man durch Haydn und Mozart liebliche Volkslieder — nur keine Choräle. Die Gemeinden der Geistlichkeitskirchen singen in den Kirchen gar nicht, oder Volkslieder, denen aller geistlicher Charakter fehlt. Die sogenannte höhere Kirchenmusik ist durchweg von der Instrumentalmusik beherrscht, sie ist dramatisch und nicht lyrisch, und nachdem ihr unausgesprochener Typus eine Zeit lang der Marsch gewesen, ist es der Tanz geworden, und die Fundgrube für die gottesdienstliche Tondichtung die gottverlassenste Opernmusik.

Daß die deutsche Opernmusik nicht so gesunken ist, verdankt sie dem selbständigen Genius von Mozart und Beethoven, und dem gehobenen Tone des geistigen Lebens der Nation, insbesondere auch des Schriftthums: wahrlich nicht der Geistlichkeit und ihrer Kirche. Die Musik der Jesuiten ist so

schlecht als ihre Baukunst — und wir müssen hinzufügen, als die Bildnerei und Malerei in ihren Kirchen. Michel Angelo und Rafael und ihre ebenbürtigen Zeitgenossen waren die letzten großen Meister in der Kunst des unmittelbaren Gottesbewußtseins: mit Mühe entdeckt man bereits in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein eigentliches Kirchenbild, einen Erlöser oder eine heilige Jungfrau, einen Engel oder Apostel, aus welchem das Gottesbewußtsein spricht, und welcher Gottesbewußtsein erregt. Die Herrschaft der Jesuiten wird in der Bildhauerei und noch mehr in der Malerei durch das Theatralische und Sentimentale jener hohlen Bildung bezeichnet, ja durch die widrigsten Darstellungen bald körperlicher Pein, bald krankhafter Verzückung und Süßlichkeit.

Als vor vierzig Jahren in den großen deutschen Meistern Overbeck, Cornelius und Veit sich ein hoher, dem Mittelpunkte alles Gottesbewußtseins zugewandter erneuerter Styl der historischen Kunst erhob, welcher seitdem durch ganz Europa in mancherlei Gewanden gezogen ist und zieht, war geschichtlich nicht diese Jesuitenkunst das Vorbild, sondern es waren die großen, vor der Spaltung liegenden Meister. Und wie wäre dieser größte Aufschwung der neuen Malerei möglich gewesen als durch die geistige Anregung des protestantisch deutschen Schriftthums? Seine Heroen und nicht die römischen Theologen haben in jenen Männern das heilige Feuer der höhern Kunst entzündet. Es ist auch bemerkenswerth, und nicht zufällig, daß alle Werke von Cornelius, und alle bedeutenden von Overbeck und Veit auf diesem Gebiet rein biblische Darstellungen sind, im Gegensatze der kirchlichen. Und wie den alten Meistern sich Albrecht Dürer und Lucas Kranach anschlossen, so jenen Meistern die jüngern protestantischen Künstler Schnorr und Kaulbach, und der für sich

dastehende geniale Lessing. In ihren Händen hat der historische Grundgedanke sich würdig und mit Erfolg von dem biblischen Leben auf das allgemeine Weltgeschichtliche ausgedehnt, das gemeinsame Gottesbewußtsein nicht verleugnend, sondern umgekehrt mehr in Gottes Welt und Wirklichkeit einführend und seine Gegenwart in den Geschicken der Völker und dem Leben der Menschheit verkündigend.

Das Ergebniß dieser dreihundertjährigen höchst merkwürdigen Kunstentfaltung ist also in Beziehung auf den weltgeschichtlichen Gegensatz ganz entsprechend demjenigen, welches uns bei der Entwickelung der kirchlichen und staatlichen Verfassung entgegentrat. Während in den Völkern der alten Geistlichkeitskirche die freie schaffende nationale Kunst sich, auch wo es nicht absichtlich geschieht, im Gegensatze, wo nicht im Widerspruche findet mit dem kirchlichen, ja oft mit dem christlichen Gottesbewußtsein; so erscheint auf der andern Seite die protestantische Entwickelung als eine, die mit Glauben und Sehnsucht aus dem Heiligthum der Menschheit hervortritt, und von innen heraus das Bewußtsein der Gegenwart Gottes, sei es durch den Gedanken oder die That, in immer größern Kreisen ausbreitet.

Das zeigt sich nun noch augenfälliger in der höchsten Kunst, der Poesie.

Vierter Abschnitt.

Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes in den Propheten der Poesie seit der Reformation.

Wir hatten in der bildenden Zeit des Mittelalters, welche nur in Deutschland und England so früh als das neunte Jahrhundert beginnt, in Italien und anderwärts erst mit dem zweiten Theile des elften, zwei epische Dichtungen von weltgeschichtlicher Bedeutung. Das erste ist der „Heliand" oder das aus der Evangelienerzählung gebildete Epos vom Heiland, aus der Zeit bald nach Karl dem Großen: und das zweite unser Lied von der „Nibelungen Not", vom Ende des elften Jahrhunderts. Beide stellen die Doppelheit der deutschen Stämme dar, und die Doppelheit der Pole des epischen Gottesbewußtseins. Der Heliand ist sächsisch oder niederdeutsch, und das älteste geistliche Epos: die Nibelungen gehören dem fränkischen oder oberdeutschen Stamme an. Die Vorstufe für den Heliand ist die Bibelübersetzung des Ulphilas: die Vorstufe der Nibelungen die heidnische, und also eigenthümlichere Form der zu Grunde liegenden Ueberlieferung, jene skandinavischen Lieder der Edda, deren Fassung in das sechste oder

siebente Jahrhundert gesetzt werden muß. Der erste Ton, der geistliche, erklingt geisterfüllt und gemeindebildend gleich bei der Morgenröthe der Reformation im deutschen Kirchenliede, und erhebt sich allmälig aus einzelnen Liedern zu einem Epos, ja zum herrlichsten der Welt auf diesem Gebiete. Aus einer und derselben Anschauung vom Gottesreiche auf der Erde und der steigenden Gegenwart Gottes in demselben geflossen, gestalten jene Lieder sich, wie wir bereits bei deren Urdichter, der Gemeinde gesagt, ohne Absicht, und doch nicht im geringsten zufällig, zu einem epischen Bau. Des Epos Gegenstand ist die Geschichte Gottes, des Vaters im Sohne und im Geiste, weder lehrend, noch geschichtlich erzählend, sondern das Geschehene durch poetische Neuschöpfung in unsterblichen Formen verklärend. Das ist also das erste geistliche Epos der Neuzeit: vollständig in seinem Ganzen, und doch nicht abgeschlossen: das Werk vieler hundert heiliger Sänger dreier Jahrhunderte, aber doch in der Einheit des deutschen gottsuchenden und gottschauenden Gemüthes zusammengefaßt.

Dieses Epos gehört, wie allen Ständen, so allen Stämmen deutscher Zunge an: die Sprache jedoch ist die Luthers und seiner Bibel: die Sprache des mittlern Deutschland oder das dem sächsischen verständlichste Oberdeutsche.

Das zweite Epos ist ein weltliches, und in dramatischer Form: Shakspeares Historien. Die Gesänge, in welche dieses Epos abgetheilt ist, sind gegeben durch die Persönlichkeit und die Schicksale der Könige, von Johann ohne Land bis auf Heinrich VIII., vom Könige, der sein Land und seine Ehre verliert an die päpstliche Anmaßung, bis auf den, welcher, im Einklange mit den Edelsten und Besten seines Volkes, und auf der Spur des nationalen Sehnens und

Strebens, Staat und Volk rächte und rettete, indem er jene Fesseln abschüttelte. Betrachtet man die einzelnen Abtheilungen (ihrem Namen wie ihrer Absicht zuwider) als Dramen, so ermangeln sie jener Lösung, welche Shakspeare, wie die großen Tragiker des Alterthums, nie aus den Augen verlor. Als Gesänge eines nationalen Epos sind sie untadelhaft, und werden vollkommen verständlich. Die Lösung liegt im Ende des Epos: die Form ist aber die dem damaligen Weltbewußtsein entsprechende, die dramatische.

Wie Homer, so war auch Shakspeare kein Philosoph im wissenschaftlichen Sinne des Wortes, aber seine Werke schließen, wie die homerischen, die erhabenste Weltphilosophie ein, weil sie mit der wunderbarsten Kenntniß des menschlichen Herzens das bei den Neuen so seltene unmittelbare Vollbewußtsein der ewigen Gesetze der Weltordnung verbinden.

Die beiden nächsten Epen sind wieder sächsisch und geistlich: Miltons „Verlorenes Paradies" und Klopstocks „Messias". Beide sind wahrhaft dichterische Schöpfungen, insbesondere Miltons Epos, und beide sind von keinem Neuern erreicht, geschweige denn übertroffen: beide endlich sind erfüllt von reinem Gottesbewußtsein und vom Glauben an die Gegenwart Gottes im Menschen; beide stellen die höchsten Geschicke dar, als aus dem ewigen Rathschluß der Erlösung fließend und von der Macht der sittlichen Freiheit innerhalb der sittlichen Weltordnung zeugend. In beiden jedoch gibt sich auch kund, daß die Zeit des Epos vorüber ist, und die des geistlichen Epos insbesondere, so wie daß das Epos der Weltgeschichte in der Bibel, und in dem Leben Jesu noch ganz besonders, als Wahrheit über jeder Dichtung steht.

Die romanischen Völker haben gar kein geistliches Epos, und was sie im weltlichen Epos gebildet (Ariostos „Rasender

Roland", Tassos „Befreites Jerusalem" und Voltaires „Henriade") ist mehr Erzählung oder freie Dichtung als große Volksüberlieferung, mehr Roman als Epos: das französische Gedicht entbehrt außerdem aller epischen Poesie, und streift durch seine prosaische Pomphaftigkeit bald an die Parodie, bald an das Komische. Tassos „Jerusalem" wäre wol als Epos anzuerkennen, wenn nicht die Liebesverhältnisse und damit verbundenen Verwickelungen einen so übermäßigen Theil der lieblichen Erzählung ausmachten.

Die herrschende Form des neuen Weltalters, soweit sich dasselbe bis jetzt entwickelt hat, ist unzweifelhaft die zweite weltgeschichtliche Stufe der arischen Entwickelung — die lyrische. Wie wir gesehen, begann sie in der Form von Sonetten und Canzonen bereits mit Dante und Petrarca: und was von Gottesbewußtsein, außer der Liebe, in jenen beiden Nachfolgern der provenzalischen Poesie sich findet, haben wir bereits in unserer Skizze des Gottesbewußtseins der Propheten während der Herrschaft der Geistlichkeitskirche aufgenommen. Die spätern Lyriker jener Völker bis auf Leopardi können eine weltgeschichtliche Bedeutung nicht in Anspruch nehmen: der helle Punkt des Gottesbewußtseins in diesem edeln und reinen italischen Genius ist in dem Festhalten an der freien, sittlichen Kraft des Menschen, selbst beim Kampfe mit scheinbar hoffnungslosen Geschicken des eigenen Lebens und der Nation. Zu der Verdunkelung des Glaubens an die Erkennbarkeit der sittlichen Weltordnung in der Geschichte brachte ihn der trostlose Zustand seines Landes und ihr Jahrhunderte langes Leiden: mehr jedoch noch vielleicht die trostlose Philosophie einiger seiner italienischen Freunde, welche ihn von einem erhabenen Platonismus der Betrachtung herabzogen zu ihrer verneinenden Weltansicht. Daß Alles, was von einem Je-

suiten über die letzten Monate und Stunden dieses edeln Jünglings in Neapel gedruckt und verbreitet worden, nicht etwa Uebertreibung, sondern reine Erfindung und Lüge sei, hat Gioberti in seinem „Gesuita Moderno" nachgewiesen, und Gladstone in seinem Aufsatze über Leopardi im „Quarterly Review" berichtet; der Verfasser muß als einer der ältesten und vertrautesten Freunde des großen Dichters dieses auch aus eigener Kenntniß bezeugen. Friede sei mit deinem Andenken, du hoher Genius, der du mit leidendem Körper und im tiefen Drucke des häuslichen und öffentlichen Unglücks über diese dunkle Erde gezogen bist! Ewige Ehre deinem Namen für die Ströme göttlicher Begeisterung und Liebe, welche du bei diesem schweren Pilgerzuge in lieblichen Schwanentönen ausgegossen hast! „Deiner Gebieterin" getreu hast du gelebt, und deinem Genius treu bist du gestorben, unvergängliche Sehnsucht zurücklassend deinen Freunden!

Unter den germanischen Nationen gehört die Palme des lyrischen Gottesbewußtseins bis jetzt eben so unzweifelhaft den deutschen Heroen, Schiller und Goethe, als die des dramatischen dem einzigen William Shakspeare. Von jenen beiden Dioskuren müssen wir jedoch Goethe die Krone zutheilen, obwol für die noch auf dem Gebiete der Verstandesreflexion stehenden und der Rhetorik bedürfenden Leser, Schillers Einfluß bedeutender ist, auch das Ethische bei ihm in großer Reinheit hervortritt. In Goethe stellt sich ein über alles Lehrende und Rednerische erhabenes Bewußtsein von der göttlichen Gegenwart in den menschlichen Dingen so umfassend und zugleich so innerlich zusammenhängend dar, daß man dafür auf ihn selbst verweisen muß, und auf den Eindruck, welchen er auf seine Zeit und die folgenden Geschlechter geübt und steigend übt.

Gleichartig, wenngleich künstlerisch nicht so hoch stehend, sind ihnen, unter den Aeltern, Klopstock in seinen Oden, und Herder in seinen eigenen und aus den Volksliedern neugeborenen Gesängen: unter den Neuern besonders Rückert, Uhland und Geibel. Durch alle diese geht unverkennbar eine große Familienähnlichkeit der deutschen Weltanschauung, als Zeugniß für jene Geistigkeit und ethische Erhabenheit des Bewußtseins von der göttlichen Gegenwart, welche unserer Nation mit Recht beigelegt wird, und sie im Liede wie im Leben niemals verlassen hat, noch verlassen wird, solange ein deutsches Herz hier oder in der westlichen Hemisphäre schlägt und frei aus seiner Fülle singen kann.

Daß wir noch im Zeitalter leben, wo die Lyrik der eigentliche Prophet der Poesie ist, beweist die Seltenheit der gelungenen dramatischen Schöpfungen, obwol sie auch für einen zukünftigen Beruf unsers Volkes auf diesem Gebiete sprechen. Wir können eben so zuversichtlich sagen, daß seit Shakspeare keine kunstgerechten, gotterfüllten Tragödien geschrieben worden, außer den unsrigen, als daß die von Schiller und Goethe den Shakspearischen so wenig als den antiken, von Aeschylus und Sophokles, zu vergleichen sind.

In „Faust" besitzen wir, seiner Anlage nach, das höchste Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in den Geschicken des Menschen: aber, wie wir in der einleitenden Betrachtung zum antiken Drama bereits bemerkt, die Ausführung ist für da Meiste skizzenhaft, und so wenig für die Bühne berechnet als das Oratorium des Messias für das Opernhaus, obwol beide vielleicht mit Erfolg könnten dramatisch dargestellt werden. Die Lösung aber ist phantastisch, neben großartigen und echt tragischen Einzelheiten, an welche allein man sich bei einer

Aufführung des zweiten Theiles halten sollte, wie beim ersten an das unmittelbar zur tragischen Entwickelung des Menschengeistes in Faust Gehörige.

Mit dieser unsterblichen Dichtung kann, der Anlage nach, nichts von Shakspeare verglichen werden, und aus der antiken Tragödie nur der „Prometheus" des Aeschylus.

Wahrhafte Empfindung des tragischen Gottesbewußtseins, in Beziehung auf sittliche Schuld, Verwickelung und Ende, findet sich unstreitig auch in Goethes „Egmont" und im „Götz": doch so, daß man sich, wie bei allen unvollkommenen Kunstwerken, nicht blos an Dasjenige halten muß, was sie wirklich darstellen, sondern auch an Das, was hinzugedacht werden kann oder soll. Egmonts Tod wird erträglich, nicht nur durch seinen verhängnißvollen Leichtsinn, sondern auch durch das hinter dem Blutgerüste im leuchtenden Bilde der Vision und der Geschichte stehende Bild der nationalen Freiheit, welche Egmonts Blut besiegelte. In Götz lebt die Gewaltthätigkeit und Rechtlosigkeit des Mittelalters in edelster Gestalt auf, um zum Besten der edlern Zukunft des Vaterlandes und der Menschheit unterzugehen.

Was Schiller betrifft, so ist „Wilhelm Tell" ein untadeliges, mehr episch gehaltenes, großartiges und erhebendes Drama: die „Jungfrau von Orleans" eine wahrhafte Tragödie, in welcher das Weib und die Liebe doch schon viel höher gestellt sind als selbst in der „Antigone". Weniger glücklich gewählt, ausgeprägt und durchgeführt, trotz des vielleicht nur zu großen Bewußtseins des philosophischen Dichters von der Natur des tragischen Schicksals, sind die übrigen Trauerspiele dieses Meisters.

Aber bei einer weltgeschichtlichen Betrachtung dürfen wir deshalb doch in diesem Allen nicht den Fortschritt des Gottes-

bewußtseins verkennen, und damit die höhere Stufe übersehen, auf welche unsere Poesie gestellt ist. Die wirkliche individuelle Persönlichkeit in allen Verhältnissen des Lebens tritt zuerst bei Shakspeare auf: was bei Euripides verfehlt und nur verdorben ist, erscheint nun in gesunder, göttlicher Gestalt. Die Maske ist wie dem Schauspieler, so dem Helden vom Angesicht gefallen. Die Sphäre des Gottesbewußtseins ist nach allen Seiten erweitert, und dabei das Tragische nicht verflacht, sondern vertieft, der Ernst des Lebens nicht übertüncht, sondern in seiner ganzen Kraft bis an die Grenzen der Tragödie aufgedeckt. Ins Herz, in die Seele der Seele steigt die neuere tragische Muse hinab, und, nicht die Verliebtheit, sondern die Liebe, das himmlische Gotteskind, wird ein bewegender Mittelpunkt, wenn auch, in den höchsten Hervorbringungen, nicht der einzige Mittelpunkt.

Die Geistlichkeitskirche hat daneben nur Calderon, den Domherrn von Sevilla und den Liebling der alten Romantiker zu nennen. Ohne den dichterischen Genius des hochbegabten Mannes zu verkennen, müssen wir ihm doch jedes gesunde tragische Gottesbewußtsein absprechen. Er kennt nichts Höheres als das Leiden des Märtyrthums, und nichts Innerlicheres als das Symbol: das Mirakel der Legende tritt ihm an die Stelle des Wunders der Wirklichkeit.

Was endlich die französische Tragödie betrifft, so ist ihr eine große Kunst der Anordnung und eine rhetorische Vollendung gewiß nicht abzusprechen, so wenig als bei den meisten die edelste Gesinnung: aber, wenn wir die herrliche „Athalie“ ausnehmen, so können wir diese (jetzt übrigens auch schon mehr der Geschichte angehörige) Schule in einer Darstellung der weltgeschichtlichen Offenbarung des dramatischen

Gottesbewußtseins neben jenen großen Erscheinungen nicht hervorheben. Wol aber müssen wir neben Racines „Athalie" Glucks heroische Opern stellen, insbesondere die „Alceste" und die „Iphigenie in Tauris", deren Bestes übrigens, die Musik, dem deutschen Genius angehört.

Fünfter Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein der Propheten der Geschichte seit der Reformation.

Wenn wir es unternehmen, in wenigen Blättern die Stelle des Gottesbewußtseins der neuern Geschichtschreiber zu kennzeichnen, soweit sie einen Fortschritt jenes Gottesbewußtseins darstellen, dessen weltgeschichtlichen Gang wir anschaulich zu machen wünschen, so möchten wir von vorn herein, trotz vieler stolzer Worte, die neuerdings über die Vorzüge der neuen Geschichtschreibung gesagt sind, die Vergleichung mit den Griechen und Römern, insbesondere mit den beiden Heroen der Hellenen abweisen. Unsere Aufgabe ist eine unendlich höhere: aber es dürfte sich vielleicht ergeben, daß für ihre würdige Lösung in den niedern Sphären noch sehr Vieles, und in der höchsten fast Alles zu thun ist.

Was die treue und wahrhaftige Darstellung der eigenen Zeit oder der nahen Vergangenheit betrifft, so haben wir hier ohne Zweifel Beweise jenes Gottesbewußtseins, welches sich in dem besonnenen und hingebenden Erforschen und der entsprechenden Darstellung kund gibt. Diese Errungenschaft der hellenischen Arier, und dann einiger Römer, ist den christlichen Ariern nicht verloren gegangen. Aber auch sie ist, mit

wenigen Ausnahmen, unmittelbar das Kind der Reformation oder wenigstens des höhern Schwunges, welche diese gewaltige Bewegung dem europäischen Geiste gegeben hatte. Macchiavelli vor, und Guiciardini, Nardi und Sarpi nach der Trennung, sind unsterbliche Heroen in der Geschichte dieses Bewußtseins; allein man kann wahrlich nicht sagen, daß sie auf der Seite der Geistlichkeitskirche stehen: der erste und der dritte jener edeln Söhne der beiden größten Republiken Italiens stellen sich ihr vielmehr geradezu entgegen: ja die politische Verzweiflung Macchiavells ist, wie die dichterische Leopardis, aus der Ueberzeugung von einer unrettbaren Verwickelung der Geschicke der Menschheit durch die herrschende Geistlichkeit hervorgegangen.

Diese Männer nun sind von keinem andern Volke und von keinem seiner geschichtlichen Propheten seitdem übertroffen. Die Einfachheit und Ruhe ihrer Erzählung ist der Unparteilichkeit ihrer Forschung und ihres Urtheils gleich. Dabei beherrschen sie meisterhaft den Stoff, und schreiben gedrängt und doch anschaulich wie die Alten.

Vielleicht schließt sich ihnen zunächst an, wie in der Zeit, so auch im Charakter und in historischer Vollendung, der große Geschichtschreiber des übermenschlichen und ruhmvollen Kampfes und der Errettung seines Vaterlandes: Peter Hooft, der Verfasser der besten Uebersetzung des Tacitus, welcher gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die dreißig Jahre des von ihm durchlebten und als Staatsmann redlich und muthig durchgekämpften Unabhängigkeitskrieges der Niederlande beschrieben hat, bis zur Abberufung des heillosen Leicester. Vom siebzehnten Jahrhundert an folgen sich große englische und französische Geschichtschreiber: jene waren sämmtlich Protestanten, diese meistens Katholiken, aber keiner von diesen schrieb

unter dem Einflusse der Geistlichkeitskirche, oder verdankte ihr seine Bildung: erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts begann die deutsche Geschichtsforschung in Möser, Spittler und Johannes Müller sich zur ebenbürtigen Geschichtschreibung zu erheben. Schillers beide Geschichtswerke können als das erste Beispiel einer künstlerisch und dramatisch geordneten, und gemeindlich und lebendig vorgetragenen Geschichtsbehandlung angeführt werden. Die meisterhafte Darstellung und die erhabene Weltanschauung sichert diesen Werken für immer ihre Stelle in dem nationalen Schriftthume.

Einen höhern Aufschwung des unmittelbaren Gottesbewußtseins nahm dagegen schon früh bei den Deutschen die weltgeschichtliche Erforschung und Bearbeitung der christlichen Kirchengeschichte. In dem großen Werke der Magdeburger Centuriatoren, bald nach dem Beginne der Reformation, ward zuerst der Wust der mittelalterlichen Legenden, Misverständnisse und Verfälschungen gelichtet, mit deren Beleuchtung Laurentius Valla im funfzehnten Jahrhundert vorangegangen war. Außer jener Liebe zur Wahrheit herrscht auch in ihm ein edler menschlicher Geist und ein Sinn für das Höhere in der Geschichte. Alle diese Vorzüge aber finden sich, in einem bis auf den heutigen Tag unübertroffenen Grade vereinigt in dem lateinisch geschriebenen großen kirchengeschichtlichen Werke des ältern Basnage, der im freien Holland eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Seine Geschichte der alten Kirche bis auf Gregor den Großen vereinigt nicht allein mit dem größten Scharfsinne die umfassendste Gelehrsamkeit, sondern ist auch klassisch in der Darstellung und kritischen Anschauung des Gewebes der christlichen Geschicke. Was noch fehlte, die Darstellung des innern Ganges der Entwickelung in der Christenheit, unternahm und führte

darch bis zum funfzehnten Jahrhundert, mit tieffstem Gottesbewußtsein, einer der frömmsten und gelehrtesten Männer unserer Zeit, Neander. Mit ihm eigentlich beginnt die Geschichte der christlichen, und nicht blos der kirchlichen Entwickelung. Fleury ist diesen beiden nicht zu vergleichen.

Nicht zu übersehen sind die gelehrten Darstellungen der Geschichte des Alten Bundes, von Herder bis auf Ewald: historisch-philosophische Arbeiten, der Gegensatz eben sowol der spöttischen Skepsis von Bayle, als der sophistischen Advocatenbehandlung, durch welche Bossuet sich auf diesem Felde einen so hohen Ruhm unter französischen Lesern erworben hat. Das Gottesbewußtsein in jener Entwickelung leuchtet klarer hervor aus der geschichtlichen Wahrheit als aus Legenden und theologischen Formeln.

Welches wahre Gottesbewußtsein, nicht allein im treuen Erforschen unsers geschichtlichen Wissens vom Glauben der übrigen Alten Welt, sondern auch im Verfolgen des darin waltenden göttlichen Geistes, sich bei den Priestern der Wissenschaft, insbesondere den deutschen, kund gethan hat, dafür genügt es die Werke von Creuzer und Welcker, Schlosser und Niebuhr zu nennen: verschieden in Gegenstand, Methode und Anschauung, stimmen sie und ihre Jünger überein im Ernste des sittlichen Gottesbewußtseins.

Es blieb nun noch übrig die weltgeschichtliche Entwickelung des Gottesbewußtseins zu betrachten in einer systematischen Verbindung der Forschung mit dem Gedanken. Was darin geleistet ist, und vielleicht noch zu leisten sein dürfte, wollen wir im nächsten und letzten Abschnitte um so gedrängter darzulegen suchen, als wir darüber in dem „Organon Reale" zu reden haben werden.

Sechster Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein der Propheten der Betrachtung des Geistes seit der Reformation.

Die höchste weltgeschichtliche Betrachtung der menschlichen Geschicke und der in ihnen sich offenbarenden sittlichen Weltordnung begann schon mit den großen Urhebern der Reformation. Das Werk war in sich selbst, mittelbar und unmittelbar, negativ und positiv, eine mächtige Regung des Gottesbewußtseins in der Menschheit. Jeder der oben aufgestellten sechs Sätze spricht dieses in seiner besondern Weise aus. Es wurde die Gegenwart Gottes mit großem Ernste in des Menschen Innere gesetzt, und zwar einmal in sein strafendes Gewissen, dann aber auch in die Macht der Gesinnung, den Glauben an die errettende Gotteskraft, also an die sittliche Weltordnung in ihrer höchsten, das heißt innerlichsten Auffassung. Es wurden ferner die Mauern der Satzungen und übereinkömmlichen Ueberlieferungen niedergerissen, welche allmälig die Weltgeschichte und die Geschichte Gottes in ihr zur Legende gemacht, den Glauben an historische Wahrheit zerstört oder verwirrt durch das Hervorheben des Mirakulosen.

Endlich ward die Bibel dem Volke wieder gegeben, ein Leitfaden zur Erkenntniß jener Weltordnung als der Heilsordnung, und die Scheidewand zwischen ihrer Erforschung und der forschenden Betrachtung der untergegangenen großen Welt des Alterthums fiel von selbst, was auch die Theologie der Zeit thun mochte um heilige und Profangeschichte, Gottesweisheit und Weltweisheit aus einander zu halten als specifisch verschiedene Dinge. Die Tragweite dieser neuen Regung in allen Verhältnissen des öffentlichen und in allen Theilen des geistigen Lebens der Menschheit haben wir nun bisher betrachtet. Nicht das Geringste davon ist die Wirkung der Reformation des Gottesbewußtseins auf Das, was wir im Allgemeinen das Schriftthum der Betrachtung nennen, und welches im reinsten Sinne oft Philosophie genannt wird. Indem wir uns nun bei der Ausführung dieses Gedankens auf Dasjenige beschränken, was Betrachtung des Geistes, im Gegensatz der Natur, ist, wollen wir versuchen die Hauptphasen der einschlagenden Thatsachen in einer doppelten Reihe zu entwickeln: einmal als philosophische Betrachtung auf theologischem Grunde und Boden; dann als philosophische, und zwar mit Scheidung der realistischen und der idealistischen Richtung. Jene erste Reihe wird diejenigen Schriften und Aussprüche umfassen, welche ihre Begründung aus dem Glauben, also vorzugsweise aus der Bibel entnehmen: die zweite die realistischen und idealistischen Philosophen der Weltgeschichte.

Erstes Hauptstück.

Die Propheten des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der Geschichte, vom theologischen Standpunkt.

I.

Luther.

Die Gegenwart Gottes in der Welt, nicht blos in der Brust und dem Gewissen des einzelnen Menschen, sondern auch, als weise und gnädige, aber zugleich strafende Führung, in den menschlichen Geschicken ist Luthern ein Grundgedanke, und Gegenstand seines innersten Glaubens. Es vereinigen sich in ihm zwei Elemente: er ist der bibelgläubige Theolog, zugleich aber auch der deutsche Volksmann, welcher im höchsten Sinne Theil nimmt am Wohl und Weh seiner Nation, also auch der ganzen erlösungsbedürftigen und zur Erlösung bestimmten Menschheit. Indem er nun Alles auf Gott zurückführt und den ewigen Rathschluß der Erlösung, und indem er diese Erlösung im Heilande, als Gottes Sohne erkennt, und an die Verwirklichung derselben im Menschengeschlechte durch den Geist des Vaters und Sohnes, also in

der Gemeinde, fest glaubt; so sind in ihm alle jene drei Faktoren vorhanden, aus deren harmonischem Spiele das göttliche Drama der Weltgeschichte hervorgeht, und göttliches Leben auf der Erde immer wieder neu und frisch hervorquillt.

Vor der Gefahr, bei Erklimmung dieser Höhen der Betrachtung sich mit der „Deutschen Theologie" und mit Tauler in die stille Beschaulichkeit des Mysticismus zu verlieren, schützte ihn das gesunde und starke Gefühl der Wirklichkeit, welches in ihm lebte. Zugleich hielten jene geistlichen Führer ihn ab, bei Versenkung in die Tiefen des ewigen Rathschlusses Gottes in die Abgründe der Lehre von der Gnadenwahl und der Verwerfung zu verfallen. So stark, ja so leidenschaftlich er auch Augustinianer und Anti-Pelagianer war, so hielten ihn doch jene beiden Elemente in seinem Innersten zurück, sich in die mindestens sehr nahe liegenden Folgerungen jener Lehre zu verlieren, und wie Calvin in den Abgrund von Annahmen zu verfallen, welche, obwol gegen ihrer Erfinder Willen, dumpfe Verzweiflung oder geistliche Sicherheit in die Seele werfen. Wir geben zum Belege des Gesagten einige der vielen vereinzelten Aussprüche des großen Reformators, indem wir wiederholen, daß sein Hauptanspruch auf eine hervorragende Stellung in der Geschichte jenes Gottesbewußtseins sowol in dem großen Werke liegt, welches er aus Glauben unternommen, als in dem Innersten seiner Weltanschauung und seines allgemeinen Gottesbewußtseins.

Das Gedicht und Drama der göttlichen Weltordnung.

(Auslegung der Genesis, Kap. XLIV, V. 17. Walch, II, 2411.)

Joseph spielt mit seinen Brüdern ein feines Spiel, gar freundlich, und führt seine Brüder in Verzweiflung, Tod und Hölle

hinein: und da Alles verloren war, und sie nun gar verzagten, kommt das Mittel (die Vermittelung) in das Spiel (wie es in den Komödien auch zu gehen pflegt), und treibt alle Gefährlichkeit weg, macht Alles wieder gut . . . Darnach ist auch zu merken, daß man dies Spiel nicht allein auf göttliche Regierung ziehen soll, daraus zu lernen, wie er seine Heiligen zu führen pflege: sondern, daß es auch zu unserm Trost diene: nämlich, wenn die Sachen so gar böse und verdorben sein, daß man keine Hoffnung mehr siehet, wie denselben geholfen oder gerathen werden möchte, daß man alsdann wissen soll, es sei damit nun auf das höchste im Spiel gekommen, daß es sich bald ändern, und zum fröhlichen Ende kommen werde. Denn also ist es um die göttlichen Gedichte beschaffen, wie Paulus fein saget Ephes. II, 10: Wir sind unsers Herrn Gottes Werke. Er ist der Poet, wir sind die Verse und Gedichte, die er machet. Derohalben ist daran kein Zweifel, unser Werk und alle unser Thun ist vor Gottes Augen angenehm, um sonderlicher Kraft und Gnade des Glaubens willen.

Gottes Gegenwart in der Schöpfung und im Menschen.

Gott ist an keinen Ort gebunden, er ist auch von keinem ausgeschlossen. Er ist an allen Orten, auch in der geringsten Kreatur, als in einem Baumblatt oder in einem Gräslein, und ist doch nirgend. Nirgend: verstehe, greiflich und beschlossen: an allen Orten aber ist er, denn er schafft, wirkt und erhält alle Dinge. Wie ist er aber in allen Kreaturen? wesentlich oder durch seine allmächtige Kraft? Er ist auf beiderlei Weise in jeder Kreatur, denn, wie gesagt, er schafft, er wirkt und erhält Alles. Die Andern, die Kreaturen, wirken ihrer Eigenschaft nach, Gott aber gegenwärtig und wesentlich . . . Ist Gott in der Jungfrau Leib wesentlich und gegenwärtig, so ist er es auch in einer jeden Kreatur, denn es ist einerlei Weise zu reden. Da sagte einer: So ist er auch im Teufel? Ja, sprach Dr. Martin, auch in der Hölle, wesentlich, wie St. Paul zeuget 2. Theff. I, 9. „Die Gottlosen werden Pein leiden, das ewige Verderben von dem Angesicht des Herrn": und Pf. CXXXIX, 5: „Bette ich mich in die Hölle, siehe so bist du auch da." (Tischreden, bei Gerlach, XXIV, S. 47 fg.)

Die Geheimnisse der Weltordnung.

Wird gefragt: warum verhängt Gott, daß die Menschen verstocket werden und in das ewige Verderben fallen? Hier frage du: Warum Gott seines eigenen Sohnes nicht verschont hat, sondern ihn für uns alle in den schmählichsten Tod am Kreuz gegeben? welches ja ein gewisseres Zeichen der Liebe gegen uns arme elende Menschen ist, denn des Zornes und Hasses wider uns . . . Darum sollen wir erkennen, zu Herzen fassen, und wohl bedenken, daß die Güte und Barmherzigkeit des Vaters gegen die arge, gottlose Welt unermeßlich groß ist . . . Darum sollen wir nicht darauf sehen, wie greulich durch Adams Fall menschliche Natur verderbet und verblendet . . . sondern vielmehr darauf, daß es der liebe Gott gewollt hat, daß Alles also ergehen solle. Darum laß dir seinen guten Willen gefallen. (Tischreden, a. a. O., S. 48 fg.)

Unsers Herrn Gottes Weise ist, daß er diesen Brauch hält, daß seine Kraft und Macht durch und in Schwachheit vollbracht und stark werde . . Den Menschen schuf er nicht bald noch zuerst, sondern die Erde zuvor. Also versteckt und verbirgt er erstlich in die Erde den Strauch, der muß nicht sobald ein Baum sein. (S. 61.)

Einer fragte Dr. Martin, ob das Wort „verhärten" eigentlich, wie es lautet, oder figürlicher und verblümeter Weise zu verstehen sei? Da antwortete er und sprach: Eigentlich soll man's verstehen, aber nicht wirklich; denn Gott wirket und thut nichts Böses, aber durch seine Allmacht wirkt er Alles in Allem, und wie er einen Menschen findet, so wirket er in ihm. Wie Pharao, der war böse von Natur, das war nicht Gottes, sondern seine eigene Schuld, als der immer fortfuhr böse zu sein und Böses zu thun. Er wird aber verhärtet, darum, daß Gott mit seinem Geist und Gnade sein gottlos Vornehmen nicht verhindert, sondern läßt ihn fortfahren und seinen Sinn haben. Warum ihn aber Gott nicht hindert noch wehret, darnach gebühret uns nicht zu fragen, denn das Wörtlein, warum? hat viele Seelen verführet und umgebracht. Es ist uns zu hoch zu erforschen. (S. 58.)

Wenn Gott ein Königreich, Land oder Volk strafen oder gar verwüsten will, so nimmt er erstlich hinweg fromme, gottselige Lehrer und Prediger: gleichermaßen weise, gottesfürchtige Regenten und Räthe, vernünftige und erfahrene Krieger, und andere ehrliche Leute, Jes. III, 2 fg. Da wird denn der Pöbel sicher und fröhlich,

treibt allen Muthwillen, fragt nach reiner göttlicher Lehre nichts mehr, ja verachtet sie und geräth in Blindheit, achtet weder Strafe, Zucht noch Ehrbarkeit, treibt allerlei Sünden und Schande, daraus denn ein wild, wüst, teufelisch Wesen folget; wie wir, leider, jetzt sehen und erfahren, das nicht lang bestehen mag. Darum besorge ich, die Axt sei schon dem Baum an die Wurzel gelegt, daß er nun bald soll abgehauen werden. Der liebe Gott nehme mit Gnaden weg, daß wir den Jammer nicht erleben noch sehen müssen. (Tischreden, a. a. O., S. 56.)

Amaranth und Christenheit.

Amaranth wächst im Augustmonat, und ist mehr ein Stengel, denn ein Blümlein, läßt sich gern abbrechen, und wächst fein fröhlich und lustig daher. Und wenn nun alle Blumen vergangen sind, und dies mit Wasser besprenget und feucht gemacht wird, so wird's wieder hübsch und gleich grüne, daß man im Winter Kränze daraus machen kann. Ist Amaranth daher genennet, daß es nicht verwelkt noch verdorret. Ich weiß nicht, ob der Kirche etwas möge gleicher sein denn Amaranth, diese Blume, die wir heißen Tausendschön. Denn wiewol die Kirche ihr Kleid wäschet im Blut des Lämmleins, wie im ersten Buch Moses und in der Offenbarung Johannis stehet, und ist mit rother Farbe gefärbet: doch ist sie schöner, denn kein Stand oder Versammlung auf Erden. Und sie allein hat den Sohn Gottes lieb, wie seine liebe Braut, an der allein er seine Lust und Freude hat: an der allein hänget sein Herz, verwirft und hat eine Unlust und Ekel an allen Andern, die das Evangelium verachten oder verfälschen. Zudem lässet sich die Kirche auch gern abbrechen und berupfen, das ist, sie ist Gott willig und gern gehorsam im Kreuz, ist darinnen geduldig, und wächst wiederum fein lustig, und nimmt zu; das ist, sie krieget den größten Nutzen davon, nämlich, daß sie lernet Gott recht erkennen, anrufen, die Lehre frei bekennen, und bringt viel schöner, herrlicher Tugenden. Endlich bleibet der Leib und der Stamm ganz und kann nicht ausgerottet werden, ob man wider etliche Glieder wettert und tobet, und sie abreißet. Denn gleichwie Amaranth, Tausendschön, nicht verwelkt noch verdorret, also kann man auch nimmermehr die Kirche vertilgen und ausrotten. Was ist aber Wunderbarlicheres denn der Amaranth?

Wenn's mit Wasser besprenget und drein gelegt wird, so wird's wieder grün und frisch, gleich als von Todten auferwecket. Also sollen wir keinen Zweifel haben, daß die Kirche wird, aus den Gräbern von Gott erwecket, wieder lebendig hervor kommen, und den Vater unsers Herrn Jesu Christi, und seinen Sohn, unsern Erlöser und Heiland, sammt dem heiligen Geist, ewiglich loben, rühmen und preisen. Denn wiewol andere Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer und Herrschaften, ihre Aenderung haben, und bald, wie die Blumen, verwelken und dahin fallen; doch kann dies Reich, das so hoch und tief eingewurzelt ist, durch keine Macht und Gewalt zerrüttet noch verwüstet werden, sondern bleibet ewig. (Tischreden, a. a. O., S. 153.)

II.

Calvin.

Die Schöpfung ist die Verherrlichung Gottes, und die Erlösung der Menschheit von der Sünde ist der ewige Rathschluß Gottes: das sind die beiden Grundgedanken des großen französischen Reformators, aus welchen heraus und nach welchen man sein ganzes Bewußtsein von der Gegenwart Gottes erklären und verstehen muß. Zur Veranschaulichung dieser Gedanken mögen einige Worte aus seinem unsterblichen Werke, den Institutionen der Christenlehre dienen.

Im zweiten Kapitel des ersten Buches begründet er den Glauben an Gott als Schöpfer und als Erlöser, und hebt diese Auseinandersetzung so an:

> Obwol unser Geist Gott nicht wahrnehmen kann, ohne irgendwie anzubeten, so wird es doch nicht genügen, ihn zu erkennen als den Einzigen, der von Allen verehrt und angebetet werden sollte, wenn wir nicht zugleich überzeugt sind, daß er der Quell alles Guten sei, damit wir kein Gutes suchen anders als in ihm. Dieses meine ich so, daß wir ihn verehren sollen, nicht allein weil er diese von ihm geschaffene Welt durch seine unendliche Macht erhält, durch seine Weisheit regiert, durch seine Güte bewahrt, insbesondere aber des Menschengeschlechtes mit Gerechtigkeit und Gericht waltet, mit Barmherzigkeit es trägt, mit mächtigem Schutze

es beschirmt, sondern weil außer ihm kein Tropfen weder von Weisheit und Licht noch von Gerechtigkeit noch von Macht noch von Redlichkeit und aufrichtiger Wahrheit gefunden wird, der nicht von ihm flösse, und dessen Grund er nicht wäre: also daß wir lernen von ihm Alles erwarten und erbitten, und mit Danksagung als von ihm empfangen, annehmen. Denn diese Empfindung der Güte Gottes ist uns der wahre Lehrer jener Frömmigkeit, aus welcher die Religion geboren wird. Frömmigkeit aber nenne ich eine mit Liebe verbundene Ehrfurcht, hervorgebracht durch die Anerkennung seiner Wohlthaten. Denn nur aus dieser Anerkennung Gottes als des alleinigen Gutes folgt die freiwillige Hingebung unserer ganzen Seele .... Dies ist um so mehr festzuhalten, weil Alle ohne Unterschied Gott verehren, sehr Wenige aber ihm innerliche Ehrfurcht zollen; denn allenthalben ist eine große Prahlerei in äußerlichen Gebräuchen, selten aber ist die Aufrichtigkeit des Herzens.

Dieses ward geschrieben in Basel 1536, in einem Werke, welches Franz I. „dem Allerchristlichsten Könige und seinem Fürsten" zugeeignet ist.

In jenen Sätzen liegt die tiefste Begründung der Ursprünglichkeit des Gottesbewußtseins als eines Bewußtseins der Gegenwart Gottes in der Schöpfung und in der Menschheit: nämlich die Empfindung und die Erkenntniß Gottes als des höchsten Gutes und der ewigen Liebe: zugleich auch der Glaube, daß diese sich wie in der Schöpfung, so ganz besonders in der Menschheit offenbart und bewährt. Denn was bedeutete sonst jener Rathschluß und sein Verständniß?

Von hier aus gelangt Calvin auf die Idee des Gottesreiches, oder der Verwirklichung des gütigen Willens und ewigen Rathschlusses Gottes. Diesen zweiten Gedanken entwickelt er im dritten Buche. Nachdem er das Gebet des Herrn erklärt, als zwei Tafeln, in zweimal drei Bitten, und gelehrt, daß wir in beiden Das erbitten, was Gottes Wille ist zu thun, und nachdem er beider Einheit nachgewiesen, sagt

er bei Auslegung der ersten Tafel, von der zweiten Bitte: „Dein Reich komme" Folgendes (III, 20, §. 42):

Nachdem uns also vorgeschrieben Gott zu bitten, daß er zurücktreibe und zuletzt gänzlich vertilge was seinen heiligen Namen entheiligt und befleckt, wird hier hinzugefügt, was mit andern Worten dasselbe sagt. Gottes Reich ist da wo die Menschen sich selbst verleugnen, und die Welt und das weltliche Leben verachten, und Gottes Gerechtigkeit allein anhängen, um zum himmlischen Lebenswandel zu streben. Niemand betet daher diese Bitte mit Recht, der nicht mit sich selbst anfängt, auf daß er nämlich gereinigt werde von allen Flecken, welche den ruhigen Fortgang des Reiches Gottes trüben und seine Reinheit verdunkeln. Da nun das Wort Gottes wie ein königliches Zepter ist, so wird uns hiermit geboten zu flehen, daß Gott Aller Herzen und Gemüther zu willigem Gehorsam neige durch seinen heiligen Geist. Der zweite Gegenstand des Gebetes ist, daß Gott die Bösen demüthige, ihre Frevel bändige, ihren Uebermuth breche. Täglich sollen wir bitten, daß Gott sich Gemeinden sammle aus allen Theilen der Welt, daß er sie fortpflanze und mehre, daß er sie mit seinen Gaben bereichere, daß er gesetzliche Ordnung in ihnen gründe, dagegen aber die Feinde der wahren Gottseligkeit niederwerfe, ihre Rathschläge zu nichte mache, ihre Anschläge zu Boden werfe. Daraus erhellt, daß uns nicht umsonst vorgeschrieben werde ein Streben nach täglichem Fortschritt, denn so gut steht es niemals mit den menschlichen Angelegenheiten, daß sie nicht weiterer Reinigung und Heiligung bedürften, um in voller Herrlichkeit dazustehen: die Fülle dieser Herrlichkeit wird bewahrt auf die Rückkehr des Herrn; dann wird, wie Paulus sagt, Gott Alles in Allem sein.

Also ist es Gottes Wille, daß das Reich des Guten immer wachse, und der Fortschritt dieses Reiches beruht auf dem redlichen Streben der wahrhaft Frommen selbst fortzuschreiten in persönlicher Frömmigkeit, und auf dem Glauben, daß Gott das Böse vertilgen wolle, damit am Ende Alles göttlich werde.

Schon hieraus ergibt sich für unsern Zweck zweierlei.

Einmal, daß auch die französische Reformation, eine Geistes-regung, welche, von Genf, Holland und England getragen, sich als die fruchtbarste erwiesen hat, und die Begründerin staatlicher Freiheit über den Erdkreis geworden ist, sich grün-det auf den Glauben an die Gegenwart Gottes in den mensch-lichen Angelegenheiten. Denn sie sucht die Einheit der mensch-lichen Entwickelung und ihres Fortschrittes in dem ewigen Rathschlusse Gottes als des ewig Gütigen. Zweitens, daß Calvin die Erlösung als den innersten Kern des Rathschlusses Gottes erkannte, eben sowol als ihre Verwirklichung in den freien Willen setzte, in die willige Aufopferung des Selbst.

Wenn wir also in seiner Lehre von der Gnadenwahl einige bedingte paulinische Auslegungen der Geschichte des jüdischen Gottesreiches bis zu ihren äußersten Folgerungen getrieben sehen, so daß die Verwerfung der Einzelnen mit in den ewigen Rathschluß gesetzt werde, so können wir nur sagen, daß Calvin hier eben so gut als Augustinus, in der Verbindung von Auslegung und Speculation Schiffbruch gelitten habe, und daß Calvin insbesondere hier seinen höch-sten Eingebungen untreu geworden sei. Man kann dieses eben sowol behaupten, ohne sich als Pelagianer oder Halb-pelagianer zu erklären oder die Erlösung auf Selbstgerechtigkeit zu gründen, als man das sogenannte Athanasische Glaubens-bekenntniß als eine Bankbruchserklärung bezeichnen kann, ohne deshalb Arianer zu sein. Pelagius und Arius hoben Das geradezu auf, was Augustinus und Athanasius verwirrten. Man kann auch, auf die sichere Gefahr hin, von Theologen oder Fanatikern als ein unphilosophischer Kopf oder Ungläu-biger erklärt zu werden, eine solche Ansicht festhalten und aus-sprechen, ohne deshab zu sagen, daß Paulus hier durch Chri-stus müsse berichtigt werden: was übrigens immer sein eigener

Wunsch und Wille ist. Denn wir leugnen, daß des Paulus Aussprüche, im Zusammenhange verstanden (und das allein heißt doch Auslegung), jene unbedingte Folgerung rechtfertigen. Thäten sie es, so würden wir, vom weltgeschichtlichen Standpunkte, ohne Bedenken sagen müssen, daß Aeschylus und Sophokles, und die Griechen, welche ihren Schöpfungen lauschten, ein viel höheres Gottesbewußtsein gehabt hätten als die Apostel Jesu Christi. Keiner ihrer Helden geht unter ohne sittliche Verschuldung: jener ewige Rathschluß der Verwerfung ist aber doch, trotz aller Klügeleien und Distinctionen, wesentlich nicht verschieden von dem Fatum, welches den Menschen ins Verderben reißt, das heißt von dem Standpunkte, dessen Ueberwindung der höchste Ruhm der Hellenen und jener Tragiker insbesondere heißen muß. Aber was sagt die Schrift? daß Gott den Moses erwählte, und daß er Pharaos Herz verstockte und verhärtete, damit er ins Verderben stürzte (Röm. Kap. IX, vgl. mit Exod. VII, VIII, IX), eben wie er Esau nicht erwählte, sondern Jakob. Aber müssen wir nicht eben dieser Zusammenstellung wegen jenen Ausspruch über Pharao eben so verstehen wie die übrigen? Ist die Verstockung des Pharao nicht Dasselbe, was die Verhärtung des Herzens von Kreon ist, als er den Rath des Volkes, die Warnung des Tiresias, eben so verwirft wie der Antigone muthiges Bekenntniß? Warum soll also Gottes Rathschluß der Verwerfung hiernach nicht gefaßt werden als das Festhalten des Frevlers bei seinen eigenen Worten? Es ist möglich, kann man sagen, daß Kreon und Menephthah sich eines Bessern besonnen hätten, wenn Gott ihnen noch Zeit gelassen: allein das Gericht ist gerecht, denn das Uebel ist gethan, welches das Gericht herbeigerufen: es war eine nicht zu erwartende Gnade Gottes, welche dieselbe Gesinnung des Frevlers nicht

schon früher ihren verdienten Lohn finden ließ. Gott hat Moses erwählt, wie er Jakob erwählt hat, weil sie den in ihre Seele gelegten göttlichen Keim nicht durch Selbstsucht erstickten, sondern als göttliches Pfand pflegten, und im Glauben an den Geist lebten.

Aber sagen wir es frei heraus, Christus hat jenen Gedanken viel höher und klarer ausgesprochen, unabhängig von allem Streite mit den jüdischen Klüglern, als sein Apostel es gethan. Wir fühlen uns auf einen höhern Boden gehoben durch die Worte zu Nikodemus, im dritten Kapitel des Evangeliums Johannis, und durch die unter dem Bilde des Genießens Christi im fünften Kapitel vorgetragene Lehre von der Wiedergeburt und dem Aneignen des ewigen göttlichen Willens, welches ein Lossagen von der selbstischen Willkür und eben dadurch die wahre Freiheit ist. Das war der Ort, wohin Luther, mit der Hülfe Taulers und der „Deutschen Theologie" sich flüchtete vor den äußersten Folgen einer Lehre Augustins, die er eben so gut annahm wie Calvin. Wir stimmen also Schleiermachers Darstellung in seiner scharfsinnigen Abhandlung über die Lehre von der Erwählung (1819, Werke, Theologie, A. II, S. 393—484) allerdings bei, wenn er jene Lehre auch Luthern beilegt, und am Schlusse sagt:

> „Hat Gott nicht Alles vorherversehen, so kann er nichts vorherversehen haben."

Allein wir vermissen in jener Darstellung, vom Standpunkte der evangelischen Union, und das ist gerade hier der ausgesprochene Standpunkt Schleiermachers, die Berücksichtigung jener andern Gedankenreihe Luthers, welche neben der Lehre von der Erwählung hergeht. Ja, daß wir es frei

herausſagen, wir vermiſſen auch die Berückſichtigung des unverkennbaren Richterſpruches des Gewiſſens der Menſchheit. Keine der größern Gemeinden der Reformirten hat Calvins Lehre von der ewigen Verwerfung, als einen weſentlichen Theil der Lehre von der Gnadenwahl in das Bekenntniß aufgenommen: die deutſchen Gemeinden und deren bedeutendſte Vertreter haben ſich von dieſer ſogar aufs beſtimmteſte losgeſagt. Das Geſpenſt des Pelagianismus mag als Meduſenhaupt gegen die von den Jeſuiten gepredigte rationaliſtiſche Selbſtgerechtigkeit aufgerufen werden: allein man ſollte ſolchen Spuk doch in Ruhe laſſen bei wiſſenſchaftlichen Erörterungen angeſichts Gottes und des Evangeliums, und des gegenwärtigen Standpunktes der Exegeſe und der Religionsphiloſophie.

III.

Jakob Böhme.

Nach Calvins und Luthers Tode beherrschten die dogmatischen Scholastiker die protestantische Welt, insbesondere die des Lutheranismus. Diese Männer merkten auch nach zweihundert Jahren noch nicht, daß der Lutheranismus ein System, welches Deutschland zerrissen hatte, unter ihren Händen eine todte Masse geworden war, in einem Theile des unglücklichen Vaterlandes der Reformation, so wie in Skandinavien durch die Kirchenherrschaft der Fürsten und den versunkenen Zustand der Gemeinden. Es war ihnen entgangen, daß alles weltgeschichtlich-christliche Leben sich nur noch in den reformirten Gemeinden der evangelischen Welt regte, und in der kleinen lutherischen Gemeinschaft der Herrnhuter, welche eine friedliche Union mit der reformirten Gemeinde vollzogen hatte. Unterdessen aber war die Wachsamkeit dieser ultralutherischen Zionswächter (man nennt sie besser die lutheranischen Zeloten) desto mehr auf alle tiefern Denker und gemüthlichen Christen gerichtet, welche wie Johann Christian Arndt (1580) und später Spener und Johann Gottfried Arnold sich bemühten, trotz aller Verfolgungen und Schmähungen, in dieses äußerliche Lutherthum und unerträgliche Pfaffen-

wesen den Gottesgeist der innerlichen Religion zu bringen, und die Formeln der theologischen Scholastik mit dem Geiste des Evangeliums neu zu beleben. In die Mitte dieser schauderhaften Zeit (über welche noch nie gebührendes Gericht gehalten ist) fällt die Tragödie eines der tiefsten Geister der Weltgeschichte und eines der frömmsten Gemüther der Christenheit. Jakob Böhme (geb. 1575, gest. 1624) war ein Mystiker, aber zugleich ein Prophet der Gegenwart und des Fortschrittes Gottes in der Menschheit: durch diese Eigenschaften, einzeln und vereinigt, überstrahlt der Theosoph von Görlitz weit alle frühern und spätern Mystiker. Seine Weltanschauung tritt aus der Gemüthsmystik des vierzehnten Jahrhunderts heraus, denn er hat bereits Gemeinden sich bilden sehen auf die innere Gesinnung und den Glauben an den Einigen Erlöser. Seine Schriften entflossen seiner Feder in den letzten fünf Jahren seines Lebens (1619—24), nur die „Aurora" ist einige Jahre früher verfaßt. Viele Jahre hindurch hatte der von seinen Mitbürgern hochgeehrte ehrsame Schuhmachermeister sich durch Lesen der Bibel und einiger Theosophen, leider auch des Theophrastus Paracelsus, der damals in hohem Ansehen stand, seine innern Anschauungen von Gott und der Welt zum Bewußtsein zu bringen gesucht. Die heilige Schrift war ihm Alles, und die Person Jesu und die Erlösung Mittelpunkt der Bibel, Jesu Geist der Führer. Jene Schriften fallen also in die ersten Jahre eines blutigen Krieges, im damals blühenden Vaterlande, gegen das Evangelium. Gleichzeitig hatte sich das lutheranische Pfaffenthum in der Person des Oberpfarrers seiner Vaterstadt, Gregorovius Richter, und seiner Genossen verkörpert, und er, der demüthige Christ und Handwerker, soll in die Verbannung gesandt werden, weil alle Zionswächter den Mann, welchen sie eben

so wenig widerlegen als aus seiner christlichen Gelassenheit bringen konnten, von den Kanzeln herab nach Herzenslust von Amts wegen verfluchten, und im menschlichen Verkehr mit roher Härte zurückstießen. Bei dem Allen verlor Böhme den Glauben an das fortschreitende Gottesreich auf der Erde nicht, und an die herrliche Verklärung des Gottes der ewigen Liebe über Teufel und Antichrist. Beide sind ihm die Selbstheit oder Ichheit, welche sich zum Herrn der Welt machen will: ihre Organe sind alle Gewalten, weltliche und geistliche, welche sich an Gottes Statt setzen, das heißt willkürlich und über die Gesetze herrschen wollen nach ihrem eigenen Willen, um die Kinder des Geistes zu verfolgen und den Geist zu unterdrücken. Wir dürfen als sein Lebens- und Todesbekenntniß dieses Glaubens jenes wunderbare prophetische Gebet ansehen, mit welchem er das zehnte Kapitel seines im Jahre vor seinem Tode (1623) geschriebenen Buches „Von der Gnadenwahl" beschließt, eines der verständlichsten und klarsten seiner Bücher, und dasjenige, welches er selbst als sein Hauptwerk bezeichnet zu haben scheint.

Seufzen, Wunsch und Weissagung des Autors.*)

O tiefe Gnade Gottes erwecke doch noch einmal in uns armen verwirrten blinden Kindern, und reis ab des Antichrists und des Teufels Stuhl, welchen er in Gleisnerei hat aufgebauet, und laß uns doch einst sehen dein Antlitz. O Gott, die Zeit deiner Heimsuchung ist ja da, wer kennet aber deinen ausgereckten Arm, vor der großen Eitelkeit des Widerchrists in seinem aufgebauten Reiche! Zerstöre du ihn Herr, und reis ab seine Macht, auf daß

*) Jakob Böhmes Schriften, Hamburger Ausgabe 1715, S. 2569. Daraus abgedruckt in Bunsens „Versuche eines allgemeinen evangelischen Gesangbuches", S. 663, und im „Allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuche", S. 913.

dein Kind Jesus offenbar werde allen Zungen und Völkern, und wir von des Widerchrists Macht, Hoffart und Geiz erlöset werden. Halleluja! Von Aufgang und Mitternacht zischet der Herr mit seiner Kraft und Macht, wer will das wehren? Halleluja. In alle Land siehet dein Auge der Liebe, und deine Wahrheit bleibet ewiglich. Halleluja! Wir sind erlöset vom Joch des Treibers, das soll Niemand mehr aufbauen, denn der Herr hat's beschlossen in seinen Wundern. Halleluja!

Die abschreckende Lehre von dem ewigen Rathschlusse der Verwerfung überwand er, indem er, den Weg Taulers und der Deutschen Theologie verfolgend, tiefer als Luther und Calvin einging in den Unterschied des Ewigen und des Zeitlichen (Kreatürlichen), und Gott nicht als etwas Fremdes, Aeußerliches, Zeitliches, und den menschlichen Geist nicht als von ihm abgetrennt betrachtete.

Das allgemeine Menschheitsgefühl war mächtig und tief in seine theosophischen Anschauungen, in seine Auslegung und Anwendung der semitischen Redeweise eingedrungen. Er glaubte, das dem Menschen unmittelbar eingesprochene ewige Wort zeige sich auch wirksam in den erleuchteten Heiden, welche einem heiligen Leben und der Erkenntniß der Gottheit nachstrebten. Die Heiden hatten nach ihm ein göttliches Schauen, weil sie in das Naturleben, in welches sie versunken waren, einen mächtigen Glauben brachten, und sie werden, wie die Juden, des Geistes des kommenden Erlösers theilhaftig, durch die Opfer, als Zeichen der Hingebung des Eigenwillens. Das Heil sieht Böhme nur in einem wahren, hingebenden Leben des Christen, welches Teufel und Antichrist vertreiben, und in der wahren geistigen Erkenntniß, welche den Buchstabenstreitigkeiten der Theologen ein Ende machen wird. Das ist ihm die Lösung der babylonischen Sprachverwirrung, durch welche der geistlose Buchstabe zur Herrschaft

gekommen war, und ein neues Papst- und Judenthum geschaffen hatte.

Zur Veranschaulichung des Gesagten möchten wir den Leser am liebsten auf diejenigen Werke aufmerksam machen, welche rein auf das Geistige gehen, und nicht wesentlich durch die mystisch-phantastische Terminologie des Paracelsus und eine nothwendig unreale Naturwissenschaft verdunkelt und verwirrt sind. Dahin rechne ich, außer dem Buche über die Gnadenwahl, besonders die Schrift „Von der neuen Wiedergeburt" (Werke, S. 1705—1736) und „Von Christi Testamenten" (S. 2609—2712), sowie das „Gespräch der erleuchteten und der unerleuchteten Seele" (S. 3530—3546) und „Vom heiligen Gebete" (S. 3547—3586), endlich die „Theosophischen Sendschreiben" (S. 3709—3927). Hier müssen wir uns, mit Hinweisung auf Hambergers verdienstliche Zusammenstellung („Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob Böhme, in einem systematischen Auszuge", 1844), auf wenige Auszüge beschränken, welche den Gegenstand unserer Betrachtung unmittelbar angehen, und die Bahn jenes seltsamen Gestirnes am Himmel des Gottesbewußtseins in der Menschheit am besten zu bezeichnen scheinen.

Zeit und Ewigkeit Eins.

Wem Zeit ist wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.*)

---

*) Steht nicht unter seinen Werken: es waren Worte, welche er gewöhnlich in die Stammbücher guter Freunde schrieb. (Anhang zu den Werken: „Historischer Bericht", S. 15. Vgl. andere Reimzeilen ebend. S. 99.)

Die Gnadenwahl.

Wenn die Vernunft hört von Gott reden, was er nach seinem Wesen und Willen sei, so bildet sie sich ein, als sei Gott etwas Fernes und Fremdes, welcher außer dem Orte dieser Welt, hoch über dem Gestirne wohne, und regiere also nur durch seinen Geist, mit einer allgegenwärtigen Kraft im Raume dieser Welt; seine Majestät aber in Dreifaltigkeit, da Gott insonderheit offenbar sei, wohne im Himmel, außer dem Raume dieser Welt. Und daher fällt sie auch in einen kreatürlichen Wahn, als ob Gott was Fremdes sei, und habe vor Zeiten der Schöpfung der Kreaturen und dieser Welt, einen Rathschlag in sich selber in seiner Dreiheit durch die Weisheit gehalten, was Er machen wollte und wozu alles Wesen solle; und habe also nach einen Vorsatz in sich selber geschöpft, wohin Er ein jedes Ding ordnen wollte. Aus welchem der streitige Wahn entstanden ist vom Rathschlag über die Menschen, als hätte Gott aus seinem Vorsatz ein Theil der Menschen zum Himmelreich in seine heilige Wonne erkoren, und das andere Theil zur ewigen Verdammniß; in denen wollte er seinen Zorn offenbaren, und hingegen an den andern, seinen Auserwählten, seine Gnade. Und habe also aus seinem Vorsatz einen Unterschied gemacht, seine Macht in Liebe und Zorn sehen zu lassen; und deswegen müßten alle Dinge nothwendig also geschehen, und werde das Theil des Zorns aus Gottes Vorsatz also verstockt und verworfen, daß keine Möglichkeit mehr zur Hulde Gottes sei; hingegen in den andern keine Möglichkeit zur Verdammniß. Und obwol die heilige Schrift mit fast dergleichen Sprüchen redet, auch die kreatürliche Vernunft mit einstimmt, welche nicht verstehet was Gott ist; so redet sie doch auch hingegen vielmehr das Gegentheil, daß Gott nichts Böses wolle, oder aus seinem Vorsatz gemacht habe. Diese beiden Gegensätze nun, wie das in seinem Grunde eigentlich zu verstehen sei, wollen wir dem christlichen unparteiischen Leser, des Grundes und Wahrheit Suchern und Liebhabern (sie zu einigen, und den wahren Verstand zu gründen), eine kurze Andeutung geben nachzusinnen. (Vorwort zur Gnadenwahl: Werke, S. 2406.)

Von Pharaos Verstockung.

Man soll durchaus nicht wähnen, daß in Gottes Vorsatze, so viel Er Gott heißt, ein Wille zur Verstockung von außen in

den Menschen fahre, sondern in des Menschen eigenem Grunde, im Vorsatz der Gerechtigkeit Gottes ist der Quell und Umstand der Verstockung, denn es ist des Zornes Wollen, darin verstrickt er wen er will. Denn die ganze Kreatur des Menschen in Gottes Zorn ist dasselbe Wollen zur Verstockung, denn sie will nur die Eitelkeit, und die verstocket sie auch . . . . Die Zeit des Pharao war eine Zeit des Zieles, da alle Dinge in Ziel, Zeit, Maß und Gewicht inne liegen. (Gnadenwahl, Kap. X, S. 2558 fg.)

In der Apostelgeschichte (XIII, 48) steht: „Es wurden gläubig, so viel ihrer zum ewigen Leben versehen waren." Das ist der Vernunft ein Anstoß und verstehet es nicht. Wann hat die Vorsehung angefangen? Sprichst du: Von Anbeginn, vor der Kreatur: Ja, ich sage auch also, aber in der Kreatur nicht von Ewigkeit, denn sie war noch nicht da. So steht Apostelg. II, 47 klarer: „Der Herr that hinzu täglich die da selig wurden." Nicht die da von Ewigkeit selig waren, sondern die da selig wurden, sagt der Text, die da aus der ewigen Wahl in Christo Jesu selig werden, die that er täglich zu der Gemeinde. (Von der Gnadenwahl, Kap. XII, S. 2582 fg.)

Gleich wie die Sonne nur einen Einigen Willen hat, der ist, daß sie sich selbst gibt, und mit ihrer Begierde in allen Dingen ausdringt und wächst, und allem Dinge Leben und Kraft und sich selber ein-ergibt, also auch im Gleichen ist Gott außer Natur und Kreatur das einzige Gute, das nichts als Gott oder das Gute geben kann noch will.

Der Antichrist und Babel — die Wiedergeburt.

Was ist der Antichrist im Menschen? Christus spricht: „Wer nicht verlässet Häuser, Aecker, Geld, Gut, Weib, Kinder, Brüder und Schwestern, und verleugnet sich selber und folget mir nach, der ist nicht mein Jünger und Diener." (Luc. XIV, 26.) Desgleichen: „Ihr müßt umkehren und werden als die Kinder" oder „aus dem Wasser und Geiste neugeboren werden." (Matth. XVIII, 3, vgl. die Worte des Nikodemus Joh. III, 3—8.) Solches deutet nicht an, daß einer solle von Weib und Kind aus seinem Beruf und Stand in eine öde Wildniß laufen und Alles verlassen, sondern den Antichrist, als Meinheit, Deinheit, Ichheit. Wer zu

göttlicher Beschaulichkeit und Empfindlichkeit in sich selber gelangen will, der muß in seiner Seele den Antichrist tödten, und von aller Eigenheit des Willens ausgehen, ja von aller Kreatur, und in der Eigenheit des Gemüthes die ärmste Kreatur werden, daß er nichts mehr zum Eigenthum habe, er sei in was Stande er wolle. Und ob er gleich ein König wäre, so soll doch sein Gemüth alle Eigenheit verlassen, und sich in seinem Stande, auch Ehren und zeitlichem Gute, nichts mehr achten als Gottes Diener, daß er darin Gott und seinen Brüdern dienen sollte, und daß alles das er hat, er nicht zum Naturrecht hat und besitzet, daß es seine sei, sondern daß es seiner Brüder und Glieder sei, daß ihn Gott habe zu einem Amtmann und Verwalter darüber gesetzt, und denken, daß er seinem Herrn darin diene, welcher von ihm wollte Rechenschaft fordern . . . . Wenn dieses geschieht, so wird sein Eigenwille, als der Antichrist, im Tode Christi ergriffen und getödtet, und wird alsobald seine Seele als wie ein neues unverständiges Kind, das seinen natürlichen Verstand der Selbheit hat verloren, und hebt an vor Gott, als ein junges Kind vor seiner Mutter, anzuflehen, und setzt sein Vertrauen in die Mutter, was ihm die geben will. Und das ist's, das Christus sagte: „Ihr müsset umkehren und werden als Kinder.“ (Matth. XVIII, 3.)

Gott und die Herrscher auf Erden.

Die Herrschaft urständet (entsteht) zwar aus dem Reiche der Natur, mag aber auch wol in Gottes Reich eingehen, so sie ihre Gewalt führt als eine Dienerin im Reiche der Natur, und nicht als ein selbsteigener Gott, der da thut, was er will. (Myst. XXXIX, 32.)

Ein Fürst oder Herr hat nicht Macht, Blut zu vergießen, außer dem Gesetze Gottes, sondern so er das thut, so verdammt ihn Gottes Gesetz zum Tode. Die Könige oder Fürsten sind nur Amtleute über die Ordnung göttlichen Gesetzes, und sollen nicht weiter greifen, ohne göttlichen Befehl. (XXXIII, 16.)

Die Bedrängungen durch geistliche und weltliche Herren sind nicht in der Natur gegründet, sondern nur im Abgrunde, da eine Gestalt die andere plagt, ängstet, martert und quält. (Dreif. Leb. XV, 8.)

Ein gottloser Fürst und Edler bleibt wol in dem Amte, aber er dienet damit nicht Gottes Liebe, sondern dem Zorne. (Myst. LXVI, 25.)

Lucifer war auch ein Thronfürst und König in Gottes Amt. Als er sich aber das Amt zur Eigenheit machte, so ward er verstoßen. Er blieb wol ein Fürst in seinem Amte, aber nicht in Gottes Liebe, sondern in seinem Zorne, darin er ihm nun ebenfalls dienen muß. (Myst. LXVI, 24.)

Die letzten Zeiten regiert Gott auf der Erde.

Es ist noch eine wunderbare Zeit zu erwarten, da sich Alles verändern soll. Viele große Berge und Hügel sollen dann eben so Feld werden, und eine Quelle aus Zion fließen, da der Elende trinken und sich ergötzen wird. Da sollen die Völker mit einem Stabe geweidet werden, und wird sich der Hirte mit den Schafen freuen, daß Gott so gnädig ist. Silber und Gold wird dann so gemeinsam sein, als zu Salomonis Zeiten, und seine Weisheit wird den Erdkreis regieren. (Vierz. Frag. XXXIX, 5, 6.)

Die letzten Zeiten sind voll Frieden, Einigkeit und Erkenntniß.

Wenn der Engel dereinst (vgl. 1. Mos. XVI) die Türken wird heißen wiederkommen, so kommen sie in der Demuth des verlorenen, und wieder zum Vater kommenden Sohnes, da denn die große Freude wird bei Christo und seinen Engeln gehalten werden, daß der Todte lebendig, und der Verlorene wieder gefunden ist. Und obgleich der ältere Bruder, als der im Buchstaben geblieben, darüber unwillig ist wegen der ungleichen Form, so geht sie das nichts an, sie sind fröhlich mit dem Vater. (Myst. XL, 90, 91.)

Die Juden sind nicht aus der Wurzel ausgestoßen, sondern sie müssen blind sein, auf daß ihr Licht den Heiden scheine, bis diese in dem Lichte Abrahams auch blind werden, wie sie es denn jetzt wahrhaftig sind. Alsdann geht das Licht Abrahams wieder aus seiner eigenen Wurzel auf, und leuchtet allen Völkern. Dann soll Japhet in Sems Hütten wohnen, und Israel herzugebracht werden zu dem offenen Gnadenbrunnen aller Völker. (Myst. XXXVII, 60.)

Die Kraft des Höchsten hat allen Dingen, einem jeden nach seiner Eigenschaft, eine einwohnende Vollkommenheit gegeben, und diese ist auch noch in allen Dingen verborgen, und mag wol durch Verstand und Kunst wieder eröffnet werden, so daß diese erste

Tugend die entzündete Bosheit überwindet. Hat uns Gott Macht gegeben, seine Kinder zu werden, und über die Welt zu herrschen, warum nicht auch über den Fluch der Erde? Es soll das Niemand für unmöglich halten, es gehört nur göttlicher Verstand und Erkenntniß dazu, und dieser soll erblühen in der Zeit der Lilien, freilich aber nicht in Babel. (Signat. XIII, 59—61.)

Der Mensch hat die Gewalt, sofern er als ein Werkzeug Gottes im Gehorsam geht, die Erde, welche im Fluche steht, in die Benedeiung einzuführen, und aus der Angst des Todes das höchste Freudenreich zu machen. Doch thut er's nicht selber, sondern sein Wille arbeitet mit dem Verstande Gottes darin, und fügt zusammen was zusammen gehört, und bringt es auf solche Art in Eines. (Signat. XI, 85.)

Uebergang zu der Neuzeit.

Bei einer ausführlichern Darstellung des prophetischen Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der Geschichte müßten eigentlich des großen Theosophen Lichtblicken noch einige Anschauungen Gottfried Arnolds, Oetingers und Bengels beigefügt werden, um die Fortbildung der Böhmeschen und verwandter Anschauungen im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts anschaulich zu machen. Allein dergleichen verschwindet von jenem Gesichtspunkte vor Dem, was vorhergeht und was nachfolgt. Arnolds höchsten Flug in seinem tiefsinnigen Liede:

> So führest du, o Herr, die Deinen
> Gar wunderlich, doch immer seliglich;

haben wir schon im ersten Buche gekennzeichnet, als hoch dichterische Auffassung der Einheit der scheinbaren Gegensätze der göttlichen Führungen der Seele und der Menschheit, und als Lösung der Verwickelungen, welche als Widersprüche oder Rückschritte im Weltlaufe erscheinen.

Es zeigt sich auch auf diesem Gebiete, daß der Jammer der Zeit, in deren Mitte Jakob Böhme hinweggenommen wurde, den Glauben an die Wirklichkeit Gottes in der Gegenwart sehr zurückgedrängt hatte. Was von der großen Lebensbewegung des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts

übrig war im deutschen Volke, verblutete in dem furchtbarsten aller Religionskriege der Weltgeschichte, dem dreißigjährigen. Das zeigte sich erst nach seinem ganzen Umfange im nächsten Geschlechte. Als nach dem Frieden von 1648 Deutschland zerrissen, verwüstet, von Spanien, Frankreich und Oesterreich mit Füßen getreten, wieder erwachte, war ein verwildertes, fast verzweifeltes Geschlecht aufgewachsen, neben kleinen zersprengten Häuflein, die sich mühsam unter den Trümmern aufbauten, mit verkümmerter auf die Nothwendigkeit angewiesener Anschauung, aber mit mühseliger Gelehrsamkeit. Die Theologie wurde immer mehr scholastischer Dogmatismus. Die Philologie flüchtete sich nach dem freien Holland, wo auch Bayle Kritik üben, und der große Spinoza sich trotz Synagoge und Synode frei aussprechen durfte. Im übrigen Europa fing an sich durch die französische Herrschaft und Sprache eine übereinkömmliche Philosophie zu bilden, die zaghaft, im semitischen Gewande, und in den Formeln derjenigen Kirche auftrat, deren Prophet Bossuet und deren Götze Ludwig XIV. war. Niemand wagte mit freien Betrachtungen der Wirklichkeit aufzutreten. Rabelais hatte sie verspotten dürfen, aber Descartes bebte zurück vor Bannfluch und Kerker, wenn er in seinem philosophischen Gedankensystem der Wirklichkeit nahe kam.

So war es denn nicht zu verwundern, daß auch vom theologischen Standpunkte kein prophetischer Blick auf die Wirklichkeit fiel.

Es gehört in einen andern Kreis der Darstellung, von jener riesenmäßigen Anstrengung zu sprechen, welche nach dem siebenjährigen Kriege die kritische, geschichtliche und philosophische Forschung auf dem Gebiete des Geistes, und zwar des sittlichen, mit größerer oder geringerer Beziehung auf die

Bibel sich erhob, und mehr und mehr als europäische Schule sich ausbildete. Es stellten sich dabei aber bald zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Gegensatz und die Einseitigkeiten des Rationalismus und der Romantik hervor, und der aus der Romantik später hervortretende Bund der Mystik und des Hierarchismus. Die beiden großen Meister der Idealphilosophie des Geistes berührten allerdings das uns vorliegende Problem gelegentlich vom speculativen Standpunkte, aber ohne den positiven theologischen Forderungen, auch nur von der Seite der Gelehrsamkeit, genügen zu können.

Es war in einem solchen Horizonte, daß Schleiermacher erschien.

IV.

Schleiermacher.

Schleiermacher (geb. 1787, gest. 1834) trat als theologischer Lehrer auf 1804: seine christliche Glaubenslehre erschien zuerst 1822. Wir finden ihn im Besitze einer systematischen philosophischen Wissenschaft und einer kritischen Kenntniß der philologischen und dogmatischen Philosophie. Die Vermittelung zwischen beiden war nun aber nicht die weltgeschichtliche Betrachtung, die ihm vielmehr immer fern blieb, sondern das Gottesbewußtsein im Einzelnen. Schon durch die frommen Eindrücke der Brüdergemeinde, unter welchen er aufgewachsen war, hatte sich seinem Geiste die Ursprünglichkeit des Bewußtseins des Menschen von Gott als des der Abhängigkeit offenbart. Da in Christus Wahrheit ist, und durch seinen Geist ein persönliches Verhältniß des gläubigen Einzelnen mit dem Göttlichen besteht und fortdauert; so kann es keine wahre christliche Glaubenslehre geben, die nicht mit dem Evangelium und mit jenem Gottesbewußtsein übereinstimmte und als wesentlich übereinstimmend sich nachweisen ließe. Dieses nun, lehrte er weiter, ist wirklich in den Bekenntnißschriften der evangelischen Gemeinden der Fall, wenn wir auf ihre Uebereinstimmung (den Consensus) und nicht auf ihre Abweichun-

gen sehen: diese betreffen eben Punkte, über welche Schrift und Vernunft keine Gewißheit haben, und die jenem Gottesbewußtsein nicht wesentlich sind.

Während nun die andern Meister der Philosophie, sich im starren Gebiete des Gedankens hielten, oder in die mythologische Wildniß und Bespiegelung sich verirrten, ging Schleiermacher an die Auslegung des Evangeliums und der andern Schriften des Neuen Bundes, und begründete neu das biblisch-christliche Gottesbewußtsein, indem er seine dialektische Methode auf mehre der schwierigsten Punkte der philologisch-geschichtlichen Kritik der bisherigen Theologie anwandte. Der Mittelpunkt seiner Anschauungen von dem Weltgeschichtlichen des Gottesbewußtseins haben wir aber in seiner Glaubenslehre zu suchen. Hier begreift man leicht, daß Schleiermacher unmöglich jene grobe, ungeschichtliche wie unphilosophische Verflechtung billigen konnte, in welche man abgerissene prophetische Stellen und andere vorbildliche jüdische Deutungen, die bei den Evangelisten und in den apostolischen Schriften vorkommen, mit dem Begrifflichen des Christenthums gebracht hatte. Aber man muß bedauern, daß statt das Alterthümliche in seiner weltgeschichtlichen Vorbildlichkeit und Bedeutung zu fassen, und so der dialektischen Behandlung fähig zu machen, Schleiermacher, gleichsam aus Ungeduld, Christus und das Wesentliche seiner Lehre abgeschnitten hat vom Alten Bunde. Er bedachte dabei nicht, daß weder Christus noch Christenlehre ohne diese Wurzel eine weltgeschichtliche Stelle haben. Der Grundgedanke des Alten Bundes, der Ewige, geht durch Alles hindurch, was Jesu die Schrift heißt. Eben so bedarf das gemeindliche Leben des Glaubens an diesen Zusammenhang, und zwar durch eigene Kenntniß nicht blos auf Jesu Worte hin: d. h. Christus verweist ausdrücklich auf

sie. Danach kann unser Urtheil über eine der Hauptstellen in der Einleitung (§. 12, 3) nicht zweifelhaft sein, wo es heißt:

„Die Verheißung an Abraham, sofern sie in Christo erfüllt ist, wird doch nur so dargestellt, als habe sie ihre Beziehung auf Christum gehabt lediglich in dem göttlichen Rathschluß, nicht in dem frommen Selbstbewußtsein des Abraham und der Seinigen.“

Nun hat Schleiermacher gewiß das große Wort von Jesu bei Johannes gegenwärtig gehabt, wo es heißt: „Abraham freute sich als er meinen Tag sah.“ Ohne Zweifel ist dies im geistigen Sinne gemeint, und nur so zu verstehen: denn im Geiste schaute Abraham die Zukunft des Gottesreiches, und also dessen vollkommenen, persönlichen Gründer, und seine menschheitliche Entwickelung in allen Völkern: und Schleiermacher hat ganz recht eine dogmatische Begriffsreihe nicht hieran zu knüpfen. Aber die Annahme eines wesentlichen innern Zusammenhangs, also einer weltgeschichtlichen realen Entwickelung liegt doch in der Annahme, daß dem Abraham ein Bewußtsein einwohnend gedacht werden müsse von dem Rathschluß der Erlösung. Ein solches würde die Philosophie der Weltgeschichte annehmen müssen, auch wenn jene Worte uns nicht überliefert wären.

Im Paragraph 14, Zusatz zu 3, heißt es dann weiter, in Beziehung auf die prophetische Eingebung:

„Was das Alte Testament betrifft, so ist die Prophetie allein ohne Gesetz und Geschichte nicht zu verstehen, dies Ganze zusammen aber so durchaus theokratisch, daß wir zwar darin zwei Pole unterscheiden können, von denen der eine das Neue Testament anzieht, der andere es abstößt; daß aber abgesehen von dem Neuen Testament, wenn es gelänge (was aber doch kaum anders bewerkstelligt werden könnte als auf ihr eigenes Zeugniß hin, daß das Wort Gottes zu ihnen geschehen sei) Jemanden die prophetische

Inspiration glauben zu machen, daraus doch kein Glaube an Christum als das Ende des Gesetzes entwickelt werden könnte. Vielmehr werden wir die ganze Wahrheit wieder nur aussprechen, wenn wir sagen, wir glauben an die prophetische Eingebung nur um des Gebrauches willen, den Christus und die Apostel von den prophetischen Aussprüchen machen."

Wir müssen dieses durchaus in Abrede stellen. Wir glauben daran erst recht, wenn wir erkennen, daß es wirklich so ist: und dieses halten wir für eine rein geschichtliche Thatsache.

Hinsichtlich der Entwickelung des Gottesbewußtseins setzt also Schleiermacher (und wir mit ihm, soweit der unendliche Faktor wirksam ist) die Persönlichkeit Christi als etwas Ursprüngliches, schaut aber die vor dieser Offenbarung Christi liegende Zeit auf der jüdischen Seite als zwei Perioden an, nämlich die Abrahamische und die Mosaische, neben welche jüdische Offenbarung er die Entwickelung der von Gottes Geist erleuchteten Heiden setzt (§. 156, vgl. §. 12, 2).

Das Uebel, oder das Böse in der Welt, faßt Schleiermacher als Mitbedingung des Guten. Er sagt darüber (§. 48, 3, Schluß):

„Es bleibt zuletzt nichts übrig, als auf der einen Seite die göttliche Mitwirkung auf Alles, was sich ereignet, gleichmäßig zu beziehen, auf der andern Seite zu behaupten, daß Uebel an und für sich gar nicht, sondern nur als Mitbedingung des Guten und in Beziehung auf dasselbe von Gott geordnet sind."

Durch die tiefe Begründung des Begriffes der Erlösung gelangt Schleiermacher am Schlusse seines Werkes zu zwei großen Lehrsätzen (§. 168, 169):

„Die göttliche Weisheit ist das Prinzip, welches die Welt ordnet und bestimmt für die in der Erlösung sich bethätigende göttliche Selbstmittheilung."

„Die göttliche Weisheit ist der Grund, vermöge dessen die Welt als Schauplatz der Erlösung auch die schlechthinnige Offenbarung des höchsten Wesens ist, mithin gut."

In den erläuternden Sätzen zu diesen Aussprüchen sagt er Folgendes:

„Was daraus, daß wir die göttliche Liebe auch als Weisheit setzen, zunächst folgt, ist dieses, daß wir das gesammte endliche Sein unmöglich in seiner Beziehung auf unser Gottesbewußtsein betrachten können, außer — welches wir in dem Ausdruck Welt auch immer mitdenken — als das schlechthin zusammenstimmende göttliche Kunstwerk. Denn wie auch in dem menschlichen Gebiet die richtige und vollkommene Entwerfung der Idee eines Kunstwerks das ursprüngliche Werk der Weisheit ist, so daß auch den eigentlichen Handlungen nur insofern ihr Ursprung in der Weisheit angewiesen wird, als sie sowol im Zusammenhang des ganzen Lebens als auch für sich zugleich können als Kunstwerke und Theile eines solchen angesehen werden, der vollkommenste Mensch aber derjenige wäre, dessen sämmtliche Entwürfe zu Werken und Thaten ein vollständiges Ganze der mittheilenden Selbstdarstellung bildeten: so ist auch die göttliche Weisheit nichts Anderes als das Wesen in dieser schlechthinnigen, nicht zusammengesetzt, sondern einfach und ursprünglich vollkommenen Selbstdarstellung und Mittheilung gedacht . . . . . Demnächst ist wohl vorzusehen, daß wir unsern Begriff nicht dadurch verfälschen, daß wir immer Gegensatz von Zweck und Mittel mit hineintragen. Der Grund zu dieser Vorsicht ist schon in dem Obigen gelegt. Denn schon jedes menschliche Kunstwerk ist um so vollkommener, je mehr es so in diesem Begriff aufgeht, daß innerhalb desselben nichts in diesen Gegensatz von Zweck und Mittel fällt, sondern Alles sich nur verhält wie Theil zum Ganzen, und die Mittel nur außerhalb desselben liegen; und als noch höhere Vollkommenheit zeigt sich dieses in der Anwendung auf ein ganzes menschliches Leben. Wie sollte also nicht vielmehr noch die göttliche Weisheit diesen Gegensatz so ausschließen, daß, da nichts ist außerhalb der Welt, was als Mittel gebraucht werden könnte, Alles innerhalb derselben so geordnet wäre, daß es sich in seiner Verbindung mit allem Uebrigen

betrachtet nur wie Theil zum Ganzen verhält, jedes aber einzeln für sich so sehr zugleich Mittel und Zweck ist, daß diese Betrachtungsweise sich jedesmal gleich wieder aufhebt und in die andere übergeht."

Die Schlußerklärung zu dem zweiten Lehrsatze lautet also:

„Die göttliche Weisheit führt uns als Entfaltung der Liebe hier an das Gebiet der christlichen Sittenlehre, indem uns die Aufgabe entsteht, die Welt als die gute immer mehr zur Anerkennung zu bringen, und der ursprünglich der Weltordnung zum Grunde liegenden göttlichen Idee gemäß Alles dem göttlichen Geist als Organ anzubilden, und so mit dem System der Erlösung in Verbindung zu bringen, auf daß wir in beider Hinsicht zur vollkommenen Lebensgemeinschaft mit Christo gelangen, sowol insofern als der Vater ihm Macht gegeben hat über Alles, als auch sofern er ihm immer größere Werke zeigt, als die er schon erkannt hat. Daher denn die Welt nur insofern als vollkommene Offenbarung der göttlichen Weisheit gefaßt werden kann, als der heilige Geist von der christlichen Kirche aus sich als die letzte weltbildende Kraft geltend macht."

Wir werden also in Schleiermacher den Propheten anzuerkennen haben, welcher zuerst den Gedanken der Ursprünglichkeit des Gottesbewußtseins überhaupt aufgestellt und durchgeführt hat. Und zwar hat er dieses als ein organisch in der Seele wie in der Ordnung des Weltalls begründetes Gefühl der Abhängigkeit gefaßt, und aus dem Selbstbewußtsein Jesu und der Darstellung desselben von den Aposteln so entwickelt, daß er Widersprüche vermeidet, und dagegen die bisherigen theologischen Widersprüche nachweist. Die Erlösung ist der Grundgedanke der Weltordnung, und in Christus ist der Erlöser erschienen: also auch die Versöhnung im Menschen gegeben.

Von diesem Standpunkte aus hat er auch seine Ethik an das Ergebniß der Glaubenslehre angeknüpft, wie es in

den eben vorgelegten positiven Schlußsätzen seiner Glaubenslehre ausgesprochen ist.

Beides muß als ein bleibender weltgeschichtlicher Gewinn angesehn werden. Er hat auf festen Grund gebaut, und sein Gebäude nicht abgeschlossen, sondern vielmehr auf das Bedürfniß weitern Ausbaues aufmerksam gemacht: so insbesondere in dem angehängten „Schlusse" von der göttlichen Dreiheit (§. 170—172).

V.

Channing.

Channing, der Bürger Neu-Englands (geb. 1780), Prediger einer unitarischen Gemeinde in Boston bis zu seinem Tode (1803—42), ist der Prophet der Vereinigten Staaten für das Bewußtsein von Gott in der Menschheit. Er trat auf als Geistlicher einer unitarischen Gemeinde, und erklärte sich, wie Locke und der große Newton gegen die athanasische Auffassung der biblischen Lehre von Vater, Sohn und Geist, also unbiblisch und der Vernunft widerstreitend. Aber er war weit davon entfernt eine arianische Glaubensformel an die Stelle der kirchlichen zu setzen. Nach seiner Anschauung ist das Dogmatische überhaupt nur ein unvollkommener Ausdruck der biblischen Wahrheiten, und eine ungenügende Darstellung der in der Schrift gegebenen Offenbarung. Das Christenthum ist göttliches Leben und Geisteskraft in der Gemeinde der Menschheit. Die christliche Gemeinschaft beruht, nach ihm, auf dem lebendigen und in der Liebe zu den Brüdern und dem aufopfernden Leben für die Menschheit thätigen und wirksamen Glauben, auf der Kindschaft Gottes, welche die Wurzel ist der wahren Brüderschaft der Menschen. Diese Lehre fand er in der ganzen Bibel, vorzüglich aber in den

Schriften des Neuen Bundes, und ganz besonders im Evangelium. Die Bibel war ihm das geschriebene Wort göttlicher Offenbarung: nicht eine Lehre, sondern vielmehr das religiöse und sittliche Bewußtsein voraussetzend. In der Begründung dieses Gedankens muß man bei Channing weder eine tiefe Metaphysik und Speculation erwarten, noch eine besondere Schärfe der geschichtlichen Kritik über die biblischen Bücher. Aber ein fast unfehlbarer gesunder Menschenverstand, geleitet von dem reinsten sittlichen Ernste, belebt von einer brennenden Liebe für die Förderung des Göttlichen in seinem Vaterlande und in der Menschheit überhaupt, und beseelt von aufopfernder Liebe für den Nächsten, verbindet sich bei ihm mit einem besonnenen geschichtlichen Glauben an das Gotteswort in der Bibel. Seine große Bedeutung für die Auslegung der Bibel liegt eben deshalb in zwei Punkten. Der erste ist, daß während er den Grundsatz der vernünftigen Auslegung unbedingt festhielt, er in der Schrift den maßgebenden, urwesenhaften religiösen Gehalt findet, welchen die rationalistischen Unitarier nur gleichsam zufällig und beiläufig, und nur innerhalb der Grenzen der gewöhnlichen Lebensmoral erkennen konnten. Der andere ist, daß die große Gemeinde der Menschheit ihm, mit ihrem vernünftigen Gewissen, der Bibel gegenüber steht, wie der Richter dem Gesetzbuche: diese Gemeinde aber ist ihm die nach Familien, Völkern und Staaten gesetzlich geordnete Menschheit.

Da Channing diese Grundsätze unermüdlich durch volksmäßiges, furchtloses Reden in Wort und Schrift zu seinem Volke bethätigte, so kann die Bedeutung dieser Persönlichkeit für die Christen der englischen Zunge nicht hoch genug angeschlagen werden. Und so erklärt es sich, wie der Mann, welchen die ältern Unitarier in den Vereinigten Staaten und

England mit Mistrauen beobachteten, und Calvinisten und Methodisten verabscheuten, die Freunde und Vertheidiger der Sklaverei aber fürchteten und haßten, nicht weniger wegen seiner Mäßigung und Besonnenheit als wegen seiner klassischen Beredtsamkeit, welche an die schönsten alten Muster erinnert, doch schon jetzt, wenige Jahrzehende nach seinem Tode, als großer christlicher Charakter und Mann des Geistes, ja als Prophet des christlichen Bewußtseins der Zukunft in allen Theilen seines großen Vaterlandes verehrt wird: gewiß ist er bestimmt, auf die geistige Auffassung und praktische, ernste Anwendung des Christenthums in den Vereinigten Staaten einen steigenden Einfluß zu behaupten.*)

Channing ist ein antiker Mann, mit einem christlichen Herzen; Mensch wie ein Hellene, Bürger wie ein Römer, Christ wie ein Apostel. Man verkennt ihn, wenn man ihn als gelehrten und speculativen Theologen auffaßt. Wäre er es gewesen, so würde er den Begriff der Erlösung und der Versöhnung zu verbinden gewußt haben, und es würde ihm gelungen sein Christus als den Erlöser in seiner göttlichen Erhabenheit und Einzigkeit aufzufassen und darzu-

*) Ich habe hierbei die 13. Ausgabe von Channings Werken (8., 6 Bde., Boston und Neuyork 1854) vor mir gehabt. Eine geistvolle Darstellung des Lebens dieses großen und guten Mannes findet der Leser in „Oeuvres Sociales de Channing" (Paris 1854) von Herrn Edouard Laboulaye: welcher Ausgabe das Buch „De l'esclavage" (1855) gefolgt ist, und 1857 der erste Theil der „Traités religieux". Eine geistreiche englische Dame hat eine treffliche Schilderung des Mannes in französischer Sprache gegeben (Paris 1857, mit Vorwort von Charles de Rémusat). Die deutsche Uebersetzung der Werke (in zwölf Bändchen) von Schulze und Prediger Sydow (Berlin 1851) hat mit Recht eine allgemein günstige Aufnahme gefunden, und Verbreitung in vielen Kreisen.

stellen: ein noch nicht befriedigtes Bedürfniß der unitarischen Gemeinden in England und den Vereinigten Staaten und vielleicht der Grund ihres Siechens.

Hiernach muß man denn auch von diesem Propheten der Gegenwart Gottes in der Menschheit keine wissenschaftliche Lösung des Problems erwarten. Aber jenes Bewußtsein strahlt aus ihm hervor, so wie er die Wirklichkeit berührt: nicht nur durch seine unbestechliche Wahrheitsliebe und seinen sittlichen Muth, sondern auch durch die gotterfüllte Behandlung. Dahin gehört vor allem seine Auffassung der Religion als einer persönlichen Angelegenheit, und die Begründung aller Erziehung auf das Bewußtsein der persönlichen sittlichen Verantwortlichkeit.

Seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer fortschreitenden Reformation, durch Niederreißung der Schranken zwischen Geistlichem und Weltlichem hinsichtlich der Geltendmachung der Religion, also durch Verstärkung des sittlichen Gehalts und Ernstes derselben, spricht er beredt aus in seiner merkwürdigen Predigt über die geistliche Freiheit (1830, Werke, deutsche Ausg., Bd. IX, S. 121 fg.), deren Schluß lautet (S. 200):

„Die Wahrheit ist, daß die christlichen Nationen einer echten Reformation bedürfen, einer Reformation, die dieses Namens werth ist. Es thut ihnen Noth, daß ihr Eifer nicht sowol auf die Verbreitung des Evangeliums in fremde Länder hingelenkt werde, als vielmehr darauf, die einfachen klaren Vorschriften desselben auf ihre täglichen Geschäfte, auf die Erziehung ihrer Kinder, auf die Behandlung ihrer Dienstboten und Angehörigen und auf ihre gesellschaftliche und religiöse Gemeinschaft anzuwenden. Es thut ihnen die Erkenntniß Noth, daß die Frömmigkeit des Menschen nicht so sehr nach seinem Bekenntniß oder seinen directen religiösen Uebungen beurtheilt werden muß, als vielmehr nach der gewissenhaften Unterwerfung

seines Willens, seiner Leidenschaften, seiner weltlichen Belänge und seiner Vorurtheile unter die anerkannten Pflichtgebote des Christenthums und insbesondere nach einer Menschenliebe, welche der Menschenliebe Jesu Christi ähnlich ist in ihren großen charakteristischen Zügen der Milde, der Thatkraft und des Ertragens. Es thut ihnen Noth, daß sie das harte Glaubensgericht über die Meinungen ihres Nächsten aufgeben und sich ernstlich bemühen, einen edlern Maßstab der Gesinnung und des Handelns für sich zu suchen und Andern mitzutheilen, als sie ihn bis jetzt aus der heiligen Schrift entnommen haben. Mit Einem Wort, sie müssen erst den wahren Gehalt und Zweck des Christenthums auf dem allein zum Ziele führenden und wirksamen Wege erkennen, indem sie nämlich dessen Geist der Liebe zu Gott und den Menschen in vollen Zügen in sich aufnehmen."

Für eine solche wahre, fortschreitende, sittliche Reformation nun fordert er im Anfang dieser Predigt Freiheit, bürgerliche und politische Freiheit, aber hervorgehend aus der christlichen geistlichen Freiheit. Er sagt (S. 132):

„Die geistliche Freiheit, welche Christus gekommen ist uns zu verleihen, besteht in sittlicher Kraft, in Selbstbeherrschung, in der Erweiterung des Gedankens und der Liebe, in der unbeschränkten und unbehinderten Wirksamkeit unserer besten Kräfte. Dies ist das edelste Gut des Christenthums und wir können uns unter allen Gütern, die Gott verleihen kann, kein größeres denken. Ich weiß, daß Vielen dies ein zu vergeistigtes Gut zu sein scheinen wird, um der Gesellschaft und der Regierung als ihr großes Endziel hingestellt zu werden. Allein unsere Zweifelsucht kann die Natur der Dinge nicht verändern. Ich weiß, wie wenig diese Freiheit verstanden und geliebt wird; ich weiß, wie sehr die Menschen Sklaven geworden sind der Sinnlichkeit, der Leidenschaft und der Welt; aber ich weiß auch, daß sie durch diese Sklaverei elend geworden sind und daß, solange diese dauert, keine gesellschaftliche Einrichtung ihnen ein Glück gewähren kann. Ich gehe nun, wie ich es als meine Absicht bezeichnet hatte, dazu über, zu zeigen, daß bürgerliche oder politische Freiheit von geringem Werthe ist, außer insofern sie aus dieser geist-

lichen Freiheit hervorgeht, der Ausdruck derselben ist und zu ihrer Belebung dient. Ich schätze bürgerliche Freiheit als das höchste Gut der Staaten, weil sie mit der kräftigen Lebensäußerung und Erhebung des Geistes im Einklange steht, ihr dient und sie fördert."

In den „Bemerkungen über das Leben und den Charakter Napoleon Bonapartes" (1828, Werke, deutsche Ausg., Bd. VIII) sagt er (S. 157):

„Die Grundwahrheit, auf welcher die Sache der Sittlichkeit und Tugend beruht, ist die, daß Rechtschaffenheit ein ewiges, unveränderliches und allgemeines Gesetz ist, welches Himmel und Erde, die Vollkommenheit in dem Wesen Gottes und die innere Uebereinstimmung und das Glück der vernünftigen Kreatur zugleich in sich schließt. In dem Maße daher, als politische Institutionen diese große Ueberzeugung erschüttern, — in dem Maße als sie lehren, daß Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe nur örtliche und nur für den einen Theil gültige Verpflichtungen seien, welche Huldigung von dem Schwachen fordern, aber vor dem Mächtigen zurück beben, — in dem Maße als sie somit die Ehrfurcht gebietende und unverletzliche Majestät des ewigen Gesetzes beleidigen, — in demselben Maße untergraben sie gerade das Fundament der Sittlichkeit des Volkes."

Dieselben Grundsätze nun verkündet er, in noch strengern Ausdrücken, seinen eigenen Mitbürgern als Gebot des Christenthums in der Schrift „Ueber die Pflicht der Freistaaten Nordamerikas". Darin heißt es (Auszüge in der deutschen Ausg., Werke, Bd. VIII, S. 175):

„Die Nation ist nicht die Quelle des Rechts. Unsere erste Verpflichtung ist nicht gegen unser Land. Unsern ersten Gehorsam schulden wir nicht seinen Gesetzen. Wir gehören zuvörderst Gott an und demnächst unserm Geschlechte. Wir sind allerdings für besondere, häusliche und nationale Verbindungen und Neigungen geschaffen worden, und diese sind wesentliche Mittel zu unserer

Erziehung und Glückseligkeit auf der ersten Stufe unsers Daseins. Aber alle diese Verbindungen müssen in Unterwerfung gehalten werden unter dem Gesetze allgemeiner Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Sie haben die Bestimmung, uns zu diesen hinauf zu ziehen. In diesen besteht unsere Aehnlichkeit mit der Gottheit."

„Der Mensch ist nicht das bloße Geschöpf des Staates. Der Mensch ist älter als die Nationen und wird die Nationen überleben. Es gibt ein Gesetz der Humanität, das ursprünglicher und göttlicher ist als das Gesetz des Landes. Der Mensch hat höhere Ansprüche als die eines Bürgers. Er hat Rechte, welche vor allen Verfassungsurkunden datiren; Rechte, die nicht durch Uebereinkommen gegeben, nicht widerruflich sind, sondern eben so ewig sind, als die Mächte und Gesetze seines Wesens. — Die Vernichtung des Individuums, indem man es in den Staat versenkt, liegt dem Despotismus zum Grunde. Die Nation ist zu oft das Grab des Menschen. Es ist dies um so unnatürlicher, als gerade der Zweck des Staates, der Organisation des Volkes, der ist, das Individuum in allen seinen Rechten zu sichern und besonders die Rechte der Schwachen sicher zu stellen. Hier ist der Grundgedanke der politischen Vereinigung. In einer unorganisirten Gesellschaft ohne Gesetzgebung, ohne Rechtsverwaltung haben die Rechte keine Sicherheit. Gewalt herrscht über Recht. Dies ist das Hauptübel in Dem, was der Naturzustand genannt worden ist. Diesen zu entfernen, dem Rechte die Oberherrschaft über die Gewalt zu verleihen, ist der große Gedanke, und der Endzweck der Regierung, des Staates und der politischen Verfassung. Die Rechte des Individuums liegen der bürgerlichen Gesellschaft zu Grunde, und die Gesellschaft, wenn sie gehörig eingerichtet ist, bestätigt sie, statt sie an sich zu nehmen."

Diese Ansprache an sein Volk schließt mit folgenden Worten (S. 198):

„Ich ehre die Leidenschaft für Macht und Herrschaft eben so wenig in dem Volke als in einem Könige. Sie ist eine lasterhafte Gemüthsrichtung, finde sie sich wo sie wolle. Wenn unter

Demokratie die Ausübung der Regierungsgewalt durch das Volk verstanden wird unter allen den Veranstaltungen und selbst auferlegten Beschränkungen, welche dahin zielen, gleiche Gesetze und die Rechte Aller und Jeder zu sichern, so werde ich stolz darauf sein, ihren Namen zu tragen. Aber die unbeschränkte Menge ist mir nicht lieber als der unbeschränkte König. Und doch ist in dem gegenwärtigen Augenblicke die Richtung vorwaltend, die Beschränkungen zu entfernen, von denen die weise und gerechte Ausübung der Volksgewalt abhängt!"

Wenn ein solcher Mann, dessen Lebenswandel, angesichts aller seiner Mitbürger, dem Ernste seiner christlichen Worte entsprach, und ohne Makel dasteht, kein christlicher Prophet von der Gegenwart Gottes in der Menschheit ist, so kenne ich keinen. Theologisch aber ist sein prophetischer Grundgedanke dieser, daß die Gemeinschaft keinen andern Grund hat als das Selbstbewußtsein Jesu und sein Evangelium, und daß begriffliche Ausführungen metaphysischer Punkte weder das einzige noch das höchste Symbol dieser Gemeinschaft sind. Vielmehr soll ihm das Christenthum alle Verhältnisse des wirklichen Lebens heiligen und reinigen, und alle gemeindlichen und kirchlichen Ordnungen sollen darauf, als auf ein göttliches Ziel, gerichtet werden, mit gleicher Berücksichtigung des Individuums und der Gemeinschaft. Das, scheint mir, ist Channings Bedeutung in der Weltgeschichte.

Zweites Hauptstück.

Das Bewußtsein von Gottes Gegenwart in der Menschheit, in den Propheten der Philosophie der Weltgeschichte.

Dieser letzte Trieb des in die Tiefen der Gottheit eindringenden Geistes ist der höchste und edelste Flug der Vernunft der christlichen Arier, indem selbst die Hellenen, die Meister der Philosophie, ihre Betrachtung nicht bis dahin zu erheben im Stande waren. Diese großartige Entwickelung beginnt eigentlich erst mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, denn Bacon hatte zu Anfang des siebzehnten nur die Methode der weltgeschichtlichen Forschung geahnt und den richtigen Weg einer Verbindung des historischen und speculativen Elementes angedeutet. Erst Leibniz faßte die Idee einer Philosophie der Menschheit, und begründete mehre ihrer wichtigsten Punkte, eben sowol speculativ wie geschichtlich.

Von ihm aus trennen sich die Wege. Entschieden realistisch ist der ganz selbständig dastehende Vico, der Neapolitaner, Verfasser der „Neuen Wissenschaft" (1724 und 1742). Seinen Unterbau stellt die Einleitung zwar in etwas bizarrer Weise dar, als Erklärung eines allegorisch-hieroglyphischen

Kupferstichs vor dem Titelblatte. Aber man sieht durch diesen Schleier leicht hindurch, und erkennt, daß Vico im Besitze einer durchdachten Anschauung von dem innern Zusammenhange der Weltgeschichte war, obwol er sie, aus Mangel an Kenntniß der Thatsache, phantastisch ausbildete, und obwol er die Lücken durch Vermuthungen ausfüllte, welche die neuere Philosophie Construction der Weltgeschichte nennt. Eine seiner Grundanschauungen ist, daß die Sprache Urkunde der Einheit des Menschengeschlechts und Zeuge des Fortschrittes der Gesittung sei: eine andere ist die Bemerkung der Berührungspunkte des mosaischen und des römischen Rechtes. Die Ausführung selbst entwickelt insbesondere die Grundformen des Staatsrechtes wie des bürgerlichen Rechtes. Er erkennt in ihrem Fortschritt eine göttliche Ordnung und eine durch die Vernunft erkennbare Entwickelung. Das Einzelne ist allerdings, wie schon angedeutet, mit Ausnahme Dessen, was sich auf das römische Recht bezieht, oft phantastisch, aus Mangel an Forschung und Kritik: doch zeugt die mächtige Ergriffenheit eines so eigenthümlichen Geistes, welchem Leibnizens Leistungen und Strebungen gänzlich unbekannt waren, bedeutsam für ein von den verschiedensten Seiten sich meldendes Bedürfniß, das Bewußtsein der christlichen Menschheit von Gott in der Weltgeschichte zum Gegenstand der Erkenntniß zu machen, und somit eine Philosophie des Geistes mit einer Weltgeschichte zu verbinden.

Ohne Vico zu kennen, spricht der große Montesquieu dieselben Ideen aus, und zwar gleich ursprünglich. Der Meister der darstellenden französischen Prosa, der witzige Sittenmaler und Richter der damaligen hohlen Zustände seiner Nation, der unübertreffliche Zergliederer der innern Geschichte Athens und Roms, der welt- und rechtskundige Präsident,

stellt in der Einleitung zu seinem „Geiste der Gesetze" (1748), folgende Sätze auf:

„Die Gesetze in der allgemeinsten Bedeutung des Wortes sind die nothwendigen Beziehungen, welche aus der Natur der Dinge fließen: in diesem Sinne haben alle Wesen ihre Gesetze, die Gottheit hat ihre Gesetze, die sichtbare Welt hat die ihrigen, höhere Wesen, die Thiere, der Mensch — alle haben ihre Gesetze. Es gibt also eine ursprüngliche Vernunft, und die Gesetze sind die Beziehungen zwischen ihr und den verschiedenen Wesen, und die Beziehungen zwischen diesen Wesen selbst. Geistige Wesen können Gesetze haben, die sie selbst gemacht, aber sie haben auch solche, die sie nicht gemacht. Vor ihnen bestanden die Beziehungen mit den ihnen einwohnenden Gesetzen . . . Der Mensch wird irre geführt durch die Beschränktheit seiner Einsicht und durch tausend Leidenschaften: die Religion soll ihn an seinen Urheber erinnern, die Philosophie an sich selbst, die Gesetze sollen ihn an seine Pflichten mahnen."

Die Einseitigkeiten der Ausführung sind bekannt: insbesondere sein Zurückstellen des Innerlichen, wahrhaft Sittlichen im Staate, und seine Darstellung der constitutionellen Freiheit, nicht sowol als einer freien Selbstverwaltung als eines Gleichgewichts dreier Gewalten. Aber das Gottesbewußtsein jener großen Sätze fehlt doch in keinem Theile des Werkes: es war nicht seine Schuld, daß man, scheinbar in seinen Fußstapfen wandelnd, 1789 nicht die Pflichten, wol aber die Rechte des Menschen hervorhob, und 1815 eine constitutionelle Monarchie ohne freie Selbstverwaltung gründete. Daß die deutschen Romantiker meistentheils so gering von ihm denken, ruht theils auf Unkenntniß, theils, wie bei Adam Müller, auf Unredlichkeit. Seine Schmähungen und die älterer und neuester Rechtslehrer fließen aus dem Hasse gegen die Freiheit, die politische, und die des Geistes, auf welcher jene beruht, also, im besten Falle, aus niedrigem Sklavensinne.

Von unserm Standpunkt ist die Thatsache schlagend, daß beide romanische Propheten, Vico und Montesquieu, bei Grundlegung ihrer Weltanschauung zwar Gott und das Christenthum anerkennen, aber in der Ausführung vom Rechte ausgehen und nicht von der Religion. Sie wehren sich gegen die Ansprüche ihrer Kirche und Theologie. Das ist die allgemeine und nothwendige Stellung der romanischen Philosophen zur Volksreligion. Als Laien dürfen sie davon nur wenig wissen und nichts selbst forschen, jedenfalls nicht davon reden, von ihrem philosophischen Standpunkte aus. Sie finden sich deshalb mehr oder weniger in einem Gegensatze zu dem semitischen Elemente und zur dogmatischen Theologie, den beiden Quellen eines bedeutenden Zweiges des Rechtes im christlichen Europa.

Was die jüngern Realisten der französischen Schule betrifft, so hat der Verfasser bereits 1852*) seine Studien über dieselben bis auf unsere Zeit gegeben, und hat zu denselben jetzt nur Weniges hinzuzufügen. Zunächst die Erwähnung des bedeutendsten Werkes der Forschung auf diesem Gebiete: der „Etudes sur la philosophie de l'histoire de l'humanité", von dem durch Gelehrsamkeit und edeln Freimuth berühmten Lehrer des Rechtes an der Universität von Gent, Herrn Brasseur. Es ist voll der lehrreichsten Forschungen und besonders merkwürdig durch das Hervorheben des religiösen Elementes in der Entwickelung der Menschheit. Sein muthiger Widerstreit gegen die Angriffe des Bischofs ist bekannt.

Lamennais, der Philosoph, hat sein großes philosophisches Werk, das wir im „Hippolytus" näher betrachtet haben, unvollendet gelassen: wol absichtlich, denn das Ende paßte

*) „Hippolytus und seine Zeit."

nicht zum Anfange, und das socialistisch Gewerbliche hatte ein zu großes Uebergewicht gewonnen. Aber wir irren schwerlich, wenn wir in einem höchst musterhaft und ursprünglich gefaßten Satz in der Selbstbiographie der Gräfin Dudevant (George Sand)*) einen dem Munde des merkwürdigen und ernsten Mannes entlockten Schwanengesang erkennen, und sein wahres, endgültiges Glaubensbekenntniß über Gott in der Geschichte:

„Nach der Theorie des Fortschrittes ist Gott Einer, wie die Menschheit Eine ist. Es gibt nur Eine Religion, Eine Wahrheit, älter als der Mensch: sie ist gleich ewig mit Gott, und ihre verschiedenen Offenbarungen im Menschen und durch den Menschen sind die relative und fortschreitende Wahrheit, nach den verschiedenen Phasen der Geschichte. Nichts kann einfacher, großartiger, logischer sein als diese Auffassung. Mit ihr, mit dem leitenden Faden in der einen Hand: die ewig fortschreitende Menschheit, und in der andern die Fackel: Gott ewig selbstoffenbarend und von den Menschen zu offenbaren, ist es nicht mehr möglich ungewiß zu schwanken und sich in der Geschichte der Menschen zu verirren, denn sie ist die Geschichte Gottes selbst, in seinen Beziehungen zu uns."

Das hinterlassene Werk über Dante gibt Anlaß zu ernsten Betrachtungen über das Verhältniß des Mittelalters und der politisch-religiösen Philosophie Dantes zu den Grundbedingungen der Entwickelung der christlichen Menschheit. Seine eigentlichen Herzensergießungen über die höchsten Gegenstände des Nachdenkens liegen, sicherm Vernehmen nach, in seinem Briefwechsel, dessen Erscheinen angekündigt wird.

Die zweite realistische Schule ist durchaus germanisch, und vorzugsweise deutsch: und sie hat sich neben der großen

---

*) „Histoire de ma vie", Tom. IV, p. 195. (Edit. de Leipzig.)

speculativen Schule der kritischen Idealisten — Kant, Fichte, Schelling, Hegel — entwickelt und erhalten. Hier glänzt vor allem Herder, dessen noch nicht übertroffene „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" nicht ohne Einfluß auf die romanischen Völker geblieben sind. Ihm zur Seite steht Lessing, durchaus selbständig und mit eigenthümlicher Mischung Leibnizischer Idealistik und forschender Realistik: auch gehört hierher der Apostel des Gottesbewußtseins in der Kunst, der unsterbliche Winckelmann. Die deutschen Romantiker, die beiden Schlegel und Görres an der Spitze, zeigen eine ähnliche Richtung, gefärbt durch Kirchlichkeit. In allen diesen, eben wie in Wilhelm von Humboldts Betrachtungen über die Weltgeschichte und die Sprache insbesondere, ist vorherrschend das Weltgeschichtliche, und das Bewußtsein einer göttlichen Ordnung in demselben, als eines Kosmos. Endlich aber hat auch der große Heros des Kosmos der Natur, Alexander von Humboldt, in fast allen Theilen seiner weltumfassenden Forschungen welche die Menschheit berühren, jenen Glauben an den geistigen Kosmos, und ein Bewußtsein der ewigen und erkennbaren Gesetze, die ihn bewegen, erhaben und beredt ausgesprochen.

Die genannten Männer, und Alle, welche ein Recht haben als Propheten neben ihnen genannt zu werden, stimmen überein in diesem Glauben und diesem Bewußtsein.

Die idealistische Schule endlich hatte es schon in Kant auf eine Erfassung des Wirklichen im Gebiete des Geistes angelegt. Dies thut sich bei Kant nicht blos kund in seinen sehr früh geschriebenen „Betrachtungen über eine Philosophie der Geschichte der Menschheit vom weltbürgerlichen Standpunkte" (1758), sondern auch in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" (1793). Es scheint sich aus

seinem neulich wieder entdeckten Nachlaß zu ergeben (nach den daraus mitgetheilten Auszügen), daß er nach vollendetem Kreislaufe seiner speculativen, allerdings bei schon geschwächter Geisteskraft, auf eine Realphilosophie des Geistes hinging.

Fichtes Hervorheben der sittlichen Persönlichkeit würde diese Philosophie ihrem Ziele näher geführt haben, wenn er nicht mit der Geschichte und ihren Thatsachen zu titanisch verfahren wäre; aber es hat wol kein Schriftsteller Herrlicheres und Begeisterndes über einige Grundideen derselben geschrieben als Fichte.

Es wäre anmaßend, das was die beiden eigentlichen Begründer der idealistischen Philosophie der Geschichte des Geistes, in Religion, Kunst und Wissenschaft, Schelling und Hegel, Eigenthümliches und Bleibendes gefunden haben, zu besprechen, wenn man nicht eine genügende ausführliche Darstellung davon geben kann. Indem wir also Das, was wir hierüber zu sagen haben, der Einleitung zum „Organon Reale" zugewiesen, muß es uns hier genügen auszusprechen, was jedem mit dem Gegenstande und der neuern Philosophie nicht ganz Unbekannten von unserm Standpunkte als selbsteinleuchtend erscheinen wird.

Dieses nun dürfte sich zuerst in den Satz zusammenfassen lassen, daß jene Männer zwar die Vermittelung der Idee und der Geschichte zum ersten male in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Tiefe als nothwendig und als Ziel der Wissenschaft anerkannt haben, daß sie jedoch, nach allgemeinem Urtheil, nicht dahin gelangt sind, die Brücke über den Strom der Zeit von einem Ufer auf das andere zu schlagen.

Schelling setzte sich vor, in der zweiten Entwickelung seines Systems, der negativen (logischen) Philosophie des Geistes eine positive gegenüberzustellen. Das nun wird doch

wol im Allgemeinen keine andere sein können als die, welche die zeitliche Offenbarung des Ewigen in den Thatsachen der Weltgeschichte aufsucht. Dabei werden allerdings Mythologie und Offenbarung (welche beide Schelling in dieser Beziehung speculativ behandelt hat) eine bedeutende Stelle einnehmen: jedoch wird die übrige Entwickelung nicht unberücksichtigt bleiben dürfen, die der Sprache vielmehr den ersten Platz fordern. Zweitens aber wird es doch wol einer Methode bedürfen zur Erforschung der Grenzen der Speculation auf diesem Gebiete: es ist zu untersuchen, ob wirklich das Absolute in die Entwickelung gezogen werde, oder der endliche Geist allein? Drittens endlich wird es nicht weniger einer Voruntersuchung bedürfen über die Sichtung des vorliegenden Stoffes behufs des Erkennens sowol des Prinzips des besonderheitlichen Seins als seines Werdens.

Unterdessen können wir unbedenklich sagen, daß die Wissenschaft auf dem Wege ist, durch Verbindung der philologischen, historischen und philosophischen Betrachtung die Gesetze des Seins und die der Entwickelung des Geistes in der Weltgeschichte zu suchen und zu finden. Eine solche Erkenntniß wird den Glauben der Völker an eine sittliche Weltordnung bestätigen, die Gegenständlichkeit der weltgeschichtlichen Entwickelung in dem Ewigen aufzeigen, und insbesondere die ewige Wahrheit des Christenthums, als der Weltreligion, anschaulich machen.

Das Ergebniß unsers langen Weges auszusprechen bleibt dem folgenden, letzten Buche überlassen. Wir beschließen das gegenwärtige mit einer Uebersichtstafel, erstlich der unpersönlichen Geschichte des Gottesbewußtseins, darauf (von Abraham an) der persönlichen.

Sinismus.

Das Weltall und die Familie.

Chamismus.	Turanismus.
Sonne und Erde: Menschen- und Thierseele.	Die Geister und ihre Offenbarung im Zustande der Erregung.

Propheten.

v. Chr.	Semitische.	Arische.	
3000	Abraham.	Zoroaster.	
1320	Moses.	Brahmanische Philosophen.	
1250	Die ältern Propheten.	Freie Stadtgemeinden der Achäer in Kleinasien.	
950 bis 400	Die jüngern Propheten.	Homer. Hesiod. Buddha.	Lyrik. Römischer Staat.
1050 bis 170	Heiliges Schriftthum der Betrachtung.		Drama. Philosophie. Germanische Landgemeinde.

CHRISTUS.

Die Apostel Die Märtyrer und Väter
der verfolgten Gemeinde.

Die romanische, Die germanische Entwickelung
in der Concilienkirche (Byzanz),
in der päpstlichen Kirche (Mittelalter).

Politische Bewegung, Schriftthum.	Kirchliche Bewegung, Betrachtung.

Sechstes Buch.

Sechstes Buch.

Erster Abschnitt.

Die Ergebnisse.

Einleitung.

Zusammenfassung der Ergebnisse des Vierten und Fünften Buches, und Uebersicht des Sechsten.

Wir haben in den beiden vorhergehenden Büchern das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes aus dem Kreise der Semiten in das reichere Leben der Arier eintreten sehen: zuerst gänzlich von dem semitischen gesondert, dann sich mit demselben durchdringend. Wir haben vor unsern Augen die größten und folgenreichsten Verwandlungen jenes Bewußtseins vorüberziehen lassen. Das Gottesbewußtsein der Menschheit trat allmälig aus der theokratisch-prophetischen Stufe, der hebräischen, in ein politisch-dichterisches, das hellenische über. Dann aber stiegen durch die Vermittelung der Persönlichkeit Jesu von Nazareth und die Ursprünglichkeit des germanischen Geistes beide Standpunkte zu einem höhern empor. Der Gegensatz ward lebenskräftig aufgehoben, und zur Einheit

verklärt. Aus dieser Vereinigung sahen wir insbesondere zwei großartige Bildungen emporsteigen, welche den gewonnenen höhern Standpunkt der Menschheit beurkundeten. Das neue Gottesbewußtsein gestaltetete zuerst eine neue menschheitliche Anbetung der Gottheit. Angeknüpft war diese an die jüdische, aber nicht als ihre Fortsetzung, sondern als der Geist ihrer zerbrochenen Formen. Die Anknüpfung ward also vielmehr eine Befreiung, und gedieh zur weltgeschichtlichen Beseitigung des esraischen Mosaismus. Die Anbetung ward zunächst befreit, sowol von der sittlichen Unkraft des Aeußerlichen, Ritualistischen, als von den Schranken der abgeschlossenen Nationalität. Bei tieferer Betrachtung offenbarte sich uns aber die Veränderung als ein Fortschritt von noch weitergreifender, ewiger Bedeutung. Der Ewige des Alten Bundes stand bis dahin scheinbar dem Ewigen in der Menschenbrust, in der Geschichte, in der Menschheit gegenüber: jetzt wurde die Ebenbildlichkeit verwirklicht, von welcher der Alte Bund ausgeht: Gott war geschaut und verehrt als das ewige, lebenskräftige Prinzip der Entwickelung in der Zeit. So entstieg dem Geiste eine durchaus neue Anbetung, und mit ihr zugleich eine innere Ordnung der Gemeinde in ihrem Verhältnisse zur Welt.

Als nun diese Bildung wieder ihrerseits durch die Entartung und Versetzung der Grundbegriffe der Kirche, des Gemeindeamts in Priesterthum, des Gelöbnisses der Aufopferung des Selbst in sakramentalisches Symbol, des Wunders ins Mirakel, ihre sittliche Kraft und also ihre weltgeschichtliche Stellung mehr und mehr verlor, wuchs aus denselben Elementen, dem christlichen und germanischen, ein doppelter Sproß neuen Lebens herstellend und entwickelnd hervor: die religiöse und die bürgerliche Freiheit. Dieser Sprosse setzte un-

mittelbar und organisch an das Evangelium vom Heilande der Welt, und an die germanisch-christliche Gemeinde an, das Uebrige nur als Baustoff und weltgeschichtlichen Spiegel der Nacheiferung oder der Verwerfung gebrauchend. Auf diese Weise ward, nach beiden Richtungen hin, dem religiösen und kirchlichen Leben und dem bürgerlichen und staatlichen, von innen aus die Menschheit erneuert. Nur aus dieser Innerlichkeit ist jene gesetzliche, kirchlich-staatliche Freiheit geflossen, welche die Ahnung edler Geister wie in Gesichten geschaut und verkündet, die Sehnsucht der Völker lange Jahrhunderte hindurch vergebens herbeigerufen und erfleht hatte, und an welcher die Menschheit des Mittelalters im Begriffe stand zu verzweifeln, aus Unglauben an Gottes Gegenwart in den irdischen Dingen.

So hatte sich denn von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an ein neuer Anfangspunkt gebildet, der zugleich Erfüllung des Strebens und Sehnens der vergangenen Jahrtausende war, und ein neues Leben in nie geahnter Kraft entzündet und in immer zunehmendem Umfange über den Erdkreis verbreitet.

Die bürgerliche Freiheit, in den größern Städten, besonders Italiens und Deutschlands, und ihre beiden göttlichen Kinder in der individuellen Entwickelung, die bildende Kunst und das Schriftthum der Sprachen des Volksbewußtseins, waren allmälig an die Stelle der Lehnträger und der Priester getreten, und zwar beide mit entschiedenem Gottesbewußtsein. Denn alle diese Schöpfungen waren von religiösem Gebiete und religiösen Formen ausgegangen. Durch die freien Städte und die daran geknüpfte Kunstbildung und Gesittung allein konnte im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte die germanische Menschheit aufrecht erhalten werden, und das Christen-

thum sich bewähren. Die Scholastik der Geistlichkeit kommt als Schriftthum eben so in zweiter Linie, wie bei der Kunst. War das Christenthum die wahre Religion; so mußte es freie, gesetzliche Bürger bilden, das heißt die einzige sittliche Form der bürgerlichen Gesellschaft; und es mußte zugleich dem frei schaffenden Geist des Künstlers und Dichters neue Nahrung bieten. Beides geschah bereits in jenen Anfängen: es stiegen Städtefreiheit, Kunst, volksmäßiges Schriftthum in schönem Verein empor. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, das Verständniß der Vorzeit und ihrer Herrlichkeit im klassischen Alterthum insbesondere, durch die Wiederbelebung der griechischen Philologie, und endlich das letzte und größte Kind dieses Strebens, die Befreiung der christlichen Gemeinde vom Joche menschlicher Satzungen, und der Wissenschaft von hohlen Voraussetzungen, liehen jenem Aufschwunge neue Flügel und machten ein wahres, gesundes, kräftiges Gottesbewußtsein möglich, und bald wirklich. Die Erschließung und Verbreitung der Bibel und das Geltendmachen des persönlichen Gewissens und der darauf gegründeten unveräußerlichen Pflicht der sittlichen Selbstverantwortlichkeit, hatten offenbar eine neue göttliche Kraft in die Menschheit geworfen, welche alle Ströme vergossenen Blutes und alle Künste geordneter Tyrannei nicht überwältigen konnten. So war denn bereits für die Fortbildung des christlich-arischen Gottesbewußtseins die weltgeschichtliche Grundlage gegeben, als gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein großer Geist die höchste Aufgabe der Zukunft, eine positive Philosophie der Geschichte der Menschheit, sich klar machte und seinen Zeitgenossen verkündigte. Leibniz erkannte, daß dem Denker und Forscher jetzt der heilige Beruf des Hohenpriesterthums in der Neuen Welt zugefallen war, und daß es darauf ankam, diesen Beruf mitten in

der Ermattung und innern Roheit der Gegenwart geltend zu machen. Die Männer des Gottesbewußtseins sollten die Priester der Wissenschaft des Gedankens und der Thatsachen der Entwickelung des Geistes, die Lehrer der Menschheit werden, und der Glaube an die erkannte Wahrheit sollte an die Stelle des Glaubens an die Geistlichkeit und ihre Ueberlieferung treten. So nur konnte der in der Verstockung des Mittelalters und in seiner Gottlosigkeit und Verzweiflung tief erschütterte, ja, vorzugsweise in den obern Schichten, zerrüttete Glaube der Menschen an eine allgemeine sittliche Weltordnung wieder belebt, die Menschheit vor Schwärmerei wie vor Verzweiflung an Gott und Welt bewahrt werden. Die Predigt des Evangeliums sollte Hand in Hand gehen mit der freien Forschung des Geistes über sich selbst, als des neuesten Propheten der göttlichen Weltordnung. Philosophie und Forschung mußten die Wahrheit dieses trostvollen Gedankens lehren, predigen, verbreiten. Vereint sollten sie alle darauf hinwirken, daß die Wirklichkeit in Haus, Gemeinde und Staat eine christliche werde, also eine gesetzlich freie.

Das war das letzte Stadium, in welches wir das Gottesbewußtsein eintreten sahen. Das in den Herzen der Völker lebende und von vielen Propheten der romanisch-germanischen Menschheit verkündigte Bewußtsein von der Gegenwart des lebendigen Gottes in der Menschheit sollte nun eine Wissenschaft, eine reale Erkenntniß der Wahrheit dieses Gottesbewußtseins werden.

Wir rufen uns hier noch einmal die Hauptthatsachen des christlich-arischen Lebens zurück, welche diese Erscheinung möglich und im steigenden Grade fruchtbar für die Zukunft des Menschengeschlechts machen mußten. Kunst und Schriftthum

der christlichen Arier waren der Lösung jener Aufgabe in ihren Wegen so nahe getreten als je in der Weltgeschichte. Von Giotto bis Raphael und Michel Angelo in der Kunst, von Dante bis Shakspeare und Milton in Epos und Drama, von Luther bis Paul Gerhard und Scheffler im geistlichen Liede, von Johann Arndt bis Gottfried Arnold in Ergüssen der Andacht des geistigen Gebets, hatte sich am Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ein glänzender Lichtstrahl um die Menschheit gezogen. Die kirchliche Reformation von Luther und Calvin, und die damit eng zusammenhängende Wissenschaft des klassischen Alterthums und Erziehung durch dasselbe, hatte jenen Bestrebungen die ihnen fehlende Volksmäßigkeit gegeben.

Endlich fehlte auch die Verwirklichung des neuen Gottesbewußtseins im Leben nicht. Die Freiheit des Geistes hatte die Freiheit des öffentlichen Lebens theils gestärkt und gereinigt, wie in der Schweiz, theils neu geschaffen wie in Holland, und zuletzt in England. Hier ward durch die Tugend und Tapferkeit der mittlern Klassen und eines Theils des Adels, und zuletzt durch die Erhebung fast des ganzen Volkes und die Kraft eines fürstlichen Helden und Hortes der Freiheit, dem arischen Geiste eine Grundlage weltgeschichtlicher Entwickelung von unberechenbaren Folgen gegeben.

In allen diesen Bewegungen war es die freie Gemeinde des Evangeliums, welche die freie, bürgerliche und staatliche Gemeinde vorbildlich gründete, von ihrem Ursprung an. Mehr und mehr ward empfunden, daß das evangelische Gottesbewußtsein sich dadurch bewähren müßte, daß es strebte volklich und staatlich zu werden. Gott wollte Mensch werden als christliches Volk und christlicher Staat. Für die Bildung eines weitern Gottesreiches auf der Erde,

als das Alterthum und die freien Städte des Mittelalters darboten, hatte nun der germanische Geist von Anfang an die Idee des freien Landes in sich getragen und nach Kräften festgehalten und fortgebildet. Nicht die Stadt und eine herrschende Stadtgemeinde sollte und konnte die Grundlage der Freiheit sein, welche jetzt von ihm angestrebt wurde. Er wollte sich, in der Fülle des evangelischen Bewußtseins von Gottes Gegenwart in der Welt, zur Darstellung einer gesetzlich freien Landesgemeinde erheben, deren Grundlage städtische Freiheiten und die alten Gauverfassungen waren, also im Allgemeinen Selbstverwaltung der eigenen Angelegenheiten, als lebendige, thatkräftige Befähigung zur Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten und dem höchsten öffentlichen Leben durch Landesvertretung. Nicht mehr die Stadt mit ihrem Gebiete, das ganze Land wurde hierdurch Träger der Freiheit und des vollen Volksbewußtseins, und zwar in immer größern Kreisen. Deutschland war das Vaterland der Reformation, aber nicht die Heimat des dadurch geweckten Lebens geworden. Die Schulstreitigkeiten der Theologen, und die Verschwörung der Päpste mit den katholischen Dynastien hatten zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einen mörderischen Krieg hervorgerufen, welcher nach dreißig Jahren ganz Deutschland zerstört, verwüstet, die eine Hälfte aber, wie in den Niederlanden, wieder in doppelter Knechtschaft gelassen hatte. Ein großer Fürst, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, legte jedoch um die Mitte des Jahrhunderts dort den Grund der Freiheit durch eine redliche Dictatur: ein Geschlecht, ehe Leibniz den deutschen Geist auf die Höhe des denkenden Gottesbewußtseins erhob, durch die von ihm begründete Philosophie und Forschung des Geistes, wie er in der Geschichte sich offenbart. Spinoza hatte in dieses Gebiet

nicht eindringen können, und Baco von Verulam hatte die Philosophie der Geschichte noch weniger berührt als die gelehrte Forschung, obwol er schon die vorbereitenden Bahnen gezeichnet, welche darauf führen mußten.

Das waren die europäischen Zustände, als gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der Genius von Leibniz an jene große Aufgabe ging, die Selbständigkeit des persönlichen Geistes und die Wirklichkeit der menschlichen Entwickelung als einer göttlichen, philosophisch zu begründen und zwar durch Speculation und Forschung zugleich. Dieses Streben war europäisch und christlich, und ergriff die ganze europäische Menschheit: insbesondere jedoch die der evangelischen Völker; denn in den romanischen fand sich die freie Wissenschaft im Streite mit dem Bestehenden. Es wuchs insbesondere naturgemäß hervor aus dem innersten Wesen des deutschen Geistes: und so sind bis jetzt die meisten Führer auf diesem Pfade deutsche Philosophen und Gelehrte gewesen. Der gegebene Anstoß greift tief in die deutsche Bildung ein durch den befruchtenden Einfluß der speculativen Ideen: diese selbst gewinnen eine volksthümliche Form, und die Werke der Schule werden ein sehr bedeutender Theil des deutschen Schriftthums. Wir sehen aber bereits jetzt, wie auch der zuerst sich dabei als verneinend zeigende französische Geist, und der zuwartende englische in diesen Strom weltgeschichtlicher Betrachtung hineingerissen werden. Ja Deutschland wird einer neuen Anstrengung bedürfen, um mit Dem, was sich in England, sowie in den romanischen Ländern, insbesondere in Frankreich und Italien vorbereitet, Schritt zu halten in der allgemein angestrebten positiven oder Realphilosophie des Geistes.

Diese Entwickelung des Gottesbewußtseins als Wissenschaft der Weltgeschichte bildet nicht allein eine in sich selbst

zusammenhängende und untrennbare Reihe; er beurkundet auch einen entschiedenen Fortschritt der realen Entwickelung des Göttlichen in der Welt selbst. Er offenbart das Fortschreiten des ins Werden gesetzten göttlichen Geistes. Es liegt augenscheinlich im Wesen, im Urgedanken des im Endlichen sich entwickelnden Göttlichen, daß es zum Bewußtsein seiner Wahrheit durch den Begriff seiner selbst gelange. Das nun haben Sokrates, Plato und Aristoteles bereits nicht allein geglaubt, sondern in Dem, worin sie einig sind, dem sittlichen, geistigen Grundgedanken des Sokrates, für alle Zeiten bewiesen. Aber auch die gelungenste rein dialektische Entwickelung ist noch nicht das höchste Ziel; einer unserer großen Denker selbst hat sie negative Philosophie genannt in Beziehung auf jene Offenbarung des Geistes: er hat ihren Gegensatz, die positive Philosophie des Geistes, gefordert, wenn auch nicht schon selbst gegeben. Speculation und Forschung sind die beiden nothwendigen Vorstufen zur weltgeschichtlichen Darstellung der Entwickelung selbst, und zur Veranschaulichung der Gesetze derselben als der des göttlichen Kosmos des Geistes im Endlichen. Historie und Philosophie müssen für diese Darstellung zusammenwirken, nicht um ihre Selbständigkeit zu verlieren, sondern um ihr Höchstes in gemeinsamer Wirkung zu leisten.

Von diesem Standpunkte eröffnen sich uns zwei Betrachtungsreihen. Die eine wird die vorliegende wissenschaftliche Aufgabe des Aufbaus einer realen oder positiven Philosophie der Weltgeschichte zum Ziele haben: die andere die Ergebnisse und Folgerungen, welche wir schon jetzt im Stande sind aus den bisher vorgetragenen historischen Thatsachen der Entwickelung des Gottesbewußtseins zu ziehen.

Was die erste Betrachtung angeht, so haben wir darüber hier nur Folgendes zu sagen. Es wird zur Begründung einer realen Philosophie des Geistes, deren höchster Punkt das Gottesbewußtsein wäre, zuerst einer urkundlichen und möglichst anschaulichen Darstellung der bisherigen philosophischen Behandlung des Gegenstandes bedürfen, also aller Erscheinungen, welche das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Geschichte betreffen. Dieses dürfte wol nicht ohne eine methodische Erörterung der schlagendsten Aussprüche jener Männer bewerkstelligt werden können. Dadurch allein wird ja der Leser befähigt selbst zu urtheilen: mehre der hierher gehörigen Schriften sind aber zum Theil vergessen, zum Theil jetzt wenigstens den Gebildeten nicht so bekannt und geläufig, als sie es verdienen. Dazu kommen eingestreute Stellen über jene Philosophie der Geschichte der Menschheit, welche nicht allein Muster klassischer Darstellung erhabener Ideen, sondern auch von bleibendem philosophischen Gehalte sind. Sie erläutern oft die rein speculativen Grundgedanken, sowie sie allerdings auch oft von ihnen erst das rechte Verständniß erhalten.

Einer solchen möglichst gedrängten, urkundlichen Darstellung wird eine geschichtliche und philosophische Kritik zur Seite gehen müssen, damit sich herausstelle, in welchem Maße durch jene Denker die große Aufgabe selbst, das Verständniß des Gottesbewußtseins in der Weltgeschichte, gefördert oder gelöst sei.

Durch diese Behandlung wird dem Leser, so scheint uns, die Richtigkeit dreier Behauptungen sich bewähren, die wir mehrmals im Werke selbst ausgesprochen haben. Wir meinen zuerst die Ansicht, daß die speculative Begründung der Wissenschaft, und bis zu einem gewissen Grade die welt-

geschichtliche Darstellung, jener *sittlichen* Weltordnung den gemeinsamen Mittelpunkt der speculativen Systeme bilde. Zweitens, daß die Methode, die Gesetze der Entwickelung der Menschheit aufzufinden, und zwar vom Standpunkte des Gottesbewußtseins aus, insbesondere der theils bewußte, theils unbewußte Zielpunkt der großen kritischen Schule der Philosophie des Geistes gewesen. Drittens, daß dieses Streben der Leibnizschen und Kantschen Schulen eine organische Entwickelung darstelle, auf welcher fortzubauen sei, mit Hinzuziehung einer philosophischen Behandlung des Geschichtlichen. Also erst durch Verbindung dieser beiden Elemente kann von einer sichern *speculativen* Grundlegung der *positiven* Philosophie der Geschichte die Rede sein. Durch jene organische Verbindung dürfen wir hoffen im Stande zu sein, die Aufgabe der Gegenwart vollständig zu erkennen und ihre Lösung weiter anzubahnen.

Die zweite Reihe der Betrachtungen wird also ausschließlich den Gegenstand dieses letzten Buches bilden. Wir haben dabei zweierlei ins Auge zu fassen: einmal die unmittelbaren, allgemeinen *Ergebnisse* der Thatsachen der vier vorhergehenden Bücher: dann die daraus zu ziehenden *Folgerungen* für die gegenwärtigen Zustände. Beide Betrachtungen, besonders die letztere, werden uns auf die Grundannahmen und den Ausgangspunkt des Ersten Buches zurückführen, und hoffentlich das dort Ausgesprochene oder Angedeutete genügend bestätigen.

Die *Ergebnisse* werden auf dem Gebiete der vorgeführten Entwickelung des Gottesbewußtseins als einer Zeitreihe beginnen. Wir stellen die Frage: hat die zeitliche Entwickelung einen Zusammenhang in sich, und welchen? Wir werden dann weiter fragen: bildet die geschichtliche Entwickelungsreihe eine innere Einheit? Zeigt sie einen Fortschritt?

Endlich, scheinen sich, nach dem Grundsatze der Analogie und Induction, Gesetze der Entwickelung und des Unterganges einer gegebenen Nation oder Epoche zu offenbaren? Und was ist das letzte Wort dieser Ergebnisse für die Entwickelung der Menschheit?

Hierbei werden wir, wie es scheint, zu fünf großen Sätzen geführt, welche an der Spitze der fünf Hauptstücke dieses Abschnittes ausgesprochen sind.

Sind diese Ergebnisse wesentlich wahr, nach dem Zeugnisse der Menschheit selbst, wie wir dasselbe urkundlich vorgelegt; so müssen daraus nicht minder bedeutende **Folgerungen** fließen für die Gegenwart und die gesammte Zukunft. Erst an dieser Stelle angelangt, werden wir im Stande sein auf die Beantwortung der im Ersten Buche von uns aufgestellten Fragen einzugehen. Da wir nun von der wesentlichen Wahrheit unserer bisherigen urkundlichen Betrachtung eben so überzeugt sind als von unserm Dasein; so dürfen wir allerdings uns der Pflicht nicht entziehen, auch den Zuständen der Gegenwart ins Auge zu schauen, insofern sie mit jener Betrachtung unmittelbar zusammenhängen. Da jedoch unser Werk eben so wenig eine praktische Zweckschrift sein soll als eine theoretische Speculation; so werden wir in diesem zweiten Abschnitte uns innerhalb der engsten Schranken allgemeiner historisch-philosophischer Betrachtung halten.

Erstes Hauptstück.

Das weltgeschichtliche Ergebniß.

Die Entwickelung des Gottesbewußtseins in der Zeit geht nach Menschenstämmen und Persönlichkeiten, und ruht, vermittelst der Sprache, auf einem geschichtlichen Zusammenhange.

Wir haben eine fast fünftausendjährige Entwickelung des Bewußtseins der Menschheit von der Gegenwart des Göttlichen in der Welt uns vorgeführt. Allerdings sind manche Sprachen und Völker, Heroen und ihre Thaten untergegangen im Strome der Weltgeschichte, aber das Weltbildende ist eben was als das Edelste sich erhalten hat. Es fragt sich nun, ob in dieser Reihe sich ein erkenntlicher Zusammenhang kund gebe, und welcher? ob eine Einheit des Fortschreitens sich zeige? und ob und inwiefern diese Einheit mit der durch die Sprache beurkundeten Stammentwickelung der Menschheit zusammenfalle? Alle Geschichte des Gottesbewußtseins ruht auf der Sprache, nicht allein als geschichtlicher Urkunde, sondern auch als der Urthat des Geistes.

Die Stammentwickelung stellt sich durch die vergleichende Sprachwissenschaft, wie in den von uns englisch herausgegebenen „Umrissen der Philosophie der Sprache und Religion" nachgewiesen ist, in folgendem Schema dar:

Der Sinismus,
die reine Substanzsprache.

Der Chamismus, die Anfänge der organischen Formsprache: erhalten durch die ägyptische Abzweigung aus Westasien.	**Der Turanismus,** die Agglutinations- oder Partikelsprache: in vielen fortschreitenden Stufen.
Der Semitismus, das Fortschreiten der Formsprache zur dreibuchstabigen (zweisilbigen) Wurzelbildung und zur Abwandelung des Prädikatbegriffs.	**Der Arismus,** die vollkommene Formsprache.

Aus der im östlichsten Südasien (dem nördlichen Theile des chinesischen Reiches) gebildeten und festgewordenen Ursprache schreitet die Menschensprache in Mittelasien durch zwei Reihen vorwärts. Die eine östliche, ist um den Altai und die Quellenländer des Oxus uud Jaxartes geschart, und dringt von da südlich nnd westlich vor. Die andere, westliche, zieht von den Quellenländern des Euphrat und Tigris aus südlich bis nach Arabien, und durch Palästina nach Aegypten.

Man kann also sagen, daß die Arier durch eine neue Ausprägung sich aus den fortgeschrittenen Turaniern gebildet, die Semiten aber aus einer Fortbildung des asiatischen Chamismus hervorgegangen sind. Endlich aber ist es thatsächlich nachweisbar und erwiesen, daß die ältesten turanischen Bildungen in Tibet chinesische Wörter als Stoff verbrauchen und ausprägen, und daß die arischen Wurzeln, welche sich im Semitischen finden, aus demselben Urstamme hervorgegangen sind.

Betrachten wir nun die uns vorliegende Entwickelungsreihe des Gottesbewußtseins in Religion, im gemeinsamen Leben, in Kunst und Wissenschaft; so stellt sich folgender Parallelismus dar.

I. Das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in den Dingen offenbart sich zuerst als die Anschauung des Göttlichen im Sternenhimmel über der Erde und im Familienkreise auf der Erde. Die erste Anschauung setzt das Bewußtsein eines großen geordneten Ganzen in der Schöpfung voraus, des physischen Kosmos (Himmels). Diese Anschauung erscheint nicht allein als die Grundlage des Gottesbewußtseins in den ältesten Urkunden dieses seit der Urzeit gebildeten und bildenden Volkes der Erde, der Chinesen: sie ist auch tief beurkundet in der Sprache. Diese ist an sich die älteste denkbare Form der begrifflichen Bezeichnung der Dinge, weil sie einen durchaus substantiellen Charakter trägt: sie setzt keine andere Sprachbildung voraus, und wird selbst von allen andern Sprachbildungen vorausgesetzt. Beide Anschauungen, die religiöse und die sprachliche, sind an die rein formale Auffassung jenes Ganzen gefesselt, weil der Geist noch zu sehr von der äußern Welt überwältigt ist. Der Geist ist wirksam, aber kommt selbst nicht zum Bewußtsein. Er ist wie das Kind, welches in der dritten Person von sich spricht. Wie das einzelne Silbenwort ihm Alles ist, Nennwort und Zeitwort, und in beiden ein verständliches Eigenschaftswort, so ist ihm der Himmel (tien) Ordnung und Gedanke, Begriff und Wille zugleich.

Es kann zuerst seltsam erscheinen, daß dieser Anschauung ganz unvermittelt im Gottesdienste die Verehrung der Seelen der verstorbenen Vorfahren zur Seite steht. Und doch ist dieses ganz analog, und im Charakter der ersten Stufe. Der eine Pol des Bewußtseins ist der Kosmos in seiner Ungetheiltheit, also die erste Stufe des natürlichen Gottesbewußtseins. Der andere Pol ist das Urverhältniß der Menschheit, die Verbindung der sich folgenden Menschengeschlechter durch den Glauben an eine über das Einzelleben erhabene Verbin-

dung der Seelen, und an die Bedeutung des Erdenlebens. In allen höhern Sphären des gemeinsamen Lebens wird die Gegenwart Gottes in der Geschichte thatsächlich angenommen, aber diese Geschichte ist nur ein Nacheinander, eine Folge, ohne ursachlichen Zusammenhang. Der Himmel und die Familie: dazwischen kein Bewußtsein des Göttlichen.

Hier ist also die Zeitordnung und die innere Stellung dieselbe: Sprachstufe und religiöse Stufe sind parallel.

II. Die nächste Stufe der Entwickelung des Gottesbewußtseins stellt der Turanismus dar, dessen älteste Form einige tibetanische Sprachen beurkunden. Wie der Chamismus das Mittelalter des Westens, so ist der Turanismus das Mittelalter des Ostens. Nur sind hier jene ersten Anfänge der Formsprache noch erhalten, welche in Westasien untergingen. Der Turanismus erhebt sich aber bald über diese Stufe des Hervorarbeitens des Geistes aus der Starrheit der Satzsprache zu Bildungen, welche dem Chamismus vollkommen ebenbürtig sind. Doch fehlt auch in den höchsten Sprossen des turanischen Sprachtriebes die individualisirende Ausprägung der beiden höhern, semitischen und arischen, Bildungen der Formsprache. Es fehlt der Stempel der Persönlichkeit. Und es ist gerade der Mangel des besonnenen Geistes, welcher das Eigenthümliche des turanischen Bewußtseins von der göttlichen Gegenwart bildet. Der Geist ist auf der Gottesbahn des Bewußtseins bereits vorgeschritten; er fühlt sich bisweilen dem erscheinenden Weltganzen als ein frei Wollender, als ein Beherrschender, gegenüber: aber das ist nicht sein normaler Zustand, sondern die Eigenthümlichkeit einer äußersten Erregung, eines Außersichseins. Das Gottesbewußtsein erscheint ihm also nur als höchste Naturerregung des Geistes, es ist wie der ekstatische Zustand der Hellsehenden: der Mensch ist also

in einem leidenden und leidenschaftlichen, orgiastischen Zustande. So kann denn die Gottesverehrung auch nur ein Streben nach der Ekstase sein. Das Gegenständliche dieses Bewußtseins verschwindet. Wir kennen jetzt diesen Zustand aus Castren, besonders aber aus den Actenstücken des Nationalwerkes der Vereinigten Staaten über die Ureinwohner Amerikas.

Sinkt eine solche rein subjective Erregung zu ihrem tiefsten Punkte, so können wir uns die Entstehung des Fetischismus denken, wie das Heften des Bewußtseins an einen Baum ist, als den gewählten Sitz der Gottheit: in ähnlicher Weise bildet sich im Chamismus der Schlangendienst und die Verehrung lebendiger Thiere, welche wir in so vielen Theilen Afrikas neben jenem Fetischismus finden. Beide unterscheiden sich von dem Bethyliendienste der ältesten Semiten dadurch, daß hier ein Sinnbild des im Sternenhimmel dargestellten Kosmos, des Uranos oder des Bel, verehrt wird.

Die Formel des Turanismus, von seinem Mittelpunkte aus gefaßt, wo er mit dem Chamismus parallel läuft, wird also etwa diese sein. Er ist ein Hervorstreben des Geistigen und Psychischen, aber in einer leidenschaftlichen Form: ein Suchen der Gegenwart des göttlichen Geistes auf dem Wege der Bewußtlosigkeit, und seiner Wirkungen unter der Form der Zauberei. Ein solches Gottesbewußtsein kann weder Kunst und Wissenschaft noch Staat bilden in fester geregelter Ordnung: denn es ist alles nur Erregung des Augenblicks. Der Abschluß fehlt hier noch mehr als auf der Seite des Chamismus. Statt der Starrheit des Mumienwesens ist dagegen die Roheit und Barbarei zu fürchten: das göttliche Maß fehlt. Die Schauer des Volkes werden keine Propheten: die großen Führer keine Herren: aber zu beiden ist ein Ansatz da.

III. Die parallele westliche Stufe des Gottesbewußtseins ist die chamitische, also dem Ursprunge nach die westasiatische, geschichtlich die ägyptische. Die Erscheinung im Nilthale bedingt aber eine untergegangene erste Entwickelung des Chamitischen in Asien. Auch hier ist der sicherste Spiegel die Sprache. Sie setzt, ihrer Stufe nach, die Ueberwindung der starren Substanz voraus: der Geist hat sich aus Satzwörtern vollständige Redetheile gebildet, ohne in dem starren Ansetzen bloßer Partikeln befangen zu bleiben. Er hat sich einen Ausdruck gesucht und gefunden für die Verhältnisse der Dinge unter einander im Satze, und für sein eigenes Verhältniß als das Setzende zu dem Gesetzten. Diese Stufe kann also schon sprachlich noch weniger für eine ursprüngliche gelten als der älteste Turanismus, selbst in jener frühesten untergegangenen asiatischen Form. Diese aber muß in Asien entsprossen sein, und zwar im westlichen Asien: denn die zwei Thatsachen stehen unbestritten da, einmal daß die Fürwörter und andere urälteste grammatische Formen im Aegyptischen identisch sind mit semitischen; und dann, daß die meisten uns bekannten ägyptischen Wurzeln sich als semitische, und zwar als deren einfachste Form nachweisen lassen.

Dieselbe Stellung nun werden wir, nach dem oben Vorgetragenen, ihrer innern Beschaffenheit wegen, dem ägyptischen Gottesbewußtsein anweisen müssen. Es ist nicht mehr der Kosmos, noch sind es blos die Seelen der Vorfahren, welche dieses Bewußtsein der Gegenwart Gottes beherrschen: es ist schon eine organische Theilung eingetreten in der Anschauung des Weltalls, wobei die Sonne und ihr Wandeln durch das Jahr den Mittelpunkt bilden. Endlich ist der Geist sich seines unmittelbaren Verhältnisses zu Demjenigen bewußt, was die Welt zu einem geordneten Ganzen macht, und das Geschick

der Seele im Weltall ist der geistige Mittelpunkt dieses Bewußtseins. So wird denn auch aus der Familie die Landschaft und der Staat, mit entschiedenem Gottesbewußtsein der persönlichen Freiheit, trotz des Kastenzwangs. Endlich zeigt sich eine klassische Architektur und eine edle bildende Kunst, welche die Thiergestalt lebendig und den menschlichen Wunderbau kunstgerecht darstellt. Also auch in diesen beiden Entwickelungen gehen Sprachstufe und religiöses Bewußtsein parallel.

IV. Eine eigenthümliche Besonnenheit des Geistes zeigt sich in allen Zweigen der nächsten Bildung, des Semitischen, den Triumph feiert sie aber in dem abrahamisch-mosaischen Gottesbewußtsein eines unter Kanaanitern ansässigen chaldäischen Stammes. Wie die Sprache, so offenbart das Gottesbewußtsein hier allenthalben eine erstaunenswerthe Besonnenheit. Durch das Uebergewicht des weltlichen Elements wird jedoch anderwärts das Streben nach Gewinn und Erwerb übermäßig hervorgehoben, und das Gottesbewußtsein fällt ins Orgiastische, das innerliche Opfergefühl artet aus in Molochsdienst. In jenem gesegneten Stamme aber erhebt sich das Gottesbewußtsein zum Erkennen des Ewigen als des von allem Gewordenen und Werdenden Unterschiedenen. Der Glaube an dieses Ewige schließt jedoch so wenig den Glauben an dessen Gegenwart unter den Menschen aus, daß er vielmehr als der sich im Gemüthe offenbarende Walter ihres Geschickes angesehen wird. Doch ist dabei der Gegensatz des Unendlichen und Endlichen, auch dem Geiste des Menschen gegenüber so streng festgehalten, daß später die Wesenseinheit des Ewigen und des endlichen Geistigen zurückgedrängt wird. Das nothwendige Gegenstück zur Entgegensetzung, die Anerkennung der Einheit fehlt, und dieser Mangel wird von

Esras Zeit an schmerzlich fühlbar. Da die göttliche Persönlichkeit ihre Darstellung nicht findet im Ideale der Menschheit, so verbindet sich der Begriff der Ausschließlichkeit mit der Idee des Ewigen, und es entsteht eine Entfremdung Gottes von dem Menschen, als Theiles der Welt, und dadurch eine Starrheit der Formen, welche doch an sich nichts sind. Zu welchem Fatalismus jene Scheidung im semitischen Geiste führen kann, zeigt die Religion Muhammeds.

Jenem höchsten semitischen Gottesbewußtsein entspricht nur zum Theil der Sprachsemitismus. Durch die Dreibuchstabigkeit in der Wurzelbildung tritt allerdings die volle Ueberwindung des Monosyllabismus ein, durch die Formwörter wird der Agglutination vorgebeugt. Zeitwort und Nennwort treten als Kern der Sprache hervor, und unterordnen sich die Verhältnißwörter. Aber gegenüber dem arischen Sprossen erscheint die Sprache beschrankt in Wort- und Satzbildung. Auch zeigt der Geist im Satze seine setzende Thätigkeit noch nicht durch das substantivische abstracte Zeitwort des Seins als Copula, sondern deutet sie nur an vermittelst des Fürwortes der dritten Person. Also hier ist ein wahres Wunder: ein Wunder der göttlichen Kraft des sittlichen Geistes im religiösen Gottesbewußtsein.

V. Das Gottesbewußtsein des Arismus haben wir soeben in der Einleitung zu diesem Buche zusammenfassend dargestellt, und die Herrlichkeit seiner Sprachbildung ist als Vorbildung der Herrlichkeit der Kunst und Wissenschaft in allen Stufen der arischen Entwickelung nachgewiesen. Der asiatische Arier machte sich noch nicht hinlänglich los von dem Turanismus, mit welchem er fast dauernd zu kämpfen hatte, innerlich wie äußerlich: er gelangte höchstens, hier und da, zur freien Genossenschaft. Erst in dem kleinasiatischen und

dem europäischen Hellenen ward das Bewußtsein Gottes in der freien bürgerlichen Gemeinde mächtig, und trieb den freien Staat hervor. Die höchste Stufe des Bewußtseins der Gegenwart der Gottheit in der Seele selbst ward aber vom Arier erst bestiegen, als er in das durch Jesus verklärte und vervollständigte Judenthum eingeführt worden war: wieder zwei Wunder des Geistes, die innere Kraft der Persönlichkeit und die Wirkung ihres Geistes auf die Menschheit.

Dieses ungefähr sind die kürzesten Formeln der geschichtlichen Entwickelung vom Standpunkte des Gottesbewußtseins aus. Ehe wir in die Betrachtungen eingehen, zu welchen uns das Einzelne auffordert, wollen wir zuvörderst die gewonnene große Thatsache festhalten:

> daß das Gottesbewußtsein, als Bewußtsein der Gegenwart des Göttlichen in der Welt und unter den Menschen sich auf allen Stufen der Menschengeschichte findet, und zwar als urkräftig wirksam in der Religion, in dem geselligen Leben, in der Gesittung.

Sollte diese Thatsache nicht auf die Ursprünglichkeit dieses Bewußtseins hinweisen? Wir finden aber zweitens:

> daß Sprache und Religion die ursprünglichen Werke und Thaten des menschlichen Geistes sind, und daß die Religion sich nur durch ein Wunder des Geistes über die Sprachstufe erhoben hat.

Diese Thatsache ist nachweisbar in den meisten Religionssystemen, am urkundlichsten aber zu verfolgen in der Bildung einer jeden gegebenen Sprache. Alles führt uns dahin anzunehmen, daß der Mensch sich durch die innerliche Organisation seiner Natur gedrungen fühlt Religion zu bilden, wie er Sprache bildet, nämlich als Darstellung und Verwirklichung eines ihm einwohnenden

Geisteslebens durch einen ursprünglichen Bildungs- und Kunsttrieb, welcher der Wahrnehmung der Außenwelt vermittelst der Vernunft zur Seite steht. Damit wird also schon durch die bloße Thatsächlichkeit der Geschichte ausgeschlossen jede Art von absichtlicher Religionsbildung, zu irgend einem Zwecke, sei es der Herrschaft, oder des Truges, oder der bürgerlichen Ordnung. Alles Organische ist selbstwirkend aus innerer Wesenskraft, und es ist mit ihm eine innere Nothwendigkeit der Verwirklichung gesetzt, welche es gilt in besonnene Freiheit zu verklären. Sprache und Religion sind unentbehrlich für die bürgerliche Ordnung, und können zu allen guten wie bösen Zwecken gebraucht werden, aber sie sind nicht aus einer Berechnung für solche Zwecke hervorgegangen.

Groß und bedeutsam wie diese Thatsachen von der Ursprünglichkeit und dem zeitlichen Zusammenhange jener Bildungen des Gottesbewußtseins sind, so stehen wir doch noch erst an der äußersten Schwelle. Treten wir dem Heiligthume näher! Ist das Gottesbewußtsein ursprünglich, so fragt es sich, inwiefern die spätern Bildungen mit den frühern in Verbindung stehen? Gab es vielleicht eine ursprüngliche Ueberlieferung, in einem wunderbar begabten Urvolke, von welchem aus sich die Erleuchtung als Sprache und Religion unter andern Völkern verbreitete? Oder kommt die Erleuchtung durch Magie, mechanisch? Alsdann wäre Religion wie Sprache (was sogar Philosophen behauptet haben) nur die „Ueberlieferung höherer Wesen", oder „das Erbtheil eines bevorzugten Geschlechtes": oder sie ist einfach eine Eintrichterung. Wird nicht dieser Gedanke, in einer besondern Form ausgebildet, als Lehre der Bibel vorgetragen? Betrachten wir auch hierfür die Ergebnisse der von uns ermittelten und vorgelegten Thatsachen.

Zweites Hauptstück.

Das realphilosophische Ergebniß.

Das Gottesbewußtsein ist der wirksame Grund aller Gesittung: es zeigt sich dabei nicht ein geschichtlicher Einfluß früherer Stufen und älterer Stämme, sondern die Einheit der in der Menschheit wirkenden göttlichen fortschreitenden Kraft, und der Einfluß hoher geistiger Persönlichkeiten.

Wir haben hier nur vor allem den Wahn zu beseitigen, als gäbe es eine geheime oder verlorene Ueberlieferung religiöser Ideen von einem der Völker jener weltbildenden Reiche. Unsere ganze Forschung hat uns auf jeder Stufe das Gegentheil bewiesen. So wenig als Zoroaster von Abraham, oder dieser von jenem begeistert ward, so wenig kann eine solche Ueberlieferung für die Vorhalle des bewußten Geistes, die Zeit jenseit 3000 v. Chr. angenommen werden. Die Wurzeln Abrahams liegen in Chaldäa, die Wurzeln Zoroasters im mittlern oder nördlichen Hochasien. Wir haben beide aufgedeckt vor uns, jene in den babylonisch-phönizischen Kosmogonieen, diese in den ältesten Vedenliedern und in den Gâthâs des Zoroaster. Jenseit dieser Bildungen müssen wir allerdings, wie die unfehlbare Urkunde der Sprache beweist, eine durch Jahrtau-

sende getrennte Gemeinsamkeit der west- und ostasiatischen Wurzeln annehmen: aber nur durch die Sprache. Selbst die ältesten religiösen Urkunden der Urwelt zeigen uns schon das Besonderheitliche in den beiden Stämmen. Allerdings finden sich in den biblischen Ueberlieferungen aus der vorabrahamischen oder Patriarchen-Zeit viel reinere Vorstellungen als im geschichtlichen heidnischen Semitismus: aber doch läßt sich das ur-iranische Bewußtsein daraus nicht erklären. Die in der Sprache niedergelegte Gedankenbildung geht allen andern Ausprägungen des gemeinsamen Geistes voraus, auch den mythologischen. Der Zusammenhang liegt viel höher in der Zeit, aber es ist ein rein menschlicher, und setzt nur gleichen ursprünglichen Bildungstrieb und gemeinschaftliche Sprachbildung voraus.

Noch weniger ist eine historische Lebensgemeinschaft im mosaischen Stadium denkbar. Die Träume über den Einfluß ägyptischer Religionsvorstellungen auf Moses sind eben so eitel, wie die von einem Einflusse des Mosaismus auf die arischen Völker. Moses natürliche und volksmäßige Wurzel steckt im kanaanäischen Gottesbewußtsein, wie die Abrahams im altchaldäischen. Das was dem Abrahamismus und dem Mosaismus ihre Stellung gibt in der Entwickelungsreihe des religiösen Bewußtseins, ist eben der jener Wurzel eingeimpfte göttliche Geist von Abraham und Moses.

Die Lebensgemeinschaft der Arier Asiens mit denen von Kleinasien ist allerdings von der Sprachbildung auf die unmittelbar damit entstehenden Anfänge des Mythologischen auszudehnen, aber auch nicht weiter. Die Lebensgemeinschaft wird aber von nun an immer größer, durch die Hellenen. Und weshalb? weil die Hellenen die symbolischen Formen zerschlugen und durch Ideen und Forschungen ersetzten. Nur

Ideen zünden und zeugen selbständiges Leben: die Hieroglyphe, das Symbol pflanzen nur Bräuche fort. Nur die Idee verbindet die Geister; Symbole trennen noch mehr, als sie ursprünglich verbinden. So berühren sich Hellenen und Italioten, Griechen und Römer, unendlich inniger als Baktrer und Inder: Meder nnd Perser stehen in dem Verhältnisse von Landschaften Eines Reiches und Einer Sprache. Endlich das Verhältniß der christlichen Arier unter einander, also der Romanen und Germanen, ist in einem noch gesteigerten Grade innig in Religion, in Kunst und Wissenschaft: und die Reformation und das von ihr stammende Schriftthum haben die Verbindungen der Geistlichkeit, Künstler und Schulmänner zu Verbindungen unter den Bevölkerungen erweitert, sofern die Priesterschaft es nicht verhinderte.

Der unverkennbare Fortschritt ist also nicht aus einer empfangenen Ueberlieferung älterer Geschlechter oder eingebildeter höherer Wesen zu erklären, sondern aus Gottes Geist im Menschen.

Die weltgeschichtlichen Ergebnisse lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen.

Erster Satz.

Die Entwickelung bietet im Großen und Ganzen einen gegenständlichen Fortschritt dar.

Wir haben in der Darstellung selbst bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die eigentliche weltbildende Kraft des bewußten Geistes sich als die Geschichte des Gottesbewußtseins zweier in ihren Wurzeln blutverwandten großen Stämme, der Semiten und der Arier darstellt. Diese Thatsache haben wir auch noch in der Einleitung übersichtlich zur Anschauung gebracht. Alles Frühere ist Naturreligion, die Vorhalle des

Geistes. Auch in dieser Vorhalle des Tempels hatten wir einen nicht zu verkennenden Fortschritt von dem formellen Bewußtsein des Ganzen und von den Künsten welche auf dem geheimen Zauber der Verhältnisse beruhen, zu der Individualisirung der Himmelskörper und Elemente und zu den bildenden Künsten. Aegypten erscheint folglich als das Mittelalter der Urwelt auch hinsichtlich des Gottesbewußtseins. Die ägyptische Religion ist nur zu erklären als eine Mumie des im Morgenlande erwachten Bewußtseins des Geistes, als Hieroglyphe des aufstrebenden Gedankens. Aber das bewußte religiöse Leben ist in den Völkern, welche, wenngleich auf verschiedene Weise, den Geist zum Träger des Gottesbewußtseins machen: die Abrahamiten sind die Priester, die Baktrer die Heroen des neuen Tempeldienstes. Jene sondern Gott, als den Ewigen, von der vergänglichen Natur: diese erkennen und treiben sein Werk in der Menschheit, und offenbaren die Ebenbildlichkeit durch göttliche Bildungen als in einer zweiten Schöpfung.

Diese höhere Stellung der Arier beeinträchtigt keineswegs die einzige Erhabenheit des Glaubens an den Ewigen über den baktrischen Geisterdienst und den hellenischen Polytheismus. Wir dürfen den Glauben Abrahams an den Ewigen nicht übertragen weder auf den noch von der natürlichen Wurzel des Semitismus festgehaltenen Abrahamismus, noch auf den durch gesetzliche Beschränkungen an einen Brauch-Symbolismus geketteten Mosaismus, am allerwenigsten auf den Esraismus des zweiten Tempels. In allen jenen Erscheinungen ist der Glaube an den Ewigen ein Heischesatz, dem seine Verwirklichung fehlt. Der älteste Mosaismus setzt sich ausdrücklich als neue Offenbarung der abrahamischen Erkenntniß Gottes des Allmächtigen entgegen, aber in der

Verehrung ist der Ewige verhüllt, und seine Darstellung ist nicht der Mensch allein, sondern er ist als Cherub zusammengestellt mit den Typen der höchsten Bildungen der Thierwelt, und die Opfer sind durchweg äußerlich. Nun aber verlangt der Ewige, wie alle Propheten sagen, kein anderes Opfer als das einzig ihm gebührende, das Opfer des Eigenwillens, und kein Gelöbniß als das der dankbaren Ergebung. Der endliche Geist, in die freie Wahl gestellt auf die Spitze zweier Welten, kann nur Geistiges darbringen dem Ewigen, und seine Opfer beruhen darauf, daß Gott sich selbst in die Endlichkeit gegeben hat, scheinbar und vorbildlich in die Natur, wesentlich und wirklich in die Menschheit. Der Mensch ist uranfängliches Ziel der Schöpfung. Der Mosaismus leugnet praktisch diese Menschwerdung Gottes: denn er verehrt den Ewigen als wäre er ein Naturgott.

Der Hellenismus strebt dagegen unverkennbar nach einer Verwirklichung Gottes unter den Menschen. Allerdings wird er dabei durch den ihm anklebenden, überkommenen Naturpolytheismus verwirrt und gestört, aber seine wahre Verehrung ist da zu suchen, wo der Mittelpunkt des ihm eigenthümlichen Gottesbewußtseins liegt: in der freien Gemeinde, in Kunst, in Wissenschaft. Wenn das Judenthum der Mutterschooß des Christenthums heißen muß, so zeigt sich das Heidenthum als seine Säugamme. Das grünende Reis erwuchs auf arischem Boden: der eingeimpfte Oelbaum war der fruchtbare.

Wenn es nun so feststeht, daß das Gottesbewußtsein der letzten fünf Jahrtausende eine zusammenhängende und zwar eine, in Stämmen und durch Persönlichkeiten fortschreitende Kirche bildet, so wird es wichtig sein, diese beiden Entwickelungsformen näher zu betrachten.

Zweiter Satz.

Der Fortschritt wird gesucht werden müssen in dem Fortschreiten vom unbewußten Geiste zum bewußten, von der organischen Nothwendigkeit zur sittlichen Freiheit, vermittelst der Persönlichkeit.

Die ältesten und ursprünglichsten Offenbarungen und Denkmäler des Geistes setzen bereits den Geist voraus, denn sie sind sein eigenes Werk. Aber dieselben Thatsachen beweisen auch, daß das Bewußtsein dieser innern Kraft der zweiten Schöpfung, welche wir Geschichte nennen, erst allmälig so lebendig in ihm wird, daß es seinen Ausdruck fordert. Diesen Ausdruck nun sehen wir sich steigern, nicht allein in den Sprachen, auf die oben angedeutete Weise, sondern eben so in den Religionen. Aus der Naturreligion, der Verehrung der Naturkräfte wird so die ethische Religion, und es tritt endlich das Gottesgefühl des Selbstbewußtseins der *sittlichen Persönlichkeit* hervor. Dieses aber führt zum Bewußtsein, daß alle menschlichen Verhältnisse und Ordnungen nur hiernach sollen umgestaltet und geläutert werden.

So ist also die Formel des Fortschrittes, welche sich uns aus den weltgeschichtlichen Thatsachen ergibt, diese:

> Alle Gesittung kommt vom Gottesbewußtsein, in ihr selbst aber zeigt sich der Fortschritt vom unbewußten Geiste zum bewußten, und folglich läuft die geschichtliche Entwickelung in der Zeit parallel mit jener Entwickelung in der Natur, vom Unorganischen zum Organischen, bis zur Menschheit. Die Naturentwickelung, welche jetzt nur als räumlich erscheint, hat sich ebenfalls in der Zeit gebildet, nur nach unermessenen Zeiträumen.

Dritter Satz.

Das Fortschreiten des Gottesbewußtseins in Stämmen bedingt, früher oder später, die Leitung der Gesittung der Menschheit, und dadurch die Weltherrschaft.

Mit der Gründung Babylons und der Herrschaft der Chaldäer trat das älteste semitische Gottesbewußtsein in die Weltgeschichte; wir sehen seine reinere Gestalt in der ältesten Ueberlieferung Abrahams über die Vorzeit. Seitdem verschwinden die turanischen Weltreiche, und der Chamismus bleibt auf Aegypten und Afrika beschränkt, während Semitismus und Arismus in Asien sich in die Leitung der Welt theilen. Jener chaldäische Mann wandert aus, und sein Stamm wird ausgesondert für eine späte Zukunft.

Mit der Gründung des Perserreiches durch Cyrus tritt das durch Zoroaster in eine Geistesreligion erhobene Gottesbewußtsein Ostasiens zuerst in Westasien auf und macht sich bis nach Kleinasien geltend. Seit Cyrus hat es nie ein semitisches Weltreich gegeben: die Phönizier haben den Jonern und europäischen Griechen in Asien und auf den angrenzenden Inseln des Mittelmeeres das Widerspiel gehalten, die Karthager und Juden den Römern, die Muhammedaner den griechischen und romanischen Christen. Sie sind sogar in das Festland Europas eingedrungen: die Phönizier auf die Inseln des Aegäischen Meeres und die spanischen Küsten, die Karthager nach Sicilien, die Muhammedaner nach Spanien selbst: allein wie in frühern Weltaltern die Turanier, als Leute Nimrods, als Mongolen, Tataren, Türken, so stellen jetzt die Semiten die Episoden und den verschwindenden Gegensatz dar.

Darin scheinen drei weltgeschichtliche Thatsachen zu liegen. Erstlich, daß die Einheit der Stämme eine Einheit der Weltanschauung, und, so zu sagen, des Weltbildungstriebes einschließe. Zweitens, daß der Entwickelung eines jeden Stammes eine Idee entspreche, welche einen Moment der innern Entwickelung des Gottesbewußtseins bilde. Aus beiden zugleich scheint man folgern zu dürfen, daß dem Gottesbewußtsein und göttlichem Welttriebe eben so eine Realität entspreche als dem Naturtriebe der Thiere, welchen man Instinkt nennt: aber eine göttliche Realität, welche die Wesenseinheit des unendlichen und des endlichen Geistes voraussetzt. Drittens, daß der Anstoß durch Persönlichkeiten gegeben werde.

Vierter Satz.

Als Ziel der Weltordnung erscheint die Verbindung und allmälige Mischung der Stämme.

Wir wissen, daß alle Sprachbildung, nach der ersten, auf der Zertrümmerung eines ältern Sprachbewußtseins beruht, was also den Verfall oder die Unterjochung der Völkerschaft voraussetzt, welche Trägerin dieses Sprachsystems war. Hier erscheint also die Mischung, oder wenigstens der Verkehr der Völker als Anstoß zu neuer Bildung, so oft aus dieser Bildung ein neues fortschreitendes Leben keimt.

Wiederum sehen wir, daß die bildungsfähigsten, weltbildenden und kräftigsten Völker aus einer Verbindung oder Verschmelzung verschiedener Völkerschaften hervorgehen, die mehr oder weniger sich homogen sind. Die griechische Bildung, wie namentlich die attische zeigt, ist die Verschmelzung des Ionischen, Dorischen und Aeolischen: der römische weltherrschende Charakter geht hervor aus einer Verschmelzung

des latinischen, samnitischen und etrurischen Elements. Aehnlich die deutsche Bildung aus dem Verkehr mit Griechen und Römern, Kelten und Slaven, und aus der Durchdringung der eigenen Stämme: der englische Charakter hat sich gebildet durch das Zusammenwirken des Angelsächsischen, verstärkt durch das romanisirte Normannenthum, mit dem Kymrischen und Gälischen: der französische durch eine andere Art der Mischung des Germanischen und Keltischen mit dem vorherrschenden Latinischen. Was Spanien hob, war die Durchdringung des Römischen und Germanischen mit Kelten, Arabern und turanischen Basken. Sogenannte ganz ungemischte Völker werden nie groß in der Weltgeschichte, obgleich sie lange Zeit höchst achtungswerth im Innern dastehen können.

Sollte also die Verbindung und zuletzt die Mischung der Stämme nicht Ziel der Weltordnung sein? Sollte die Mischung, welche sich bereits auf fast alle arischen Stämme ausgedehnt, ja, welche auch schon semitische und turanische Elemente aufzunehmen begonnen hat, sich nicht ausdehnen in viel weitern Kreisen? Haben wir nicht in unsern Tagen, trotz aller (großentheils absichtlich erfundenen und verbreiteten) Lügen und Fabeln vom Gegentheil, dauernd fruchtbare Mischehen gesehen, wie außer den Kreolen und Mulatten, auch die Kinder von Engländern und Neuseeländerinnen bezeugen? und bewährt sich dabei nicht der von Herder aufgestellte Grundsatz, daß die der harmonischen (also schönern) Form nähere Bildung allmälig die niedrigere, weil einseitige, verdrängt und in ihren Typus erhebt?

Nimmt man dieses als ein Weltgesetz an, so scheint auch hiernach die Menschheit noch eine große und lange Entwickelung vor sich zu haben. Denn die Mischung hat nur eben erst in einigermaßen größern Verhältnissen statt zu finden.

Fünfter Satz.

Philosophisch ausgedrückt bedeutet jede Mischung mehr oder weniger die Ueberwindung von Gegensätzen in der Entwickelung der Idee, und diese Ueberwindung ist überhaupt die Formel des Fortschrittes.

Jeder Stamm entspricht, jedoch in der lebendigen, freien Form der Individualität, einem Momente des Begriffes, und da der Begriff nur durch Gegensätze fortschreitet, einem Gegensatze. Drei Gegensätze stellen sich nun außerdem dar als die des Nationalen und des allgemein Menschheitlichen, und als Gegensätze der einzelnen Zweige der menschlichen Bildung. Dazu kommen dann die ursprünglichen Gegensätze der menschlichen Natur, die wir im Ersten Buche schon beleuchtet und als Ergänzungsbegriffe oder Correlate erkannt haben, und von deren Spiel der Fortgang des Menschengeschlechtes abhängt:

Persönlichkeit und Gemeinde;
Gewissen und Vernunft;
Form und Gehalt;
Idee und Symbol;
Begriff und Thatsache.

Was die ersten Gegensätze betrifft, so finden sie sämmtlich ihre Lösung nur in der Bewahrung der harmonischen Wirksamkeit der drei ewigen Faktoren, welche sind:

der Ewige —	die reine Persönlichkeit —	die Gemeinde
Gott	Mensch	Menschheit:

oder wie wir sie in Jesu Gottesbewußtsein ausgedrückt fanden als:

Vater — Sohn — Geist.

Wie das persönliche Selbst, so ist das gemeindliche

(collective) von seiner eigenen Natur rein selbstsüchtig: also auch das nationale. Wie nun jene Banden der Selbstsucht gesprengt werden durch die Liebe zur Familie als Erweiterungen des in Liebe wiedergeborenen Selbst; so wird die gemeinsame Selbstsucht gereinigt durch jene Faktoren, und in Liebe erhoben zur Menschheit. Eben so werden, nach dem Zeugnisse der Weltgeschichte, die Gegensätze von Idee und Symbol, Begriff und Ueberlieferung, Philosophie und Philologie, Religion und Kirche, nur vom Kerne des harmonischen Gottesbewußtseins aus versöhnt und überwunden.

Wir werden das Wesen dieser Gegensätze in den verschiedenen Zweigen des Gottesbewußtseins vorher betrachten, nachdem wir zuerst über den innern Gegensatz und die scheinbare Analogie der gesunden (physiologischen) und der krankhaften (pathologischen) Entwickelung den Ausspruch der Weltgeschichte in wenigen Worten zusammengefaßt haben.

Sechster Satz.

Die krankhaften oder pathologischen Zustände haben auch ein Gesetz der Entwickelung wie die normalen: Gegensatz und Analogie der beiden Reihen.

Auch dieser Satz gilt von allen Entwickelungsreihen, sowol der religiösen als der staatlichen und der in Kunst, Wissenschaft und Gesittung. In diesen allen gibt es, nach beiden Richtungen hin, zum Gedeihen und Leben, wie zum Absterben und zum Tode, kein Stillstehen, sondern ein Fortschreiten. Haben wir nicht gesehen, wie immer etwas verändert, abgesondert, fortgebildet, gesteigert, abgeschwächt, versetzt wird? Die große weltgeschichtliche Frage in großen Krisen ist nur, ob die Bewegung zum Leben oder zum

Tode sei? Es gibt scheinbar nichts Aehnlicheres und wesentlich nichts Verschiedeneres als beide Wege. So zeigt die Krankheit eine organische Bildung, aber eine verkehrte, dem Gesammtleben verderbliche.

Was sagt die Weltgeschichte darüber? Der Standpunkt des Gottesbewußtseins ist auch hier entscheidend. Das wahre Gottesbewußtsein ist wesentlich ein inneres, geistiges. Wo sich nun in Religion oder Staat oder Gesittung, in Kunst oder in Wissenschaft, das Innerliche kräftiger hervorbildet, wo das Geistige angestrebt wird, sei es mit größerer oder geringerer Umbildung des Bestehenden, da muß Fortschritt sein, denn aus dem Innerlichen kommt das Leben ins Aeußerliche, aus dem Mittelpunkt in den Umkreis. Da ist also der Weg der zum Leben geht. Da öffnen sich neue Wege des Geistes, und der Genius schwingt seine Flügel mit göttlicher Sicherheit.

Wenn dieses wahr ist, muß das Gegentheil eintreten allenthalben, wo das Aeußerliche mehr und mehr hervorgehoben, wo das Zeichen mehr und mehr für das Wesen, das Symbol und äußere Werk für die innere That und das Gewissen gesetzt, wo die glatte Form für den Gehalt, die äußere Einförmigkeit für die Lebenseinheit genommen wird, der Schein für die Wahrheit. Also muß sich da ein schweres Verhängniß vorbereiten, was auch der Anschein sei. Denn alles Leben, das selbstische wie das göttliche, hat den unwiderstehlichen Trieb sich zu wehren, je nach der Art seines Wesens. Bei dem Streben nach dem Aeußerlichen thut sich also bald das Bedürfniß kund, die schwachen Punkte mehr zu verstecken, und also ihre Bedeutung noch zu übertreiben. Der Mangel, welcher sich fühlbar macht, scheint den Menschen alsdann nur darin zu liegen, daß der schwache Punkt nicht genug zur Geltung gebracht, nicht bis zu den äußersten Folgerungen durchgeführt

sei. Das Aeußerste ist aber gerade das diametral Entgegengesetzte, der positiv gewordene Gegensatz. Wo nun jener Weg betreten wird, zeigt sich bald die Nothwendigkeit, das allgemeine Gewissen als Abfall, den gewissenhaften Einspruch als Empörung, die persönliche Freiheit als Aufruhr zu unterdrücken. So wird kirchliche oder staatliche Tyrannei nothwendig. Da nun in der Neuen Welt beide Mächte nach Absolutismus streben, so entsteht aus beiden zusammen ein der Alten Welt unbekanntes Ungeheuer von Zwang und Heuchelei und Dem entsprechend, in Kunst und Wissenschaft eine Uebereinkömmlichkeit, eine Manierirtheit, eine Modetyrannei, ja eine sittliche und intellectuelle Leerheit und Barbarei, welche die Zustände des Verfalls der gebildeten Welt der Griechen und Römer eben so sehr überbietet, als unser Ideal und das uns anvertraute Pfand die Aufgabe der Alten Welt übersteigt.

Die Krisis dieser pathologischen Zustände rechtzeitig verstehen, führt zur Reform, und kann, bei einer Religion des Geistes, zur Verjüngung führen: ist einmal der Lebenskeim gebrochen, so tritt das Verhängniß ein, und es wechseln Umwälzungen und Rückwälzungen, bis Weltereignisse sich der Bestattung des Leichnams unterziehen.

Aber der rettende Instinkt liegt nicht im Verstande; die klügsten und scharfsinnigsten Völker erscheinen oft als die verblendetsten. Es liegt einzig und allein in dem Ernste der sittlichen Gesinnung. Rettung ist also unmöglich bei jeder andern Religion als der innerlichen, der Religion des Lebens, also dem Christenthume des Evangeliums in seiner freien Entwickelung.

Drittes Hauptstück.

Das religiöse Ergebniß.

Religion ist Gottesbewußtsein.

Erster Satz.

Das allein Wesentliche aller Religion ist das Gottesbewußtsein: Offenbarung ist Mittheilung des Gottesbewußtseins der sittlichen Persönlichkeit.

Wir sind unverkennbar auf unserm langen Wege dem Geiste Gottes begegnet, als einem Ursprünglichen: ursprünglich in jedem weltbildenden Stamme, in jeder Gemeinschaft, welcher die Menschen auf das Ewige hinführt. Wir haben gefunden, daß alle Religionen auf dem Glauben an eine waltende sittliche Weltordnung ruhen, also an eine solche, die auf Gewissen und Vernunft gegründet, und durch beide empfindbar und wahrnehmbar ist. Die Offenbarung Gottes als des Geistes ist in einem Menschen, und geht durch diesen Menschen zu Menschen und zur Menschheit.

Wir scheinen daraus schließen zu müssen, daß alle Religionen ihre Entstehung im Gemüthe des Menschen haben; daß sie vom Menschen gebildet werden, wie die Sprache, nicht willkürlich, sondern organisch hervorgehend aus dem Kunsttriebe, das heißt, dem Triebe der Bethätigung des in ihm

ruhenden Bewußtseins, welcher dem Menschen persönlich, aber als einem nothwendig geselligen Wesen einwohnt.

Wir haben ferner gesehen, daß alle Religionen, die wir betrachtet, sich dasselbe Ziel stecken, nämlich Herstellung der Vereinigung der Seele mit der Gottheit, wie sie Gewissen und Vernunft fordern. Und doch sind wesentliche Verschiedenheiten, auch zwischen den auf einer Offenbarung (einer Göttliches offenbarenden Persönlichkeit) ruhenden Religionen. Manche derselben verlieren ihren innern Grund im Gemüthe, und damit das Ziel, und kommen durch verhängnißvolle Umwendung des Bewußtseins gerade auf der entgegengesetzten Seite an, indem sie durch einen verkehrten, krankhaften Zustand getrieben werden gerade das Verkehrte immer mehr hervorzuheben, und das Aeußerlichste zur Hauptsache zu machen.

Alle Religionen streben nach einer Gegenständlichkeit außer dem Gottesdienste, als dem ursprünglichen Werke jenes göttlichen Triebes. Die allgemeinste Bethätigung ist die Bildung und Ordnung von Ehe, Gemeinde, Staat, Kunst, Wissenschaft, auf Grund jenes Bewußtseins. Daneben haben manche eine urkundliche Ueberlieferung des offenbar Gewordenen selbst. Also die erste Frage wird sein: was ist hiernach Religion? was Offenbarung?

Religion bedeutet zweierlei: einen innern Zustand, und eine äußerlich hervortretende Gemeinschaft und Anstalt. Als Zustand ist sie, nach dem Sprachgebrauche unsers Werkes, die innere Empfindung und der damit verbundene Trieb der Verwirklichung. Als Anstalt ist sie die Verwirklichung des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes im Menschen als eines persönlichen Abbildes der göttlichen Weltordnung in den menschlichen Dingen, als einer sittlich-vernünftigen.

Die Religion als Gemeinsamkeit stammt aus einer Sitte,

die allmälig aus dem Zusammenwirken von Persönlichkeit und Gemeinde erwachsen ist. Sie wird alsdann einem höhern Wesen zugeschrieben, welches sich einem bevorzugten Sterblichen und seinem Stamme offenbart. Oder sie ist anerkannt und urkundlich von einer hohen Persönlichkeit ausgegangen, welche das ihr von der Gottheit verliehene Bewußtsein ausgesprochen, und ihren Schülern und der Gemeinde die darauf begründeten Einrichtungen oder Verordnungen übergeben oder überlassen hat. Eine solche persönliche Mittheilung und deren Annehmen und Bewahren bildet eine Offenbarung.

Die besondere Gestaltung einer solchen Offenbarung wird bedeutend abhängen von der Art der Ueberlieferung. Eine Art Ueberlieferung ist für jede Offenbarung wesentlich. Die einzige sichere wird aber eine schriftliche sein, also eine heilige Urkunde, denn die ganze Weltgeschichte lehrt, daß wenn die mündliche Ueberlieferung nicht auf eine solche Urkunde gestützt ist, sie sich bald, mit dem veränderten Gottesbewußtsein der Träger verändert. Also wird die wahre Religion auf der reinen Offenbarung des Selbstbewußtseins einer hohen sittlichen Persönlichkeit beruhen, und ihre Erhaltung bedingt sein durch eine urkundliche Ueberlieferung. Die Aneignung derselben aber wird vermittelt werden müssen durch den Glauben, das heißt das persönliche gesinnungskräftige Annehmen der Offenbarung als einer wahren, und dem eigensten, besten Selbstbewußtsein im Gewissen entsprechend.

Gegenstand endlich eines solchen Glaubens kann nur das Göttliche sein. Dieses Göttliche aber wird dreifach erkannt: einmal in Gott dem Ewigen; dann in der endlichen Erscheinung des Wesens der Gottheit, in der Gott offenbarenden Persönlichkeit; drittens in der auf diesen Glauben sich erbauenden, in Verbindung mit Gott lebenden Gemeinde.

Da das Göttliche nur Eines sein kann, so ist die wahre Religion und die wahre Offenbarung die des Monotheismus, aber nur insofern der Glaube an den Einigen erkannt wird als der Glaube an das wesenhafte Einwohnen des Ewigen (Vaters) im Menschen, das heißt in der reinen Persönlichkeit (Sohn) und in der erleuchteten Gemeinde (Geist des Vaters und des Sohnes).

Die Vollständigkeit und das harmonische Zusammenwirken dieser drei Faktoren wird aber erforderlich sein zur Aufrechthaltung und segensreichen Wirkung des Glaubens an die Offenbarung und die darauf gegründeten Sitten und Ordnungen.

Dabei wird nun sogleich der Gegensatz von Wesen und Symbol oder Zeichen zur Sprache gebracht.

Zweiter Satz.

Das Symbol hat durchaus keinen Werth für sich, sondern nur als Bild der Idee, und als wirksam auf das sittlich-vernünftige Gottesbewußtsein.

Das Symbol ist die Sprache, das Wort oder Bild der Religion, das heißt des Glaubens und der innern That des Gottesbewußtseins. Es spricht zur anbetenden Gemeinde, wie das Wort zur betrachtenden. Es ist eben so sehr ein menschliches Zeichen als die Sprache eine That des Geistes Gottes im Menschen: also, äußerlich angesehen, ein Werk des Menschen, der entsprechende Ausdruck seines Gottesbewußtseins. Es ist der innere Trieb des Gottesbewußtseins, welcher beide hervortreibt.

Eben deshalb hängt aber auch sein Werth ab von dem innern Gehalte, und von der Kraft, welche dasselbe ausüben

kann auf das gläubige Gemüth. Hier nun zeigen sich zwei entgegengesetzte Ausartungen oder Mängel. Einerseits kann das Symbol unverständlich werden. Es war ursprünglich der naturgemäße selbstredende Ausdruck der religiösen Idee; denn wie wäre es sonst entstanden und entstände allenthalben, und allezeit von neuem? Aber das bleibt nicht immer. Oder der Sinn der Idee selbst ist untergegangen und eben so unverständlich geworden als sein Zeichen. Wenn nun auf diese oder jene Weise das Symbol nicht mehr verstanden wird, so kann es leicht so übermächtig werden, daß es sich an die Stelle der Idee und der innern religiösen Stimmung und That setzt. Diese Gefahr ist, nach Ausweis der Weltgeschichte von Zoroaster und Abraham an, bei weitem die größte. Es ist dem selbstischen Menschen jedes Aeußerliche, ja selbst jede Kasteiung oder die mühsamste Pilgerschaft, leichter als die Hingebung des Selbstischen, als das innerliche Gelübde, den Willen Gottes zu thun und also auch ihn mehr und mehr zu erkennen.

Einige Religionen sind ganz ritualistisch geworden, sie verlangen nur die Beobachtung gewisser Aeußerlichkeiten und Bräuche. Diesen nun ist das Urtheil gesprochen, sowie eine innerliche Religion offenbar wird. Und das gilt nicht allein von den Naturreligionen, sondern auch von abgelebten ethischen Religionen.

Andere haben dabei noch Lehren, sittliche Ermahnungen und begeisterte Aussprüche von dem Wesen Gottes und dem Leben der Seele in Gott, ihrer Abhängigkeit und ihrer Trennung von ihm, und ihrer Wiedervereinigung mit ihm als dem höchsten Gute, als Dem, was beseligt und dem Gemüthe Friede gibt. Wenn nun diese aber von ihrer Innerlichkeit sich wieder zum Aeußerlichen kehren, vom Glauben und der Gesinnung zum sogenannten guten Werke — wie das Drehen

des Gebetsrades der Buddhisten —; so verfallen sie, nach dem Zeugnisse der Weltgeschichte, und also doch wol nach einem allgemeinen, unabänderlichen Gesetze der sittlichen Weltordnung, derselben Verdammniß, demselben geistigen Tode, und wirken dann nur noch verderblich.

Auch bei ihnen tritt also wie bei den Naturreligionen die Magie an die Stelle jener geistigen Kraft, welche auf den Willen wirkt durch Gewissen und Vernunft. Jedes Symbol, dem eine selbständige Kraft zur sittlichen Reform beigelegt wird, ist Magie, das heißt diese Beilegung beruht auf der gottlosen Annahme, daß die äußere Natur den sittlichen Willen des Menschen bestimmen könne. Als Rückfall ist eine solche Wendung zugleich ein Abfall vom Göttlichen als dem Geiste.

Dritter Satz.

Die Persönlichkeit findet ihr richtiges Verhältniß nur in der wahren Religion.

Wir haben in dem Ersten Buche die tiefe Bedeutung des scheinbaren Gegensatzes der Persönlichkeit und der Gesammtheit betrachtet, in Beziehung auf das Gottesbewußtsein, und behauptet, daß in normalen Zuständen dieser Gegensatz sich auflöse in das lebenerzeugende Spiel zweier göttlicher Faktoren. Hat nun nicht die ganze weltgeschichtliche Entwickelung des Gottesbewußtseins uns diese Behauptung bestätigt und anschaulich gemacht? Der einzige wahre Fruchtboden für den Samen des Geistes ist die Gemeinde, und die auf ihm wachsende Frucht ist die wahre Gesittung, dieser höchstes und wahres Ziel aber die fortschreitende Herrschaft des Göttlichen unter den Menschen, das Gottesreich auf der Erde. Eben so gewiß aber auch ist der in der Gemeinde wohnende und in

ihr sich offenbarende Geist, wirklich und wahrhaftig das sie zusammenhaltende Göttliche, dasjenige was in der Persönlichkeit wesenhaft gegeben war. Dieser Geist daher ist der einzig richtige Ausleger des Mysteriums der Persönlichkeit überhaupt, solange die drei Faktoren, Gott, Mensch, Menschheit, lebendig und harmonisch wirken.

Es ist diese Harmonie, und deren klares Bewußtsein in Jesu, welche die Religion des Evangeliums allein fähig macht zur Religion der Menschheit. Denn wir finden sie nirgends anders: und doch kennen wir jetzt alle Urkunden der menschheitbildenden, weltgeschichtlichen Religionen.

Wenn diese Harmonie das Vorbild in Jesus hat, ihr Echo in uns, so fehlt zur Vollkommenheit und Bürgschaft der Erhaltung nur noch die urkundliche Ueberlieferung von jener Persönlichkeit und ihrem Zusammenhange mit der weltgeschichtlichen Entwickelung, aus welcher sie hervorgegangen ist, und auf welche sie sich bezieht und beruft.

Diese Urkunde ist unersetzlich durch irgend eine Autorität wie durch irgend ein System. In ihr allein liegt für die Menschheit die Gewähr, daß der gottbewußte, aber vielfach angefochtene Geist der Gegenwart das weltgeschichtlich Gegenständliche, die göttlichen Anfänge, und damit die Vergangenheit und Zukunft der Menschheit nicht aus den Augen verliere.

Vierter Satz.

Es gibt keine gegenständliche Norm für das Christenthum außer der Bibel, betrachtet als Geschichte Gottes und der Menschheit, mit Christus als ihrem Mittelpunkt.

Die Offenbarung ist wesentlich Geschichte, zuerst einer Persönlichkeit, dann ihrer Wirkungen in der Gemeinde. So zeigt

sich die jüdisch-christliche von Abraham an, durch Moses und die Gottesmänner des Gesetzes hindurch, auf Jesus von Nazareth. Was Abraham vorhergeht ist die im Brennpunkte des Gottesbewußtseins dieses größten aller Chaldäer gesammelte und bewährte Ueberlieferung der Urwelt. Diese Ueberlieferung belehrt uns über die Epochen und Schicksale der edelsten Stämme, und zwar durchgehend aus einem vollen Bewußtsein des Urquells aller menschlichen Entwickelung, also des Gottesreiches, der ewigen Liebe und Güte. In diese einzige Urkunde der Menschheit sind verwebt kostbare Erinnerungen der Urgeschichte, und alles Dieses wird zusammengehalten durch das Bewußtsein der Einheit des Menschengeschlechtes und seiner göttlichen Bestimmung, und durch die Verkündigung von der ewigen Güte und Liebe der Gottheit.

Fünfter Satz.

Das Christenthum der Bibel ist nicht auf Mirakel gegründet.

Das Mirakel ist das kindliche, aber, misverstanden, auch das lügenhafte Abbild des Wunders, und entsteht naturgemäß aus der poetischen Gestaltung einer, Göttliches offenbarenden Thatsache, oder aus Verwandlung der Idee in eine Thatsache. Der innerste Grund dieser Gestaltung ist aber der Glaube an die beiden großen Wunder Gottes, Welt und Geschichte, also an die Kraft des Geistes. Der wahre Historiker wird also diesen Grund anerkennen, wenn er nicht umhin kann, diejenigen Mirakel, welche bei gewissenhafter Kritik der ältesten Berichte der Bibel uns etwa als von den Berichterstattern geglaubte Thatsachen zurückbleiben, in die eine oder andere dieser zwei Formen aufzulösen, und den Glauben an die buchstäbliche Thatsächlichkeit als eine unvollkommene Form, oder als eine

Täuschung anzusehen. Im Evangelium aber sind uns die Mittel des Nachweises des geschichtlichen Zusammenhanges des Lebens Jesu genügend zum Verständnisse der volksmäßigen Fassung der Berichte und zum Glauben an eine thatsächliche Wahrheit erhalten. Die Augenzeugen berichten thatsächliche Wahrheit im Gewande und in der Sprache ihrer Zeit; aber dieses Gewand ist so durchsichtig von argloser Einfalt und so leuchtend vom Glauben an das wesentlich Wahre, daß es gewissermaßen gleichgültig heißen kann, inwiefern sie die Wunder Jesu mirakulös aufgeführt haben oder nicht. Die Zeugen im zweiten Grade (und tiefer herab geht die evangelische Erzählung nicht) berichten schon weniger durchsichtig, allein die geschichtliche Wahrheit wird dadurch so wenig verdunkelt, als die Thatsache des Geistes, welche der mirakulösen Auffassung zu Grunde liegt. Alles Weitere ist Werk einer spielenden Mystik oder unklaren Theosophie, oder einer dogmatischen Theologie, welcher die Grundanschauung verfinstert war. Eben so ist aber auch alle über die besonnene Forschung hinausgehende Kritik dem Historiker nichts als Unverstand, Rückschlag gegen die Verirrungen der Mystik oder die Machtsprüche und den Despotismus der Dogmatiker.

Es gibt also so wenig einen Widerstand zwischen Glauben und Wissen, als zwischen Thatsache und Begriff. Gegenstand des Glaubens ist die wahre, gesichtete Thatsache, insofern sie im menschlichen Gemüthe eine Wurzel hat: Gegenstand des Wissens der Begriff. Beide können sich nicht widersprechen: aber die Thatsache bleibt unklar ohne den Begriff, dieser aber unlebendig ohne die geschichtliche Wirklichkeit. Beider Verbindung ist die wahre positive Philosophie des Geistes.

Sechster Satz.

Die Darstellung einer evangelischen Kirchengemeinde ist auf die Dauer nicht haltbar ohne die Bildung eines bürgerlichen Gemeinwesens nach demselben Bilde einer Gottesgemeinde.

Da das Gottesbewußtsein Eines ist, und der Mensch, wie die Menschheit, eine unzertheilbare Einheit darstellt; so kann kein religiöses Glaubensbekenntniß aufrichtig sein, welches nicht anstrebt, das Gemeindeleben auch in der Wirklichkeit, der Welt gegenüber, so zu gestalten, wie Vernunft und Gewissen es fordern, das Evangelium es verlangt, und der Glaube daran es möglich macht. Der Christ kann Tyrannei ertragen ohne seinen Glauben und seine Würde zu verlieren, ja er kann sich, in dem dadurch hervorgerufenen, unausbleiblichen Kampfe, der göttlichen Kraft des Evangeliums in noch höherm Grade bewußt werden. Aber er kann nie Tyrannei, Gewaltthätigkeit und Gewaltherrschaft gutheißen, billigen, oder gar für gottgefällig erklären; er muß sie vielmehr vor Gottes Angesicht verdammen, und diesen Glauben bekennen, wenn er dazu aufgefordert wird. So wie einmal ausgesprochen und geglaubt wird, daß das Evangelium göttliche Wahrheit sei, und die Bibel die einzige, dem Gewissen und der Vernunft in ihrem Gebiete, ebenbürtige Gewähr derselben, ist alle Ungesetzlichkeit und Willkürherrschaft, alle Vergötterung menschlicher Machtvollkommenheit nichts als Abgötterei und Unglaube. Eben so kann aber auch, gegenständlich betrachtet, das Evangelium in seiner vollen Wahrheit verstanden und geglaubt werden, wenn es die Wirklichkeit nicht umgestaltet. So ist also jede Religion des Geistes, folglich im höchsten Sinne das Christenthum, ein scheinbar das Bestehende Zerstörendes,

in der That aber vielmehr das Erhaltende und Herstellende. Denn alles Bestehende hat in sich einen sterblichen Faktor, welcher Verjüngung verlangt, und Mängel und Unrecht hängen sich zu allen Zeiten daran: es lagert sich gleichsam die Sünde der Einzelnen so unablässig ab auf die Gesellschaft und ihre Zustände, daß eine Erhaltung des Bestehenden ohne Verbesserung und Herstellung durchaus unmöglich ist. Unveränderlichkeit ist Unverbesserlichkeit, und äußerliche Unveränderlichkeit, mit welchen schönen Namen sie sich auch schmücke, ist nichts als ein unwillkürliches Zeugniß vom Absterben des innern Lebens, eine täuschende Verkleidung des Todes.

Siebenter Satz.

Der Gegensatz von Kirche und Staat ist unlösbar: der Gegensatz von geistlicher und bürgerlicher Gemeinde besteht gar nicht, sondern beide ergänzen sich gegenseitig.

Die mittelalterliche Kirche setzt, wie die alten Priesterverordnungen, die unbeschränkte Macht einer geistlichen Körperschaft unvermittelt und unbeschränkt neben (also über) die Selbstregierung eines Volkes oder Staates. Sie eignet sich das göttliche Recht zu, nimmt gleichsam das Allen Gemeinsame in Beschlag, und spricht die Oberherrschaft, also Tyrannei, von Gotteswegen an, indem sie den Staat auf das sogenannte weltliche, d. h. menschliche, also das untergeordnete Recht beschränkt.

Das Evangelium beginnt nur wo dieser Anspruch in Gottes Namen und von Gottes und Rechtswegen verworfen und abgeschafft wird. Dann tritt naturgemäß die Gemeinde nach beiden Seiten gleichmäßig in ihr Recht ein: die Gesetz-

lichkeit triumphirt, indem das Evangelium auf den Thron gesetzt wird.

Bei dieser Umwandlung ist die besondere Form der Verfassung gleichgültig, solange die Freiheit des Gewissens und die Herrschaft des Gesetzes anerkannt wird. Denn diese sind die Lebenskraft alles Geistigen und Menschlichen.

Achter Satz.

In allen kritischen Epochen der Weltgeschichte gibt es ein unfehlbares Zeichen des verhängten nahen Untergangs, nämlich das Uebermaß der Lüge und des Frevels: also auf dem religiösen Gebiete die Aufstellung der formulirten Lüge als heiliger Wahrheit, und der schrankenlosen Tyrannei über den Geist als Bedingung des Bestehens der Religion.

Ohne für den Beweis dieses Satzes in metaphysische Untersuchungen einzugehen, genügt das vorgeführte Zeugniß der Weltgeschichte, daß die priesterlichen Religionen zu Ende sind, wenn sie auf das Hohle und Nichtige in ihnen sich stützen, als wäre es die Wahrheit, und wenn sie den Glauben an Dasjenige fordern, was weder geschichtlich wahr ist, noch philosophisch wahr sein kann. Als der babylonische König sich selbst anbeten ließ, stand der Perser vor der Thür; als Alexander den Gott spielte, war sein Leben und sein Reich verfallen: als Domitian den Namen Gottes misbrauchte, war die Axt an das mächtigste Weltreich der neuen Geschichte gelegt. Das Alles muß auf dem religiösen Gebiete also noch mehr der Fall sein. Denn da handelt es sich nicht blos um Recht, sondern um Wahrheit, nicht um den Leib, sondern um die Seele. Auch sind die Bedingungen der Fortdauer einer geistlichen Tyrannei noch härter und einschneidender als die der

politischen. Da nämlich eine solche Religion dem unvertilgbaren Gottesbewußtsein der Menschheit widerspricht; so folgt aus jenen maßlosen Ansprüchen von selbst, daß die Völker verdummt werden müssen, daß der Geist gekränkt und im Gewissen gebrochen, die Wissenschaft, insbesondere die des Geistes und seiner Geschichte, verfolgt und unterdrückt werden muß. Wo dieses nicht hinreicht, bleibt nichts übrig als die Lüge selbst auf den Thron zu erheben, dem Menschen eine göttliche Machtvollkommenheit beizulegen.

In solchen Zuständen wird sich also die allgemeine göttliche Weltordnung ganz besonders bewähren: denn der Tag des Triumphs selbst wird die Stunde des Unterganges, weil er Empörung gegen Gott ist. Wäre das nicht, so gäbe es weder Gott noch göttliche Weltordnung, und die ganze Geschichte des Bewußtseins der Menschheit von Gottes Gegenwart in diesen Angelegenheiten wäre Wahnsinn und Lüge: der Teufel regierte die Welt und das Böse wäre Gott. Mit andern Worten: die entgegengesetzte Ansicht muß zum völligen Unglauben führen: und das thut sie auch.

Daß diese Ansicht aber eine unselige Täuschung sei, wird die Weltgeschichte gewiß in jeder ihrer Krisen beweisen: die göttliche Weltordnung kann sich noch weniger verleugnen in solcher Dunkelheit, als die Sonne ihr Licht bei der Morgenröthe. Wenn ein Staat, welcher nur egoistische Zwecke verfolgt, kein göttliches Recht des Bestehens hat, so widerstreitet die selbstsüchtige Unduldsamkeit der Kirche und alle religiöse Verfolgung noch mehr dem obersten Weltgesetze. Denn die höchste Gemeinschaft hat die Pflicht der höchsten Liebe.

Viertes Hauptstück.

Das politische Ergebniß.

Die Krisen des Gottesbewußtseins sind politische Krisen.

Wir sahen allenthalben das staatliche Leben gedeihen, wo es sich bildete als That des Gottesbewußtseins, mochte nun dieses in religiöser Form unmittelbar, oder als Gefühl des Rechtes und der Berechtigung erscheinen, oder auch nach beiden Seiten hin sich thatkräftig erweisen. Aus dem Glauben an eine sittliche Weltordnung und dem Berufe ihr zu dienen, sahen wir schon in der Urwelt große Reiche und große Schicksale hervorgehen: so durch Zoroaster erobernd und ausbreitend, und durch Abraham absondernd, heiligend, vorbereitend zum Gesetz und zum Evangelium. Nicht weniger klar bewiesen dieses die Anfänge und Fortschritte der hellenischen und italischen Menschheit in Kleinasien und Europa. Endlich blieb auch die Geschichte des Gottesbewußtseins der christlichen Arier, und insbesondere der germanischen Völker, diesen Beweis nicht schuldig.

Nicht minder beweisend aber war das Zeugniß der Weltgeschichte für die ergänzende Thatsache, daß die Fortdauer des Gottesbewußtseins die Fortdauer der Herrschaft und Macht bedingte, und daß der Untergang der Reiche sich durch Gottlosigkeit und Selbstsucht ankündigte. Unter Gottlosigkeit dür-

fen wir nun eben so wenig die Gleichgültigkeit gegen die Staatsreligion verstehen, als die äußere Anhänglichkeit an dieselbe gleichstellen mit der Frömmigkeit. Das wirkliche Verhältniß zu einer Staatsreligion ist nicht etwas, das in des Menschen freier Macht steht: es gehört dazu Glaube an ihre Lehren und Ueberzeugung von ihrer Wahrheit. Das Wesentliche der Gottlosigkeit ist vollkommen vereinbar mit einer äußerlichen Frömmigkeit, aber nicht mit der Gottseligkeit der Sittlichkeit, dem persönlichen thatkräftigen Glauben an die sittliche Weltordnung als Gottes Werk und Willen. Das Absterben dieses Bewußtseins ist eben so nothwendig ein Grund des Verfalls und des Unterganges des Staates, als das wahre, gesunde, staatliche Leben nur durch die Kraft dieses Bewußtseins sich bilden und erhalten kann. Gott wird nicht weniger verklärt durch einen solchen Untergang, als durch das Gedeihen eines rechtlichen und gottesfürchtigen Volkes. Denn wo anders ist die Kraft, die natürliche Selbstsucht des Einzelnen zu überwinden und Hingebung für das Gemeinsame zu erregen, als in dem Bewußtsein, daß Gott in diesem Gemeinsamen gegenwärtig lebe, und wir seinen Willen durch das Pflegen dieses Gemeinsamen erfüllen?

Ist das Gesagte wahr, so muß auf dem politischen Gebiete das Zeichen einer Krise sich einerseits in dem Uebertreiben der Gewalt der Herrscher und andererseits in dem Absterben des Gemeinsinns, und also dem Zunehmen der Selbstsucht der Einzelnen zeigen. Denn in gewöhnlichen Zeiten werden beide im Zaume gehalten durch den verständigen Eigennutz. Man regiert erträglich, man fröhnt der Selbstsucht mit Maß und Anstand: nicht weil das Gottesbewußtsein dazu treibt, aber es besteht doch noch eine Achtung vor der Ehre, und vor allem eine, wenn auch kurzsichtige Berechnung des Vortheils.

Die formulirte Lüge der Gottlosigkeit auf diesem Gebiete ist seitens der Herrscher die Vergötterung schrankenloser Gewalt (des Absolutismus) als eines göttlichen Rechtes: als wenn alles Göttliche nicht seiner Natur nach gemeinsam, mittheilend, liebend wäre und als wenn Schrankenlosigkeit menschlicher Gewalt nicht Wahnsinn heißen müßte, deren Vergötterung aber Lästerung! In diesem Wahnsinn sahen wir alle asiatische Reiche und Regenten unfehlbar untergehen: nicht zufällig, sondern vermöge der göttlichen Weltordnung, welche das Uebermaß des Frevels nicht duldet.

Sollte die Vergötterung aristokratischer Macht oder der Volksgewalt, als Ueberhebung über die göttlichen Schranken der Menschheit und über die ewigen Gesetze der göttlichen Weltordnung, weniger gottlos sein? Gewiß nicht! auch sehen wir hier dieselben Zeichen des Untergangs. Der innere Widerspruch ist hier noch größer: beim Absolutismus des Autokraten wird allerdings Freiheit und Recht anerkannt, jedoch ausschließlich für den Einen: bei der Aristokratie schon für eine Gesammtheit, was die Anerkennung der Rechte einer Gemeinde überhaupt voraussetzt: bei der Demokratie endlich wird gleiches Recht als Grund verkündet, und dann die Macht gebraucht, um der schnödesten Selbstsucht zu fröhnen.

So ist denn auch deshalb die politische Verschuldung und das daraus entspringende Verhängniß am entsetzlichsten in der entarteten Demokratie. Hier wird das Kühnste und Seltenste, die gleiche Berechtigung des Einzelnen als höchster Grundsatz aufgestellt, und die Hingebung Aller für das Gemeinsame gefordert. Wenn nun die daraus hervorgehende Freiheit misbraucht wird um der schrankenlosesten Selbstsucht zu fröhnen, wenn das herrschende übermächtige Volk Gewalt und Unterdrückung übt gegen machtlose Stämme und Staaten, weil der

gewaltige Nachbar ihres Landes bedarf; so ist das größte Gericht Gottes vor der Thür, wenn nicht der bessere Geist des Volkes sich ermannt und erneuert. Das wird aber nie ohne Einkehr ins Ewige, ohne religiöse Erhebung, ohne persönlichen sittlichen Glauben geschehen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so dürfen wir sagen, daß auf dem politischen Gebiete als Zeichen des Unterganges die Vergötterung des selbstischen Genusses erscheine: sei es, daß Macht oder Geld, um ihret= oder um des Genusses willen, mit schnöden Künsten ehrlos erstrebt werden. Das Recht misbraucht zum Unrecht, die Macht Gutes zu schaffen, zur Entsittlichung, die Freiheit selbst zur Knechtung — das sind die Zeichen der letzten Zeit!

Fünftes Hauptstück.

Das Gesittungsergebniß.

Wahre Gesittung ist Fleisch und Blut gewordenes Gottesbewußtsein im Volke.

Die Gesittung erweist sich als Kunst, als Poesie, als Wissenschaft und als nationales Schriftthum. Welches Gottesbewußtsein darin sich offenbaren kann, zeigt am gegenständlichsten die Geschichte der griechischen Bildung. Aber auch die neuere Geschichte hat Trophäen genug hier aufzuweisen: sämmtlich Belege dafür, daß nichts in dieser Gesittung wahrhaft groß ist, als das Menschliche, und daß sie mit dem Gottesbewußtsein abstirbt, aus welchem sie hervorging.

Gesittung ohne Gottesbewußtsein ist nichts als civilisirte Barbarei und verkleisterte Roheit. Es hilft nichts, daß man versucht, die Lüge und den Tod zu verstecken. In der Kunst stirbt mit dem Geiste das Gefühl ab für Form und Maß, welche beide aus ihm hervorgingen. Die Wissenschaft sinkt herab auf das Wissen um Kleinigkeiten, während alles Große und Wahre unverständlich wird. Das Schriftthum ist eine Zeit lang geleckt und glatt, obwol ohne wahren Geist und Geschmack: Uebertreibung wird für Kraft, Schwulst für Begeisterung genommen. Es bedarf dann aber nur äußerer Widerwärtigkeiten und einbrechender

öffentlicher Unfälle, damit die Hohlheit aller Zustände sich in ihrer ganzen Entsetzlichkeit offenbare. Doch zeigt sich die Gottlosigkeit einer falschen Gesittung am stärksten in den allgemeinen Verhältnissen, welche von der Sitte beherrscht werden: in der Ehe, in der Häuslichkeit, im Verkehr, in allem, wo Treue und Glauben ursprünglich mit Gesittung gleichbedeutend war, und nun ein vollkommener Widerspruch dem Bewußtsein der Menschen immer klarer und klarer vorliegt.

So gehen die Völker eigentlich unter durch das Verderbniß der socialen Zustände, das heißt der Urbedingungen des gemeinsamen Lebens und der Urschöpfungen des sittlichen Geistes.

Dieses Verderbniß selbst aber hat wiederum seinen ersten Grund in dem Verderben des Einzelnen, und zeigt sich am meisten im Absterben und Untergange des Glaubens an die persönliche sittliche Verantwortlichkeit.

In diesem Sinne also kann man sagen, daß das Verderben der Religion das Verderben der Nationen sei, und dieses Verderben seinen tiefsten Grund habe in der Entartung des ursprünglichen Gottesbewußtseins. Das aber ist der Fluch unsittlicher Regierungen, daß sie einen großen Theil der Sünde des Einzelnen, also überhaupt des Bösen auf der Erde hervorrufen: und das die schwere Verantwortlichkeit der höhern Stände, daß sie durch das Verderben und die Verzweiflung der arbeitenden Klassen sich selbst ein Gift und zuletzt dem Staate den Untergang bereiten.

Hiergegen vermögen alle Künste der civilisirten Tyrannei nichts. Sie gehen immer auf zwei gleich verderbliche Wege hin. Einmal wird versucht, alles Höhere und Edle zu ersticken durch die Begünstigung und Erleichterung der sinnlichen Genüsse des großen Haufens und der höhern Stände. Ver-

schwenderische Pracht heißt Anstand, Mode tritt an die Stelle der Sitte: sittliche Schlaffheit und Gleichgültigkeit heißt Menschlichkeit, freches Laster liebenswürdige Schwäche, niedrige Sklaverei ergebene Gesinnung, Loslassung des Thierischen im Menschen, innerhalb der polizeilichen Ueberwachung, die wahre Freiheit.

So war es bei den despotischen Reichen Asiens, und schwerlich viel besser in Tyrus und Sidon: doch das Entsetzlichste und am geschichtlichsten aufbewahrte Beispiel, sowol der Sünde als der Strafe, ist das kaiserliche Rom. Kann ähnliches Verfahren in christlichen Ländern andere Folgen haben? Ja, nämlich noch viel entsetzlichere!

Der andere Weg ist die Heuchelei. Man berechnet, daß frommer Sinn ein großes Glück sei für die Völker, bei welchen sie sich findet, und Religion das beste Mittel Zucht und Sitte herzustellen, auch den Gehorsam der Unterthanen zu sichern. Statt nun auf innerliche, sittliche Erneuerung hinzustreben, und dabei mit gutem Beispiele voranzugehen, stellt man äußerliche Gebräuche wieder her, schmeichelt der Priesterschaft, gibt ihr die geistige Leitung des Volkes, und sinkt doch gerade in den Abgrund, wenn man wähnt, sich die festeste Stütze gesichert zu haben. So mehre der römischen Kaiser von Augustus an. Früher oder später kommt die Weltkrise: es wird Gericht gehalten, und Volk und Regierung gehen unter: diese unrettbar, jenes nur rettbar durch erneuertes, innerliches Gottesbewußtsein, und Aufnehmen des im Herzen der Menschen immer wieder anklingenden, ewig jungen und verjüngenden Wortes der Offenbarungen Gottes.

Zweiter Abschnitt.

Die Folgerungen.

Einleitung.

Die Zeichen der innern und äußern Krise der Gegenwart.

Falls unsere Erforschung und Betrachtung der weltgeschichtlichen Entfaltung des Gottesbewußtseins und des Waltens der ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung nicht ganz der Wahrheit entbehrt, so fließen die voranstehenden Ergebnisse mit solcher Natürlichkeit und Nothwendigkeit aus den Thatsachen, welche wir als die leitenden und in sich zusammenhängenden Erscheinungen des Gottesbewußtseins der Menschheit während der letzten fünf Jahrtausende gefunden haben, daß wir wol annehmen dürfen, es müsse diesen Erscheinungen ein ewiges Gesetz zu Grunde liegen. Auch ohne daß ein speculativer Beweis geführt wird, wie solche Gesetze im Denken als nothwendig erscheinen, genügen Induction und Analogie für die Annahme, daß eine allgemeine Erfahrung auch für uns und unsere Zustände gelte. Auch unser Gottes-

bewußtsein in Religion, im Staat, in Gesittung ist also ein Theil der allgemeinen Entwickelung. Es tritt damit die Frage an uns heran: was denn folgt aus den bisher betrachteten Erscheinungen und Ergebnissen für jeden von uns persönlich, für unsere gemeinsamen Zustände, und für die Zukunft der Menschheit?

Da wird es denn wol unter den Besonnenen nur Wenige geben, wenn irgend Jemand, der angesichts jener Thatsachen diese Frage, mehr oder weniger anknüpfend an die Schlußbetrachtung jener Ergebnisse, sich nicht etwa so stellte:

Befinden wir uns nicht mitten in einer jener großen Krisen, und vielleicht am Vorabende einer Katastrophe der europäischen Menschheit?

Wir können, scheint es, die Frage nicht abweisen ohne schuldbare Feigheit und strafbare Gleichgültigkeit: ja nicht einmal ohne den Vorwurf innerer Unwahrheit.

Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir damit auf ein ganz neues und sehr zartes Gebiet treten. Bisher hatten wir vollendete geschichtliche Thatsachen vor uns, und die Ergebnisse gingen hervor aus abgeschlossenen Zuständen: hier finden wir uns in der Strömung werdender Zustände, in denen wir alle betheiligt, also, nach Art der menschlichen Natur, mehr oder weniger befangen sind. Geht jene Strömung abwärts oder aufwärts? Was ist in unsern Zuständen abwärts und aufwärts? Gehet Alles auf Zerstörung hin oder Alles zum Aufbauen, oder sind die Zustände gemischt? geht die Krise zur gänzlichen Auflösung, oder zu neuem, besserm Leben auf dieser Erde? Wir werden mit diesen Fragen an unsere Gegenwart zunächst vor die Wissenschaft des Geistes treten, und vor deren praktische Anwendung, die Nationalerziehung und höhere Bildung. Dabei versehen wir uns, wenn

auch vielfachen Widerspruchs, doch eines ruhigen Gehörs. Anders aber ist es bei den drei folgenden Hauptstücken: den Folgerungen für das Kirchliche, für das Staatliche und für die socialen Zustände. Bei der Erörterung solcher Fragen ist es leicht vorherzusehen, daß nicht wie dort die Gelehrten, die Besonnenen, die Forscher und Denker, die Erfahrenen, mitsprechen und das Urtheil zuletzt beherrschen. Vielmehr pflegen jedesmal, wo es die nächsten, eigenen Belänge gilt, die Leidenschaften, und hinter ihnen die Selbstsucht und der irdische Vortheil und Besitz das große Wort zu führen, und statt der obersten Macht des Gewissens und der Vernunft werden von Denen, welche daran nicht glauben, oder sich vor einem solchen Gerichte fürchten, ganz andere Kräfte und Beweisführungen zur Hülfe gerufen. Dieses gilt namentlich von Allem, was Kirchlichkeit und Confessionalismus betrifft; denn hinter diese ist es am leichtesten, ganz andere Belänge zu verstecken. Damit wir also hier nicht unnöthigerweise verletzen und aufregen, wollen wir uns alles Eingehens in die Zustände und die Zukunft der römischen und griechischen Kirche gänzlich enthalten. Die Vertheidiger derselben sind mit uns darin einig, daß die Christenheit sich in einer Krise befinde. Ihrer nunmehr dreihundertjährigen Behauptung, daß diese Krise die Schuld der Reformation sei, welche die Völker zum Untergange führe, stellen wir die Thatsache apologetisch entgegen, daß diese Krise sich als ein gedeihliches Aufringen zum Leben erweist aus einem tausendjährigen Tode, oder wenigstens aus einem langen Verderben und Misverstande, welche die Gegner doch nicht leugnen.

Das zunächst gefährliche oder bedenkliche Feld ist das politische. Auch hier überlassen wir in einem, der ruhigen und geschichtlichen Betrachtung geweihten Werke die besondere An-

wendung dem Gewissen der Leser: was wir zu kennzeichnen suchen ist nicht persönlich noch vereinzelt.

In beiden Hauptstücken, dem kirchlichen und dem politischen, haben wir uns auf die Formulirung kurzer Sätze beschränkt. Unser Werk ist ein historisches: was darüber hinausgeht und in die Gegenwart eingreift, wird nur angedeutet, damit der Leser selbst finde, ob die Folgerung aus der geschichtlichen Betrachtung fließe oder nicht.

Der letzte Abschnitt berührt das was man mit dem allgemeinen Namen Gesittung nennen kann. Denjenigen, welche meinen, daß wir bei der Schilderung des Kritischen in den Zuständen unserer Gesittung, Literatur und Kunst, also überhaupt in unsern socialen Zuständen eine zu trübe oder zu herbe Ansicht verfolgen, wollen wir nur wiederholen, daß unsere Weltanschauung durchaus keine trübe ist, und daß, wenn wir Schweres und Betrübendes aufzeigen, wir davon eben so viel mindestens leiden, als irgend ein Anderer, obwol wir nicht ohne Trost, sondern voll Hoffnung sind.

Alle unsere Beurtheiler aber bitten wir nicht zu vergessen, daß wir nur Umrisse zeichnen mit Rückblick auf das Vorhergehende, obwol das Eingehen in Einzelnes oft sehr verlockend gewesen sein würde.

Erstes Hauptstück.

Die wissenschaftliche Folgerung.

Die Aufgabe der Wissenschaft ist, die Methode der Philosophie der Menschheitsgeschichte zu finden.

Erster Satz.

Philologie, Historie und Speculation vereinigt führen zur positiven Philosophie des Geistes.

Die drei Ausgangspunkte sind die im Ersten Buche näher bezeichneten: der philologische, für die Erforschung und Sichtung des gegebenen Thatsächlichen, als solchen; der historische, für die Entdeckung und Darstellung des ursachlichen Zusammenhanges und der Entwickelung dieser Thatsachen; endlich der speculative, für die Auffindung der Gesetze der Entwickelung des also gesichteten und in seinem geschichtlichen Zusammenhange nachgewiesenen Thatsächlichen. Wenn wir nun auf jedem Schritte, um an die Wirklichkeit zu gelangen, dieser drei Ausgangspunkte der Betrachtung bedürfen, so kann es sich gegenwärtig weniger als je um eine „Umkehr der Wissenschaft" handeln, wie Diejenigen gesagt haben, welche Gewissen und Vernunft lästern, oder wenigstens ihnen mistrauen. Vielmehr müssen wir aus den Ergebnissen unserer Forschung die Folgerung ziehen, daß umgekehrt eine Vertiefung und Belebung der Wissenschaft des Geistes uns Noth thut. Jene

Wissenschaft soll nicht getrennt bleiben vom Leben, sondern mit ihm in innigere Verbindung treten. Der Menschengeist soll bei seinem Wissenstriebe nicht auf Mathematik hingewiesen und darauf beschränkt werden: es handelt sich vor allem um eine innigere Verbindung mit der menschlichen Wirklichkeit und eine fruchtbare Betrachtung ihrer Vergangenheit. Wir kennen unmittelbar nichts als Mensch und Menschheit, und wir kommen bei ihrer Betrachtung bald dahin, daß beide ihre erste Ursächlichkeit weder in der Natur noch in sich selbst haben, sondern in einem ewigen, wollenden Gedanken, den die Menschheit in ihrer Entwickelung darstellt, ohne ihn zu erschöpfen. Wir müssen jetzt mehr als je Ernst machen mit dieser schwer und mühsam errungenen Erkenntniß, und aus der Betrachtung von Gott, Mensch und Menschheit, als der ewigen und einigen Wesenhaftigkeit, unser Gottesbewußtsein, und durch dasselbe alles geistige Leben aufbauen, um uns aus der Verwirrung früherer Jahrhunderte und dem Drucke absoluter Gewalten zur Klarheit des göttlichen Wissens und der Freiheit des Reiches Gottes zu erheben. Dazu ruft uns laut die Noth der Zeit und die Stimme der Weltgeschichte. Die ganze europäische Menschheit aller Welttheile und aller Bekenntnisse hat hierfür denselben Beruf.

Zweiter Satz.

Die Wissenschaft des Gottesbewußtseins muß jetzt vorzugsweise mit der Sichtung und geschichtlichen Anordnung der Thatsachen vorangehen.

Nachdem es fast ganz allgemein erkannt ist, daß die speculative Kritik der Phänomene des Geistes, auf dem Wege des reinen Gedankens, ihren Lauf von Kant bis Hegel vollendet hat, ohne selbst in Schellings neuerm System zu der wirklichen positiven Philosophie geführt zu haben; bleibt uns

bei der anerkannten Untüchtigkeit des aphoristischen Empirismus nichts übrig, als die Phänomene des Geistes in der Zeit gerade so zu betrachten, wie die Erscheinungen der Natur im Raume, namentlich in der Astronomie schon seit mehren Jahrhunderten behandelt worden sind. Wir werden also jene Phänomene hinsichtlich ihrer Wahrheit als Erzeugnisse der Vernunft ansehen, hinsichtlich ihres Wesens als dem Sittengesetz im Menschen entsprechend, und versuchen sowol sie als abgesonderte, vollendete Erscheinungen zu begreifen, als auch die Gesetze dieser Entwickelung zu entdecken und darzustellen.

Wäre nun der geschichtliche Stoff bereits vollständig gesichtet, also nach den Kategorien oder begrifflichen Grundformen des endlichen Seins geordnet und historisch verbunden, also nach den Kategorien des Werdens oder der Entwickelung; so könnte man allerdings am besten ohne weiteres in den speculativen Theil der Untersuchung eingehen, und auf dem Wege des Gedankens jene Gesetze der Entwickelung der Menschheit zu erkennen, und behufs der Stärkung und Läuterung des bildenden Gottesbewußtseins zur Darstellung zu bringen suchen. Das ist aber so wenig geschehen, daß das Meiste hier noch zu thun sein dürfte. Wir müssen also den mühsamen Weg der philologischen und historischen Forschung nicht scheuen, bei dessen Verfolgung uns aber immer das hohe Ziel vor Augen halten — das Verständniß von Gott, Mensch und Menschheit — um uns nicht in Kleinigkeiten auf unfruchtbaren oder jetzt wenigstens nicht anzubahnenden Pfaden zu verlieren.

Gleichzeitig wird aber dabei doch auch der Gedanke sein Recht fordern und erlangen: denn er gewinnt eigentlich jetzt erst seinen höchsten Gegenstand, die Wirklichkeit, das ewige Sein, erkannt in seiner endlichen Entwickelung.

Zweites Hauptstück.

Die pädagogische Folgerung.

Die Aufgabe der Erziehung ist harmonische Entwickelung des Gottesbewußtseins.

Der Geist wird am meisten durch den Geist gebildet und zur Selbstkenntniß geführt: und deshalb sind für die Erziehung eines Volkes zur Menschheit (Humanität) Sprache und Geschichte, die Denkmäler des Geistes und die Vorbilder der sittlichen Kraft und Reinheit, viel wirksamer als Mathematik und Naturwissenschaft. Also zunächst Muttersprache, biblische und vaterländische Geschichte. Die höhere Bildung aber hat (wie wir gesehen) eine doppelte menschheitliche Wurzel: die biblische und die des klassischen Alterthums. So steht denn auch die höhere Nationalerziehung auf dieser doppelten Basis. Bibel und Alterthum sind die beiden Augen unsers Gottesbewußtseins, unserer Welt- und Nationalbildung: durch sie angeschaut werden unsere eigenen Zustände uns in ihrer göttlichen und menschheitlichen Bedeutung erst recht verständlich.

Also wird bei der allgemeinen Volkserziehung das biblische Element vorherrschen müssen, das heißt, die Weltgeschichte vom Standpunkte des unmittelbaren Gottesbewußtseins mit Christus als Mittelpunkt. Bei der höhern, mehr wissenschaftlichen Bildung wird dagegen das klassische Alter-

thum hervortreten müssen, das Biblische mehr den individuellen Bedürfnissen überlassen bleiben.

Die Bibel als Geschichte Gottes muß hiernach das allgemeinste Lehrmittel sein. Sie ist es aber nur bei den evangelischen oder gemischten Völkern: bei den katholischen ist das Biblische verpönt, das Geschichtliche überhaupt als Forschung sehr beschränkt. Der Volksunterricht hat also eigentlich bei diesen gar keine heilige, menschheitliche Grundlage, sondern wird sich mehr auf Einlernen von Bräuchen und auf Dasjenige beschränken, was dem Kirchlichen neutral ist. In diesem Umstande liegt ein ganz unberechenbarer Unterschied des Gottesbewußtseins der evangelischen und der katholischen Völker. Dort ist jene älteste und heiligste Urkunde des Menschengeschlechtes, das Erste Buch des Gesetzes, die Nahrung des jugendlichen Geistes aller Klassen, und eben so die Erzählung vom Leben Jesu, mit allem was an beiden hängt. Weltgeschichte und menschliche Persönlichkeit werden dadurch dem Volksgeiste, und zwar den künftigen Müttern wie den künftigen Männern, vom Mittelpunkte des Gottesbewußtseins vorgeführt. Gottes Geschichte, urkundlich, unmittelbar, ist vom Schooße der Mutter bis zur Volksschule der Gegenstand der Belehrung und Betrachtung des kindlichen Geistes aller Stände, wie der Forschung und des Nachdenkens der ersten Männer und Geister der Nation. Wie hingegen soll ein lebendiges Gottesbewußtsein unter einem geistreichen und altgebildeten Volke (und das sind alle romanischen Völker vorzugsweise) da entstehen, wo die Bibel das unbekannteste Buch, ihre Verbreitung das verbotenste Werk ist, ja als ein verfluchtes gescholten wird? Gottes Geschichte in der Erziehung auch nur verdrängen, ist noch mehr (wegen der Heiligkeit des Geistes über die Natur) als Gottes

Sonne auf der Erde verhüllen wollen! Die Folgen liegen am Tage.

Der Gegensatz zeigt sich in Holland, verglichen mit Belgien (dem jetzigen, nicht dem von 1560), und in der protestantischen Schweiz mit den katholischen Cantonen. Die entgegengesetzten Behauptungen, z. B. in Rendu's Bericht über die deutschen Schulen, beruhen theils auf Unkenntniß, theils auf engherziger klerikaler Anschauung. Aber auch die evangelischen Bildungsanstalten sind noch keineswegs zu ihrer vollen Ausbildung gelangt: in England wegen des Mangels aller philosophischen Methode bei dem Sprachunterrichte, und auch bei dem Unterrichte in der Religion; in Deutschland wegen des Verwechselns von Wissen und Können. Jenes ohne dieses hat als Bildungsmittel einen sehr geringen Werth, und einen um so geringern bei der Volkserziehung und der allgemeinen, nationalen Bildung. Das Wissen verschwindet spurlos, das Können gar nicht, oder mindestens nicht ohne dauernde Spur und Wirkung. Man kann nun offenbar viel weniger als man weiß, d. h. nur mit dem Verstande aufgefaßt hat. Aber das Können allein übt die Selbstthätigkeit: das Wissen nur die Empfänglichkeit für Eindrücke. Jenes bringt thätige, entschlossene Charaktere hervor, dieses leicht Bücherwürmer, Träumer oder Schwätzer. Gottesbewußtsein ist Leben, Leben Kraft: die Kraft wird aber nur erworben durch Selbstthätigkeit.

Das Uebermaß der Lehrstunden in unsern Gymnasien ist also nicht blos Folge des Eindringens der sogenannten Realien, das heißt der positiven und technischen Lehrgegenstände, sondern auch des Sinkens jenes Gottesbewußtseins, aus welchem die ältere Studienordnung Preußens hervorging. Man hat vergessen, daß Schulen nicht Gelehrte und Schulmänner, sondern Menschen, Volks- und Staatsmänner bilden sollen.

Die Begeisternng für das Alterthum kann nur durch die Wahl des Besten und Hervorhebung des Menschlichen in ihm geweckt und erhalten werden.

Den höhern Forderungen der Mathematik und den Realien kann man nur in den Progymnasien (bis Ober-Tertia) genügen: alles Weitere gehört in die Realschulen, welche am besten mit den beiden obern Klassen parallel laufen dürften. Das eigentlich Technische erfordert Realuniversitäten und hat sich in einem unserer sogenannten Polytechnischen Institute (in Carlsruhe) diese Form schon fast gefunden.

Auf diese Weise kann auf den Universitäten Zeit und Kraft bleiben zur menschlichen Fortbildung, wofür es kaum einen weniger geeigneten Gegenstand geben dürfte als die gelehrte juristische Bildung für künftige praktische Männer der Verwaltung. Und doch nehmen die Vorlesungen darüber jetzt bei weitem den größten Theil der Zeit und Kraft der künftigen Lenker und Verwalter des Staates weg, während die im Laufe dieses Jahrhunderts positiv ausgebildeten staatswirthschaftlichen Wissenschaften fast allen unsern Staatsmännern, bis auf die neueste Zeit, gänzlich unbekannt geblieben sind.

Wie nun hängt alles dieses zusammen mit dem Gottesbewußtsein? Aufs unmittelbarste und innigste! Das Gottesbewußtsein ist das Bewußtsein um den innern, menschlichen Sinn und Zusammenhang und die Harmonie der einzelnen Zweige des menschenbildenden Wissens, unter einander und mit der Wirklichkeit. Das ist die Basis des Bewußtseins Gottes in der Erziehung!

Nicht weniger ernste Lehren aber scheinen uns die Ergebnisse der Geschichte dieses Bewußtseins auf dem Gebiete der Volksschulen zu geben, namentlich in dem religiösen Unterrichte. Die Unterweisung soll hier vorzugsweise erziehend

sein. Da ist es denn ganz in der Ordnung, daß man an die Stelle kraft- und salbungsloser oder verschraubter „Biblischer Geschichten" in der Schule, und neben oft endlosen (wo nicht geistlosen) Predigten in der Kirche, das Lesen der Bibel selbst wieder in beiden einzuführen suche. Allein die Auffassung der Schulmänner und Kirchenräthe, welche dieses in den letzten Jahrzehenden betrieben haben, scheinen dabei großentheils mehr von einem Eifer für die Masse und den Buchstaben als für den Gehalt und Geist der Bibel beseelt gewesen zu sein. Man wird dadurch so wenig in den Schulen und den Gemeinden, als in den Schullehrerseminarien den Zweck erreichen, sondern umgekehrt nur Heuchelei oder Widerwillen hervorrufen. Auch hier dürfte sich der bedauerliche Umstand herausstellen, daß die Männer der Wissenschaft sich in den letzten vierzig Jahren wenig um die Wiederbelebung des religiös-kirchlichen Sinnes bekümmert, und noch weniger mit der Gemeinde und deren Bedürfnissen beschäftigt haben. Die wissenschaftlichen Probleme zur Befriedigung dieser Bedürfnisse sind noch zu lösen, und die Pastoren werden sie schwerlich lösen.

Endlich gehört zur harmonischen Ausbildung des Gottesbewußtseins im Einzelnen und im Volke auch der gymnastische Theil, oder die Ausbildung einer gesunden und schönen Leiblichkeit. Das Turnen hätte nie beseitigt werden sollen, gäbe es auch bessere Gründe für eine solche Beseitigung als die, welche in der Kampzischen Zeit vorwalteten. Aber mit Herstellung des Turnens und Schwimmens allein ist's nicht gethan. Das physische Leben wird, bei den jetzigen Einrichtungen der meisten Schulen, nicht weniger geknickt als das geistig-sittliche, durch die Ueberfüllung der Schulen mit Lehrgegenständen. Der Knabe und der heranwachsende

Jüngling hat, und namentlich in den höhern Klassen der Schulen, fast doppelt so viel Stunden in doppelt so viel Gegenständen, als er wirklich verarbeiten kann. Daraus, und in den Anstalten auch aus dem Mangel hinlänglicher und stärkender Kost, und aus der (für Schüler wie für Lehrer) gewissenlosen Beschränkung der Ferien, und ihrer Verkümmerung durch maßlose Ferienarbeiten, ist Vieles zu erklären. Das gesunde Leben der Nation ist dadurch in jeder Hinsicht geschwächt, eben sowol als durch die geistlose Pedanterei, womit in vielen höhern Anstalten das Studium des Alterthums betrieben wird.

Daß man Wehrhaftigkeit und Schulgymnastik getrennt, ist ebenfalls ein Zeichen des Sinkens jenes Geistes, welcher sich von 1808 an neubelebend geltend machte, seit 1820 aber mehr oder weniger systematisch niedergedrückt wurde.

Keine Bildung wie keine Religion ohne lebendiges Gottesbewußtsein! keine Erziehung als durch Sprache, Bibel und Alterthum, in ihrer menschheitlichen Bedeutung! Aber auch keine gesunde nationale Erziehung ohne gesunde und schöne Leiblichkeit und volle Freude am Dasein!

Drittes Hauptstück.

Die kirchliche Folgerung.

Die Form der jetzigen kirchlichen Lehre und Gottesverehrung entspricht nicht dem Gottesbewußtsein der Gegenwart.

Die Thatsache, daß keine der jetzt bestehenden größern Gemeinschaften den Forderungen entspricht, welche sich aus unserer bisherigen Betrachtung ergeben, bedarf keines Beweises. Also auch nicht die Folgerung, daß sie alle sich reformiren oder untergehen müssen. Denn das Eigenthümliche einer kritischen Zeit ist ja eben dieses, daß gewisse krankhafte Zustände, welche sich vielleicht Jahrhunderte hindurchgezogen haben, aufgefordert werden durch die Stimme der Weltgeschichte, das heißt durch die Noth, sich von innen heraus neu zu gestalten, wenn sie nicht hinweggeschwemmt werden sollen von einer neuen Flut.

Natürlich gibt es dagegen auf dem Gebiete der Theologie unwiderlegliche Einwendungen und Gegengründe, und auf dem politischen Gebiete auch Zwangsmittel, dergleichen unbequeme Betrachtungen zu beseitigen. Allein der Historiker des Gottesbewußtseins hat seine Berechtigung bei dem hohen Gegenstande, welchen die Theologen den ihrigen nennen. Es ist seine Pflicht die Wahrheit der Thatsachen zu erforschen und auszusprechen: denn das ist der Beruf des Priesterthums der Menschheit. Inquisition, Verfolgung und Verdächtigung soll

kein Christ fürchten: sie sind auch Gottlob! den Lesern dieses Werkes nur durch die Versuche sophistischer Rechtsgelehrten und Theologen und ihrer kurzlebigen Helfershelfer bekannt.

Nach dieser Erklärung übergeben wir die folgenden Sätze dem Gewissen und dem Nachdenken unserer Leser.

Erster Satz.

Die Gemeinde der Zukunft muß als Trägerin der Grundidee aller Anbetung anerkannt und dargestellt werden, nämlich des wahrhaften Opfers.

Die Gemeinde ist die sichtbare Darstellung der Gegenwart Gottes unter den Menschen, sein Tempel und Heiligthum: ihre Anbetung das Gelöbniß diesem Gottesbewußtsein gemäß in Heiligkeit und mit hingebender Liebe zu denken und zu leben. Das ist das wahre und ursprüngliche Opfer der Gemeinde: das Evangelium fordert dieses Opfer, und nur dieses: die Reformation erkennt das Prinzip, aber ihre Formulare sind nur provisorisch und entsprechen jener Forderung nicht. Wissen und bedenken das die Bischöfe, die Kirchenräthe und die kirchlichen Conferenzen?

Zweiter Satz.

Der Gottesdienst muß hinsichtlich des Gehalts zugleich biblisch und geistig sein.

Wie die Form ihren lebendigen Mittelpunkt hat in der Opferidee; so der Gehalt des Gottesdienstes in der Bibel, als weltgeschichtlicher Offenbarung. Dieses bringt also mit sich eine vernünftige Verlesung der Bibel: die evangelische Geschichte muß Mittelpunkt sein, und die rationell-biblische Darstellung der Geschichte der Offenbarung Gottes in der

Menschheit im Kirchenjahr sich von da aus gestalten. Haben das unsere Consistorien und Kirchenräthe gethan?

Dritter Satz.

Der Gottesdienst muß freie und feststehende Elemente haben, darf aber nie herausgehen über die Bedeutung eines Sinnbildes, und also darf neben der Anbetung die Predigt nicht fehlen.

Die Predigt ist das im Geiste des Predigers wiedergeborene Wort Gottes: ohne das Wort ist der christliche Gottesdienst ein unvollkommener, und steht immer in Gefahr in ein Zweckwerk oder selbstgültiges Werk auszuarten, das heißt ins Judenthum oder Heidenthum zurückzufallen. Wissen und bedenken das unsere Liturgen?

Vierter Satz.

Beten kann nicht befohlen werden: aber es kommt von selbst durch den Geist Gottes aus dem durch Verlesung und Predigt des Wortes Gottes gehobenen Gottesbewußtsein der Gemeinde, welche Christus als ihren König weiß, und durch Aelteste und Synoden ihres Vertrauens ihrer Freiheit sich bewußt wird.

Wie soll sich die anbetende Gemeinde freudig erbauen, wenn sie in ihren eigensten Angelegenheiten bevormundet und gemaßregelt, und ihres Lebens nimmer froh wird?

Viertes Hauptstück.

Die politische Folgerung.

Nur die Staaten der gesetzlichen Freiheit können die jetzige Krise überleben.

Auch hier stehen die Folgerungen aus unserer Erforschung und Darstellung des Gottesbewußtseins der Menschheit in ihrer geschichtlichen fünftausendjährigen Entwickelung so klar auf jedem Blatte der Weltgeschichte geschrieben, für Jeden, welcher an eine göttliche Weltordnung, also an Gott, glaubt, und die Bedürfnisse seines Gemüthes und der Gegenwart kennt, auch dafür zu leben und zu sterben willig ist, daß es als unnöthig erscheint mehr zu thun als diese Folgerungen in möglichst bündiger Fassung kurz aufzustellen. Nur die gesetzliche Freiheit ist nach dem evangelischen Christenthum wirklich gottgefällig, weil allein sittlich. Ja die bürgerliche Freiheit ist die Gewähr der Aufrichtigkeit des evangelischen Bekenntnisses, und nothwendig zur Bildung gesunder Gemeinden und zur Herstellung der Harmonie des Lebens. Die bürgerliche Freiheit endlich ist nothwendig nach der göttlichen Weltordnung, weil das Reich Gottes durch Völker und Staaten fortschreitet. Jetzt aber thut sich allgemein ein Regen des religiösen Geistes kund als Nationalsache. Die beiden großen Gegensätze der geistigen Strömung der letzten dreihundert Jahre, der Romanismus, welcher die Völker ohne Reformation zur politischen Freiheit führen will, und der

Germanismus, welcher vor allem nach religiöser Freiheit und sittlicher Reform strebt, sind verschwunden.

Erster Satz.

Die politische Krise ist eine religiös-kirchliche geworden, und die religiös-kirchliche eine politische: die Völker und Staaten bedürfen aber einer innern, sittlichen Erneuerung.

Zweiter Satz.

Die Völker verlangen von den Regierungen größere Freiheit, die Regierungen größere Opfer von den Völkern, aber wenige ziehen daraus einen richtigen Schluß: ein innerer Widerspruch, welcher eine Weltkrise herbeiführen muß.

Mit diesen beiden Sätzen ist viel mehr ausgesprochen und gefordert, als die meisten Menschen sich bei diesen Worten denken. Freiheit ist Selbstverwaltung und Selbstregierung: diese aber setzen die Kraft sittlicher Willensbestimmung und also Selbstbeherrschung im Einzelnen voraus. Volksfreiheit ohne Revolution setzt voraus das gegenseitige Vertrauen Aller, gegründet auf Vertrauen auf Gott und Glauben an die sittliche Weltordnung.

Deshalb kann jedes Volk wol die Freiheit verkündigen, aber nur ein auf sittlich-religiöser Basis stehendes Volk kann sie wirklich ausüben und erhalten. Und jede Regierung kann am Ende der Nothwendigkeit weichen wollen auf Freiheit einzugehen: aber wenn dann im Volke das innere, sittliche Gottesbewußtsein fehlt, die einzige Quelle aller Erneuerung, wie ist der Revolution dauernd zu steuern?

Fünftes Hauptstück.

Die sociale und chiliastische Folgerung.

Die geselligen Zustände und die Zukunft der Menschheit befinden sich in einer Weltkrise.

Erster Satz.

Der Gegensatz zwischen nationalem Schriftthum und der Gesittung überhaupt einerseits und Religion und Frömmigkeit andererseits, muß eben sowol aufgehoben werden als der Gegensatz von Wissenschaft und Forschung mit Religion und Theologie, oder als der zwischen Freiheit der bürgerlichen Gemeinde und Freiheit der kirchlichen.

Das Leben des neuen Europas ist durch jene Trennung und Scheidung verkümmert worden: und doch ist keine wahre Wissenschaft und Kunst denkbar ohne Gottesbewußtsein, und dieses kann nicht bildend fortschreiten ohne beide. Jene Gegensätze sind im Großen und Ganzen die Gegensätze der romanischen und der germanischen Bildung, und es handelt sich darum, sie so zu begreifen und zu kräftigen, daß sie sich gegenseitig ergänzen. Immer wird dabei das Unterscheidende sich kundgeben, daß nämlich der eine Theil des gebildeten Europas vorzugsweise die eine Seite anstrebt und

ausbildet, der andere dagegen die andere: allein bei vollkommener Durchbildung im Individuum wird sich diese Verschiedenheit wesentlich nur als Gegensatz des Ausgangspunktes darstellen. So ist seit der großen Trennung die Religion der Germanen kunstlos, die der Romanen dagegen strebt nach Schmuck. Bei weiterer Ausbildung aber zeigt sich die germanische Kunst eben so gut wie das nationale Schriftthum religiös, und die Kunst und Literatur der Romanen dagegen strebt nach weltlicher Freilassung. Alle diese Gegensätze sind verschwunden oder verschwindend: ein harmonisches, echt menschliches Leben kann sich gestalten, mit Durchdringung der Stände und der Nationalitäten: es kann aber auch Alles untergehen in Verwirrung.

Zweiter Satz.

Den socialistischen Umwälzungstrieben kann nur durch die wahre sociale Gesinnung und die daraus hervorgehende Erneuerung der geselligen Zustände mit Erfolg entgegengearbeitet werden.

Auch hier zeigt sich die Rettung nur in einer größern Vertiefung und Ausdehnung des Gottesbewußtseins und seiner Verwirklichung von innen heraus.

Niemand wird in Abrede stellen, daß die vor siebzig Jahren begonnene große politische Umwälzung des romanischen Europas furchtbare sociale Elemente in sich schloß, und daß diese nicht allein dort, sondern auch im Schooße vieler germanischer Nationen, mehr und mehr sich entwickelt haben. Das ist der Fortschritt des Todes, und das herrscht vor allenthalben, wo die Erscheinung nicht als Fingerzeig der ewigen Weltordnung erkannt und benutzt ist, um mit der Besserung der politischen und sittlichen Zustände tiefer zu

gehen. Das Uebel ist nicht mehr ein örtliches im staatlichen Organismus, sondern ein allgemeines. Aber jedem Uebel steht, bei innerlicher Gesundheit, die heilende Kraft des sich verjüngenden Lebens siegreich zur Seite. Und haben nicht in der That auch selbst jene Bewegungen eine neue sittlich-religiöse Kraft hervorgerufen, und zwar nicht allein bei den bedrohten höhern Klassen, sondern auch bei vielen vom Socialismus ergriffenen Seelen? Aber nur das Evangelium vermag dieses Wunder in den Massen zu wirken.

Dritter Satz.

Der Glaube an ein bevorstehendes Ende der Welt ist zu beachten als ein fortschreitendes Gefühl der Zeit von einer gegenwärtigen Weltkrise und einer drohenden socialen, politischen und religiösen Katastrophe in Europa.

Die beiden Formen des Vorgefühls einer furchtbaren und doch nicht allenthalben abzuwehrenden Katastrophe der europäischen Menschheit sind die von dem Herannahen des tausendjährigen Reiches, als der Wiederbringung aller Dinge, und die von einer unbedingten Zerstörung: sei es, daß das Ende dieser Welt, als Vertilgung des Menschengeschlechtes, oder nur als Vernichtung der gegenwärtigen Verhältnisse gedacht werde. Von diesen beiden Vorstellungen ist die erste, die chiliastische, oder die Theorie vom Millennium, offenbar die gefördertere: ja, wenn sie richtig, also geistig, gefaßt wird, muß sie die evangelisch-apostolische heißen. Nach dem Evangelium, nach den evangelischen Briefen und nach der Offenbarung des Apostels Johannes ist das Ziel und die endliche Wirkung der richterlichen Wiederkehr Christi die Gründung eines allgemeinen Gottesreiches. Wenn aber nun diese Wiederkehr Christi

das Zeichen des Kampfes und Gerichts sein soll (und das steht klar im Evangelium), also des Unterganges der bestehenden ungöttlichen Ordnungen, politischen und kirchlichen, ist dann Christus nicht bereits wiedergekehrt? Leben wir nicht in dieser seiner richterlichen Gegenwart, seiner verheißenen Zukunft? Ohne allen Zweifel: nach dem Zeugnisse des Evangeliums und der Weltgeschichte. Wer betrügt sich mehr, die Juden, welche noch auf ihren Messias warten, oder die Christen, Fürsten wie Völker, welche nicht merken, daß der Messias, an welchen sie glauben, der richtende Geist des Vaters und Sohnes, wiedergekehrt ist, um Gericht zu halten über diese undankbare und übermüthige Welt, und zum Troste Derer, welche nur von Ihm das Heil erwarten? Wir glauben, daß die Verkündigungen der Apokalypse noch eine große Zukünftigkeit einschließen: aber wir bedürfen ihrer nicht um uns berechtigt zu finden, diesen Satz auszusprechen.

Vierter Satz.

Die bevorstehende europäische Welt-Katastrophe wird eben wie alle vorhergehenden ein Weltgericht sein, und nur eine größere und herrlichere Entfaltung des Gottesreiches zur Folge haben.

Dieses ist bis jetzt in jeder großen Weltkrise der Fall gewesen, und das dadurch fortgeschrittene Gotteswerk auf der Erde hat noch, in jedem Zweige, eine kaum übersehbare Aufgabe weiterer Entwickelung vor sich. Einmal hat die Ausbreitung des Glaubens an das Evangelium sich doch bisher nur in einem sehr engen Kreise bewegt, wenn man die Gaukeleien von Bekehrungen von Kindern und Völkern durch Taufbesprengung beseitigt. Zweitens weil dieser Glaube

bisher doch nur in die äußere Rinde des Weltlebens eingedrungen ist, sobald man auf die Verwirklichung geht: sowol das theoretische wie das praktische Gottesbewußtsein haben noch die größten Probleme der Wissenschaft und des geselligen Lebens zu lösen. Endlich ist selbst der individuelle Glaube an Christus bei den Meisten noch sehr ungeläutert und ungeistlich. Der Autoritätsglaube und das Kleben an Aeußerlichkeiten ist nicht der Glaube, welchen Christus fordert. Entweder ist das Christenthum eine Lüge und die Geschichte des Gottesbewußtseins die Darstellung eines Traumes, oder es wird die Zeit kommen, wo jeder religiös gesinnte Mensch, die Frau wie der Mann, „von Gott selbst geleitet sein", das heißt, die Wahrheit des Christenthums in sich selbst unmittelbar empfinden wird, und wo dieses allein Religion heißt. Dann erst kann die Religion die socialen Zustände durchdringen.

Eben so gewiß muß eine Zeit kommen, wo eine absolute Herrschaft im Staate, religiös und sittlich, wie die Sklavenherrschaft betrachtet, und von beiden Seiten anerkannt wird, daß sie, wie diese, ein noch größeres Unglück sei für Diejenigen, welche sie üben, als für Die, welche sie leiden. Die letztern können durch solche Zustände eben sowol zum Glauben gebracht werden als zur Verzweiflung, die Herrscher selbst aber nur zum Bösen, zur Lüge, zum Wahnsinn.

Endlich, wenn eine göttliche Weltordnung besteht und in Jesu Gottesbewußtsein geschaut und abgespiegelt ist, muß auch eine Zeit kommen, worin die Kriegführung als ein Rest der Verwilderung und eben so unvernünftig als unsittlich, und also die Veranlassung desselben als ein gemeines Verbrechen angesehen wird.

Wer will glauben, daß unsere Staatsmänner auf diesem Wege seien, wie Manche behaupten, und wie schwärmeri-

sche Gemüther meinen? Nicht einmal die erste redliche Anbahnung solcher Zustände durch eine Friedensverbindung sittlich frommer Nationen und aufrichtiger Regierungen, verbunden mit einem Schiedsgerichte, den Amphiktyonen der neuen Menschheit, ist bis jetzt ernstlich angestrebt von irgend einer Regierung. Aber schon daß man die Sache erörtert, und daß die Idee als Mittel politischer Bewerbung und diplomatischer Täuschung gebraucht wird, beweist, daß sie eine Macht in den Gemüthern gewonnen hat. Die Thoren und Heuchler, welche glauben, daß sie dadurch dem herannahenden Gerichte entgehen werden!

Fünfter Satz.

Die Wiederbringung aller Dinge, also der Sieg des Guten auf der Erde, ist das Ziel der Geschichte: der Geist ist unsterblich als sittliche Persönlichkeit, und sein Fortschritt unendlich, denn er ist ursprünglich Eins mit dem ewigen, bewußten Gedanken des Weltalls, und soll diesen Gedanken auf der Erde verwirklichen in schrankenloser Zeit.

Diese letzte Folgerung ist, vom Standpunkte des rein geschichtlichen Forschens nur bedingt zu erweisen, nämlich nur wenn zugegeben wird, was sich nicht geschichtlich, sondern nur speculativ erweisen läßt. Die Vernunft hat bewiesen, und kann zu jeder Zeit in neuer Formel beweisen, daß man endliche Folgerungen auf das Unendliche anwenden kann, insofern nicht das Unterscheidende beider in Betracht kommt, sondern Das, was im Endlichen als unendlich, weil ewig, gesetzt werden muß. Außerdem aber stellt das Gewissen jene Annahme als Heischesatz auf: wir nennen Gewissen, was bei Kant als praktische Vernunft aufgeführt und behandelt wird.

Schluß.

Mit diesem Satze langen wir also bei der äußersten Grenze des uns vorgezeichneten Gebietes an, da wo das Geschichtliche in Poesie oder Speculation, das Schließen nach Analogie und Induction in die Beweisführung durch den reinen Gedanken übergeht. Unterdessen dürfen wir wol annehmen, daß in jenem Heischesatze das dem Menschen eingepflanzte Gottesbewußtsein mit unfehlbarer Wahrheit rede. Wir bedürfen als Philosophen zu dieser Annahme nichts als denselben Glauben der Vernunft, womit die Menschheit an ihr Dasein und ihre Auffassung der sichtbaren Wirklichkeit glaubt. Der denkende Geschichtsforscher nun wird in diesem Glauben an den göttlichen Instinkt mächtig gestärkt durch die Wahrnehmung, daß die edelsten Stämme der Menschheit an demselben festgehalten haben in allen Zeitaltern, und zwar in demselben Grade als sie erleuchtet, tugendhaft und glücklich waren. Der Christ endlich findet diesen Glauben im tiefsten Grunde des Gottesbewußtseins jener einzigen Persönlichkeit, welche nicht allein der Urheber, sondern auch der Gegenstand unsers innersten Gottesbewußtseins ist.

Wenn nun die Entwickelung des menschlichen Geistes als eine Entwickelung des Ewigen, Unendlichen in der Zeit

angesehen werden muß; so wird sie nicht allein eine fortschreitende sein, sondern als eine, nach menschlichem Maßstabe unendliche angenommen werden müssen: das heißt als ein Fortschritt, dessen Ende nicht bestimmbar ist nach menschlichen Zeitverhältnissen.

Was denn wird diese Entwickelung anders sein als eine immer zunehmende Vereinigung von Erkenntniß und Sittlichkeit, eine immer innigere Durchdringung des Wahren und des Guten, also die vollkommenste Schönheit? Beides, Sein und Erkennen, Wahres und Gutes, sind ja Eins in Gott. Ja das sind beide auch, wenngleich in menschlicher Unvollkommenheit, in der Menschheit. Wir sehen sie, bei richtiger Beobachtung, in der Geschichte Hand in Hand gehn, obgleich in Knechtsgestalt und dem gewöhnlichen Auge verhüllt in den Lumpen der menschlichen Unvollkommenheit, außer wo sie in ihren Wirkungen sich unwiderstehlich vor der Welt geltend machen. Die, welche diese Vereinigung als die wahre Weisheit lehren, sind die wahren Jünger der Weltweisheit: Diejenigen aber, welche durch ihr Leben und Wirken diese Weisheit bethätigen, Frauen wie Männer, sind die wahren Jünger des als Geist zum Gerichte wiederkehrenden Christus, und werden die Welt richten mit Ihm.

So gehe denn glaubensmuthig und in Gott selig durch die Jahrtausende, du zerrissene Menschheit, du zertretenes Volk Gottes! Du bist doch eine größere Verherrlichung des Ewigen als alle Sonnen und Sterne, denn es strahlt aus dir, und von Allem was wir sehen, aus dir allein, der bewußte Geist, nach welchem die ganze Natur sich sehnt, und in dir allein offenbart sich die göttliche Liebe, welche den Gedanken der Schöpfung gedacht und sich in diese Wirklichkeit versenkt hat! Und du, gottbewußtes Geschlecht der

nächsten oder einer fernern Zukunft, erschrick und verzage nicht, wenn das Weltgericht einbricht über das alte Europa: was stürzt, sinkt getroffen vom rächenden Blitze des Himmels, und was in Trümmer fällt, macht nur Platz dem neuen Leben, welches im stillen Laufe von Jahrhunderten, unbeachtet und deshalb ungestört, unter ihm aufgesproßt ist. Es wird Alles reifen zu schönerer Frucht. Du aber, einzelner Geist, der du mit uns durch die wüste und verwirrte Gegenwart ziehest, lebe das Ewige in der Zeit, weide dich an dem herrlichen, glücklichern Weltalter, und spiegele dich und deine Zeit in dem großen Weltspiegel der Menschheit, der Bibel und ihrem unerschöpflichen Schatze von Gotteswort. Dann wirst du ganz verstehen jenen Spruch des frommen und weisen Mannes, den wir oben dir vor Augen gestellt haben:

Wem Zeit ist wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.

Ausführungen und Nachweise zum Dritten, Vierten und Fünften Buche.

Ausführungen zum Dritten Buche.

(Theil II.)

1.

Zu S. 47: Die Lieder des Schi-King.

Die ältesten Lieder, welche einen geschichtlichen Anhaltspunkt haben, beziehen sich auf die Dynastie Schang, welche nach der Staats-Chronologie 1766 Jahre v. Chr. zu regieren begann, nach der einzig richtigen des Bambusbuches aber erst im Jahre 1559. Nach 28 Regierungen, in 15 Geschlechtern, folgte das Haus Tscheû, im Jahre 1050: gewöhnlich wird nach amtlicher Rechnung 1122 angenommen. Von der Herrschaft dieses Hauses dauern die ersten elf Regierungen 269 Jahre: also bis zum Jahre 782. Das Jahr 776 (erste Olympiade) ist das sechste Jahr des zwölften Königs: in dieses fällt die mit aller Genauigkeit beobachtete Sonnenfinsterniß. Das erste Jahr dieses Königs, Yeu-Yang, ist also das Jahr 781. Die Lieder aus diesem Hause gehen also vor 781 hinauf bis zum Jahre 1050. Hier allein haben wir nachweisliche Verfasser: Anspielungen auf das Haus Schang aber, Erinnerungen aus der Zeit dieser Dynastie (also von 1559—1051 v. Chr.), haben auch wol damals erst ihre dichterische Form empfangen. Man sehe Gaubil, „Observations", II, 151. Bunsen, „Aegyptens Stelle", Buch IV. Der in den Liedern gepriesene Wu-Wang ist der Gründer der Tscheû-Dynastie, welcher den gottlosen letzten König der Schang stürzte. Er ist, wie wir sehen werden, der Gründer der ethischen Auslegung der Zeichen-Philosophie der Chinesen. Seines Enkels Lieder stehen im „Schi-King", Buch IV, Kap. 1, 2. Die aus der Dynastie Schang in Kap. 3. (S. Mohls „Ausgabe der Uebers.", S. 192—219. Vgl. Noten zu Kap. 3, S. 319 fg.)

Wir geben bei dieser Gelegenheit ein schönes, altes Lied des Schi-King, welches Herr Johann Cramer in seinem „Schi-King oder chinesische Lieder", gesammelt von Confucius (s. oben im Texte, S. 47), geschmack-

voll übersetzt hat (S. 156), und in der Vorrede (S. VIII) sinnig als prophetischen Ausspruch der Ahnung einer erneuernden Zukunft bezeichnet.

Aeußeres ohne Inneres.

Herrlich ist es wol zu schauen,
Wie wir unsern Ahnen bauen
Schöne Grabdenkmale;
Sorglich auch bewahren wir
Künst' und Wissenschaftenzier
Gleich des Himmels Strahle.

Alles haben wir erspäht,
Auch zur tiefsten Tiefe geht
Unsers Geistes Forschen:
Dennoch ist uns angesagt,
Daß dem Reich ein Morgen tagt,
Wo es wird vermorschen.

Denn an innerem Gehalt,
An des Geistes Urgewalt
Fehlt es unserm Können;
Wie der Has' auch zierlich springt,
Endlich es dem Hund gelingt,
Nieder ihn zu rennen.

Ein wunderbar ernstes Gefühl der völligen Abgestorbenheit des innern Lebens des alten Volkes der Menschheit, aus dem achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wo nicht aus früherer Zeit! Der chinesische Weltbaum ist lange ausgehöhlt, aber er steht noch! Und es gibt auch vielleicht Chinesen außerhalb des Reiches der Mitte!

2.

Zu S. 49: Die chinesische Bezeichnung des Gottesnamens.

Ueber die Bezeichnung der Gottheit durch Schang-ti, und das Verhältniß dieses Namens zu Ti, Tien, Schin und andern findet sich die ehrreichste Nachweisung in H. Medhurst „Reply to the Essay of Dr. Booke" (Kanton 1848), 8. Auch für den Begriff des „Ewigen" als Uebersetzung von „Jahveh" (Jehovah) gibt es ein chinesisches Wort, welches schon Rémusat vorgeschlagen hat.

3.

Zu S. 52: Die Unsterblichkeitslehre der Chinesen.

Wuttke hat darüber das Wichtigste sehr zweckmäßig zusammengestellt II, §. 18, S. 48 fg. Die angeführten Aussprüche des Confucius

und seiner Schule sind aus Gabelentz „Sing-ti-tschin-thsiuan", in Lassens „Zeitschrift", III, S. 275 fg. entnommen. Die Erklärung des Confucius über die Ahnengeister steht in „Memoires des Chinois", XII, p. 243.

4.

Zu S. 56: Die Acht und die Vier und Sechzig Zeichen des I-King, und ihre Bedeutung.

Was Leibnizens mathematisch-philosophischen Scharfsinn beschäftigte, ist jetzt kein Geheimniß mehr; verdiente aber wol einer eingehendern Behandlung, als es gefunden, seitdem (1830) uns die lang verborgen gebliebene Arbeit des Jesuitenvaters Regis gedruckt vorliegt, durch Julius Mohl. Hier sollen nur Andeutungen über das Ergebniß einer von mir darüber angestellten Forschung gegeben werden. Die chinesischen Commentatoren sind seit Confucius darüber einig, daß drei Perioden in jenem räthselhaften Buche der Zeichen enthalten sind. Die jüngste ist zugeständlich die ethische Ausbildung der 64 Zeichen, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese in das Jahrzehend vor der Erhebung der dritten Dynastie oder des Hauses Tscheû in die Jahre 1060—1051 v. Chr. fallen. Es ist ein Würfelspiel mit ethisch-physischen Gegensätzen, mit räthselhaften Anspielungen auf die damaligen entsetzlichen politischen Verhältnisse, die man bei Gützlaff gut geschildert findet. Daneben liegt eine rohe Darstellung physischer Gegensätze. Aelter noch müssen einige arithmetische Kunststücke sein. So Tafeln, welche das Verhältniß des (ohne Zweifel einst gebräuchlichen) quinarischen Systems zu dem Decimalsystem darzustellen scheinen: ja auch schon das magische Viereck (Lo-scha) oder die quadratische Zusammenstellung der Zahlen 1 bis 9, so eingerichtet, daß jede Reihe 15 ergibt. Die Tafel ist folgende:

4	9	2
3	5	7
8	1	6

Es scheint mir dabei nicht zufällig, daß die äußersten Zahlen der obersten wagerechten Reihe (4 und 2) mit den quer gegenüberstehenden der untersten (6 und 8) verbunden 10 ergeben, eben wie die beiden innern Zahlen der obersten und untersten Reihe (9 und 1). Auch hier also möchte wol die Rücksicht auf die Erfindung des Systems der zwei Hände ($2 \times 5 = 10$) und sein Gebrauch statt des quinarischen nicht zufällig sein. Die Tafel wird dem großen Kaiser Yü zugeschrieben, dem großen Landbaumeister und dem Retter des Landes vor der Ueberschwemmung der beiden Ströme. Als seinen Regierungsanfang nimmt Vater Regis mit der amtlichen Zeitrechnung („I-King", I, p. 60) das Jahr 2207 v. Chr. an: er fällt aber vielmehr in 1991 („Aegyptens Stelle", V, S. 285, vgl. 274). Schon die Ausführung seines unsterblichen Werkes der Flußsicherung des Bettes der beiden großen Ströme beweist, daß er ein guter Mathematiker war, und jene Ueberlieferung ist also in keiner Weise zu bezweifeln. Der gelehrte Jesuit selbst sucht nachzuweisen (I, p. 8), daß die Figuren der berühmten Tafel der aus den acht Zeichen entstandenen 64 Kua (Zeichen), welche bereits in Fo-his Zeit fallen sollen, eine Progression darstellen, und zwar eine binarische:

2 . 4 . 8 . 16 . 32 . 64 .

die Linien dagegen die arithmetische Reihe geben

1 . 2 . 3 . 4 . 5 . 6 .

also die Exponenten der sechs ersten Potenzen von zwei. Indem wir diese Annahme auf sich selbst beruhen lassen, aber so wie das gleich hohe Alter der 8 und der 64 Zeichen, in welchen sich nur eine ideenlose Erweiterung der ursprünglichen 4 oder 8 Gegensätze zeigt, halten wir jedoch die Nachricht fest, daß in dieser Erweiterung bereits gegen das Jahr 1000 v. Chr. durch die Tscheû-Dynastie eine Umstellung vorgenommen wurde: sie selbst muß also jedenfalls älter sein. An die Stelle dieses Spieles mit physischen Gegensätzen tritt dann ganz begreiflich die Vorhaltung politischer Gedanken, durch ein geheimnißvoll scheinendes und doch unschuldiges Spiel mit ethischen Begriffen.

Als ursprünglich können wir also nur die Tafel der acht Zeichen annehmen, welche dem echt historischen Kaiser Pao-hi (Fo-hi) zugeschrieben werden. Dieser Kaiser fällt jedenfalls vor das Jahr 3000 (s. „Aegyptens Stelle", Buch V). Die Tafel der acht Zeichen stellt sich (mit Auslassung der chinesischen Namen) als Permutation der beiden höchsten Prinzipien (Y a n g, A männliches, und I n, B weibliches), als der äußersten Glieder der Reihe, so dar:

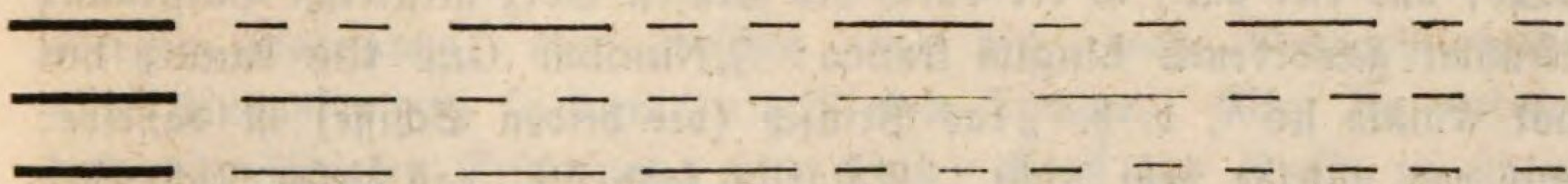
1.	AAA.	Himmel (Aether)	das Feuchte.
8.	BBB.	Erde	das Trockene.
2.	BAA.	Wässeriges (Regen, Quellen, Seen ꝛc.)	das Leichte.
7.	ABB.	Berge	das Schwere.
3.	ABA.	Feuer	das Heiße.
6.	BAB.	Wasser	das Kalte.
4.	BBA.	Donner	das Starre.
5.	ABB.	Winde	das Bewegliche.

Die bildliche Darstellung der beiden Grundzeichen bei den Chinesen ist folgende:



Jang: Die ungebrochene Linie: die gebrochene Linie: In.
der Himmel — die Erde
Oben — Unten

Die Tafel der acht Zeichen aber stellen sie so dar:



Himmel Wässeriges Feuer {Donner und Blitz} Winde Wasser Berg Erde.

Das ist der ganze Text des ältesten I-King. Natürlich muß diesen Räthseln eine mündliche Ueberlieferung des physisch-philosophischen Sinnes zur Seite gegangen sein. Aber die acht Zeichen sind nicht der Anfang, sondern das Ende eines uralten Gedankens, der Grundidee, daß das Weltall durch die Wechselwirkung von zwei obersten Prinzipien entstanden sei und bestehe. Das eine ist das Vollkommene, das männliche, der Himmel: das andere das Unvollkommene, das weibliche, die Erde. Aus dem Spiele dieser beiden Prinzipien nun werden ein paar Gegensätze gebildet, rein physisch. Damit kann keine Philosophie anfangen: die Zweiheit, in dem Bilde von Himmel und Erde ist bereits abgeleitet: der Begriff hat das Bild erzeugt, nicht umgekehrt: wie denn auch der Mond wirklich als In, als das unvollkommene oder empfangende Prinzip dargestellt wird. Mit andern Worten, was wir als das Aelteste im I-King finden, ist der äußerste Realismus. Er wird Grund des Materialismus einer einst als Gedanke bestandenen Auffassung des Gegensatzes zweier obersten wirkenden Kräfte. Ein solches Beginnen ohne Idee, und mit einem Zahlenbilde, ohne alle Poesie, ist das getreue Bild des gesammten Sinismus. Das Gottesbewußtsein der Chinesen ist der metaphysische Niederschlag eines

uralten Systems, welches aber in der ersten Entwickelung festgehalten und starr wurde. Das Grundwesen alles Chinesischen, von den ältesten Urkunden an, ist die Unfähigkeit, aus einer Anschauung eine Gedankenreihe zu entwickeln: die Kraft wird todter Stoff, die Gottheit das Firmament, der Organismus ein Mechanismus. Daher die Unfähigkeit der neuern Chinesen, bei der größten Anstelligkeit in einer Maschine etwas Anderes zu verstehen, als eben den äußern Mechanismus. Die chinesische Nachbildung der Uhren ist weltbekannt: ein historischer Ausspruch aus der letzten Zeit, welchen ich der mündlichen Mittheilung des uns zu früh entrissenen Gützlaff verdanke, ist noch bezeichnender. Ki-ing, der Vicekönig, hatte nach dem Frieden von Nanking ein Dampfschiff durch seine Chinesen erbauen lassen, ganz nach dem Vorbilde eines englischen. Es kam der Tag der Probefahrt: beide Dampfschiffe sollten zugleich abfahren: aber das chinesische konnte nicht vom Flecke. Einer der obersten Beamten ward entrüstet, trat zum Dolmetscher (Gützlaff), welcher neben den englischen Behörden stand, und rief aus, in der durch des Grafen Görz geistreiche Darstellung berühmt gewordenen Lingua franca: „Number One the same, but not walkie he", d. h. „das Prinzip (der beiden Schiffe) ist dasselbe: aber das unsrige geht nicht." Natürlich fand sich, daß dieses Nichtgehen die natürliche Folge davon war, daß die Chinesen nie das Prinzip des Dampfschiffes studirt, und also bei der Abfahrt die nothwendigen Klappen nicht geöffnet hatten, dabei aber zu stolz waren, den Beistand der Engländer anzunehmen. Was sie Prinzip nennen (das Erste, Eins, wie principium von primus) ist ihnen nichts als der todte Mechanismus. So ist ihnen, seit sie Philosophen nach Confucius Weise geworden, der Himmel Dasselbe, was er den Ministern der Königin Anna von Großbritannien war, welche (nach einer geschichtlichen Urkunde) aus dem von der Königin gemachten (noch jetzt aufbewahrten) Entwurfe der Thronrede zur Eröffnung des Parlamentes die Worte ausstrichen „als nichtssagend", wodurch die Königin „dem Himmel" Dank aussprach für die glücklichen Ereignisse. Hier verhält sich die Idee der Vorsehung (pronoia, providentia) zu dem Himmel, wie das bewegende Prinzip der Dampfmaschine zu dem Mechanismus.

Es war also doch ein Fortschritt, wenn der chinesische Zeitgenosse Davids oder Salomos jenem Zeichenspiel (welches außerdem mit dem uralten Aberglauben des Weissagens aus den farbigen Flecken der ans Feuer gehaltenen Schildkrötenschale zusammenhing) eine ethische Bedeutung gab. Es konnte aus dem Spiele von Wärme und Kälte, Flüssig und Trocken, nichts Vernünftiges herauskommen: je mehr man die Gründgedanken aus-

spann, durch mathematische Vermehrung der Gegensätze, denen keine Wirklichkeit entsprach, desto gedankenloser und geistloser mußte das Spiel werden: der metaphysische Gedanke war gänzlich verloren gegangen, und die physische Betrachtung gründete sich weder auf einen wahren Gedanken, noch auf die Wirklichkeit: es war ein inhaltleeres Spiel.

Auf der andern Seite muß man aber allerdings gestehen, wenn man sich durch den zweiten Theil durcharbeitet, daß die ethische Philosophie bei jener Wendung nicht mehr gewann als bei der frühern Betrachtung die speculative Philosophie und Mathematik oder die Naturwissenschaft. Die ethischen Betrachtungen sind aufs willkürlichste und geistloseste geknüpft an die alte Spielerei, und es kommt dabei am Ende nicht einmal die Weisheit der Thierfabel der spätern Volksphilosophie Aegyptens, Indiens und Persiens heraus.

Die größte Wichtigkeit dieser ganzen seltsamen Ausbildung scheint diese. Die Chinesen gingen aus von derselben ursprünglichen Anschauung aller andern denkenden Völker der Alten Welt, von dem Spiele der zwei obersten Gegensätze, über welches auch die neueste Naturphilosophie nicht hinauskommt, so wenig als Platos Timäus. Aber sie verloren bald die Fähigkeit Erscheinung und Geist, Stoff und Kraft zu unterscheiden. So in der Sprache: so in der Anschauung des Verhältnisses Gottes zu der Welt und zu dem Menschen. Aber der Anfang dieser Entwickelung ist doch der Gedanke, und das läßt sich noch jetzt nachweisen.

5.

Zu S. 63: Ueber Lao-zö.

Wenn irgend etwas in dem Leben des Confucius bezeichnend ist für die Stellung, welche er selbst nahm gegenüber einem höhern Gottesbewußtsein, so ist es die Erzählung von seinem Zusammentreffen mit Lao-zö. Es war kurz nach seinem politischen Falle, den er noch nicht verschmerzt hatte, als er sich entschloß, den wunderlichen Weisen zu besuchen, der sich immer entfernt von ihm gehalten hatte. Er begann damit seinerseits dem Eremiten einige scholastisch-theologische Fragen vorzulegen, namentlich was die Reste der Verstorbenen und die ihnen schuldige Verehrung betrifft. Lao-zö gab ihm die (S. 61 angedeutete) Antwort, welche ungefähr darauf hinausgeht: „Lasset die Todten ihre Todten begraben.“ Er scheint ihm aber offenbar auch die Hohlheit seines theologisch-philosophischen Strebens und Systems vorgehalten, und bei dieser Veranlassung seine eigene Ansicht über das Absolute ausgesprochen

zu haben. Denn so verstehen wir den sehr merkwürdigen Ausspruch des Confucius, den seine Schüler berichtet und der viel zu charakteristisch und tief ist, um von ihnen erfunden zu sein. Die Worte lassen sich ungefähr so wiedergeben: „Das Wild verfolge ich mit meinen Pfeilen, den Fisch „mit dem Hamen, aber diesen Drachen kann ich nicht erreichen, wenn „er sich in die Lüfte erhebt." Der Spruch macht dem redlichen Manne die höchste Ehre. Er hatte in jener Stunde empfunden, daß er vor einem überlegenen Geiste gestanden, den er nicht zu fassen vermochte, dessen Worte aber sehr mächtig waren, obwol er das System ohne Zweifel als eine Schwärmerei betrachtete. Er vergaß den Unglimpf und die persönliche Verletzung, die er erfahren, und welche die ihn begleitenden Jünger gewiß sehr tief empfanden, und gab treu den Eindruck wieder, den er empfangen: ein unwillkürliches Geständniß, daß er sich in einer, wenn auch mehr gesicherten, doch niedern Sphäre bewege.

6.

Zu S. 79: Die Gâthâs oder Lieder Zoroasters.

Hier, wie bei Buddha, gebührt die Palme dem uns so frühzeitig entrissenen, eben so gründlichen und besonnenen als geistreichen französischen Gelehrten, Eugène Burnouf. Die unermüdliche Forschung deutscher und dänischer Gelehrten ist jetzt damit beschäftigt, die Texte des Zendavesta allmälig zu sichten und zugänglich zu machen: und die Bemühungen von Brockhaus, Spiegel und Westergaard sind hier mit Achtung zu nennen. Das Aelteste und Wichtigste von Allem aber, dessen Verständniß bis jetzt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestanden hatten, dürfen wir bald hoffen, befriedigend erklärt zu sehen durch die Vollendung von Haugs Werke über die Gâthâs. Dieser ausgezeichnete Gelehrte hat nämlich unternommen, die ältesten Theile des Zendavesta, die sogenannten Gâthâs, oder Lieder Zarathustras, kritisch berichtigt herauszugeben und befriedigend zu erklären, welche zum Theil ein so starkes Gepräge persönlichen Denkens und Handelns, und persönlicher Geschicke eines Religionsstifters an sich tragen, daß wir schon deswegen kaum umhin können, in diesen Theilen ein Werk Zoroasters selbst zu erkennen. Darauf führt auch die strenge, prophetisch gedrungene Form, und die alterthümliche Herrlichkeit der Sprache. Die Mittheilungen des mir befreundeten ausgezeichneten Gelehrten (wortgetreue lateinische Uebersetzungen und mündliche Erklärungen) haben mich in Stand gesetzt Das, was mir entscheidend vorkam für die Würdigung des Mannes und seiner Lehre für dieses Werk zu benutzen.

In meiner Uebersetzung habe ich das alte Versmaß den uns geläufigen klassischen Formen nachgebildet, dabei aber mich der größten Treue beflеißigt.

7.

Zu S. 94: Der Mitra Zoroasters und der Veden.

Die einzige Quelle des altbaktrischen Gottesbewußtseins hinsichtlich des bei den spätern Persern vorkommenden Sonnengottes Mitras sind die alten Vedenlieder. Die Gâthâs Zoroasters kennen ihn nicht. Das zendische Bewußtsein von ihm haben wir neulich durch eine schöne Abhandlung des gelehrten und scharfsinnigen Prälaten Windischmann kennen gelernt. (Abhandlungen der D. M. G. I, 1, 1857.)

Als feststehend dürfen wir annehmen, daß in den Veden Mitra (der Gefährte, Freund, der Freundliche) als die Sonne in ihrer freundlichen Milde angerufen wird. In diesen sehr zahlreichen Anrufungen erscheint er fast nie allein, sondern gewöhnlich in Verbindung mit Váruna, dem Himmelsgewölbe.

Bei der Zusammenstellung mit Váruna allein steht Mitra voran in der Dualverbindung Mitrâ-Varunâ: er steht dem Tage vor, wie Váruna (der Sternenhimmel, eigentlich das ganze Himmelsgewölbe) der Nacht (Rigv. III, 55, 7, S. 97 Wilson). Beides sind Erscheinungen von Agni, der feurigen Lebenskraft. Agni, heißt es vorher, hat zwei Mütter, Himmel und Erde:

> Das Kind der zwei Mütter schlummert im Westen:
> dann tritt es hervor, ohne Widerstand,
> das sind die Thaten Mitras und Várunas,
> groß, unvergleichlich ist der Götter Macht.

Das edle Sonnenroß (Dadhikra) ist den Menschen gegeben von Mitra und Váruna, heißt es in einem andern Liede desselben Buches (39, 5; vgl. 38, 2, Wilson, III, 198). Mitra endlich wird in einem Liede desselben Buches (25, 10, S. 93) der Weichbauchige, Feuerzüngige genannt.

In den spätern Zendbüchern nun findet sich offenbar eine weitere theologische Ausbildung: Mitra ist das göttliche Licht der von Ahuramasda geschaffenen Lichtkörper, also der Sonne, des Mondes und der Sterne. Er geht der Sonne voraus und beleuchtet zuerst die Höhen. Allsichtbar ist er zugleich allsehend, alldurchdringend, also allgegenwärtig, allwissend: Bild und Vertreter der Wahrheit und Treue. Er führt ein

in die unsterbliche Welt, welcher er selbst entgegengeht, und deshalb heißt er Schutz in beiden Welten (XXIII, 93). Mitra steht hiernach als Mittler zwischen dem ewigen Lichte und den himmlischen Lichtkörpern.

Dieser Mitra ist also, durch eine spätere Rückwirkung der alt-iranischen Religion, mit Zoroasters System in der Weise in Verbindung gebracht, daß er dem Ahuramasda untergeordnet ist, als ein den andern Yazatas zur Seite stehender Genius. So betet er selbst in den an ihn gerichteten „Mitra-Gebeten" zu dem obersten Gott also (XIX, 74):

> „Ahuramasda, heiligster Geist, Schöpfer der bekörperten Lebendigen, Reinen! Wenn mir die Menschen mit namenbenanntem Opfer opferten, wie sie den andern Yazatas opfern, fort von dem schnellen, vergänglichen Zeitalter würde ich schreiten: zum eigenen, dauernden, unsterblichen, unbegrenzten Leben hin werde ich gehen."

Er heißt (XXIII, 89) Priester Ahuramasdas, wie von ihm angeordnet, wie Agni Hoherpriester der Himmelsgötter in den Vedaliedern genannt wird. Mitras hervorragendes Beiwort in den Anfängen ist: der Wachsame: die Bedeutung des Namens (der Freundliche) wird noch gefühlt, denn er heißt der Mitra-Herr, wo Mitra Beiwort ist (XXXV, 145).

Herodots weibliche Mitra ist ohne Zweifel das Misverständniß einer persischen Mitrânî (die Freundliche). Der Beiname der Anâhitâ, ja sogar ihre Verehrung sind zwar durchaus unbezeugt vor Artaxerxes (II., 404—359), auf dessen Inschrift in Susa (Norris in „Journal of Asiat. Soc.", XV, 159) sie neben Mitra vorkommt. Ja wir haben bei Clemens von Alexandrien das ausdrückliche Zeugniß des Berosus (aus dem 3. Buche seiner chaldäischen Geschichte (s. Urkundenb. zu „Aegyptens Stelle", S. 112), daß erst dieser Artaxerxes („Sohn des Darius Ochus") das Bild der Anaïtis in allen Hauptstädten seines Reiches aufstellte, und die Perser zur Verehrung der „Aphrodite Anaïtis" anhielt. Daß nun Herodot noch zur Zeit jenes Königs lebte (also nach 404), beweist seine Erwähnung, nicht allein des Amyrtäus, sondern auch seines Sohnes Pausiris, dessen Statthalterschaft nicht vor 400 fallen kann, wie in den Untersuchungen über Aegypten von mir nachgewiesen und in den Zeittafeln anschaulich gemacht ist. Wir haben also in jener Angabe wiederum einen Beweis, daß Herodot an seinem Geschichtswerke noch bis in die spätesten Lebensjahre hinein gearbeitet hat. Aber eben so gewiß ist auch, daß an die Verehrung einer weiblichen Mitragottheit von den Persern vor Artaxerxes nicht zu denken ist. Selbst der Dienst eines persönlichen Mitra ist nicht alt, sicherlich nicht zoroastrisch. Nach dem Abendlande kam er erst im Jahrhunderte vor Christus.

8.

Zu S. 102: Sunahsépa und das angebliche Menschenopfer.

Diese Legende ist zuerst allgemeiner bekannt geworden durch A. W. Schlegels Uebersetzung im „Ramájana“, I, 61. Dann hat Roth (1850) sie aus der viel ältern Quelle, dem „Aitareja-Brahmana“ gründlich behandelt in zwei Aufsätzen, die in Webers „Indischen Studien“ gedruckt sind (I, 2, S. 457 fg. und II, 1, S. 112 fg.). Er kommt zu demselben Ergebnisse wie Wilson in dem gleichzeitig erschienenen ersten Bande der Uebersetzung des „Rigveda“ (Anávara VI, S. 59 fg. Anm. zu Sukta I, und L, 78, Anm. zu Schluß von Sukta VII) nämlich, daß die Legendengeschichte dem Veda fremd ist. Es kann aber auch in Abrede gestellt werden, daß der „Rigveda“ bereits die Geschichte als bekannt voraussetzt: sie wird gar nicht etwa in jenem Liede des ersten Buches erzählt, noch weniger besingt das Lied dieses Ereigniß. Umgekehrt, es wird darauf nur angespielt. Nun mag es allerdings auch eine Ueberlieferung jenes uralten Ereignisses gegeben haben: allein in jenen Darstellungen sind die einzelnen Züge auf erträumten Auslassungen des Vedaliedes beschränkt. Sie können nicht aus irgend einer andern alten Quelle entstanden sein, sondern müssen als phantastischer Ersatz für die verlorene Geschichte angesehen werden. Ich bemerke noch außerdem, daß dabei überhaupt nur die erste Sukta zur Frage kommen kann, denn in ihr allein kommt Sunahsépas Name vor, in den übrigen sechs dieser Abtheilung sind weder er genannt, noch auch jenes Ereigniß. Die betreffende Stelle sind wiederum nur folgende zwei Verse (12 und 13 nach Roth und Wilson):

12. Das sagt man mir immer, Tag und Nächte,
Das thut mir kund die Einsicht meines Herzens:
Der welchen rief gefesselt Sunahsépa,
Der König Váruna soll uns befreien.

13. Als Sunahsépa ward ergriffen und gebunden
An die drei Pfähle, rief er an Aditja,
Daß ihn befreien möge Váruna der König,
Der Weise, Starke seine Bande lösen.

Die andere von Roth beigebrachte Stelle lautet also (V, 1, 2, 7):

Du hast ihn losgemacht von tausend Pforten,
Der dich in Banden anrief, Sunahsépa:
So löse denn auch unsre Bande, Agni,
Hierher zu uns dich lagernd, kund'ger Opf'rer!

Hier ist Agni selbst (das Feuer) der Befreier, und der Pflöcke oder Pfähle, an welche Sunahsépa gebunden ist, sind zahllose. Die Veden behandeln also die Geschichte als eine alte, dunkle Sage mit dichterischer Freiheit. Eine Opferungsgeschichte liegt ohne Zweifel zu Grunde: aber wie und wo? das ist eine andere Frage. Noch weniger sind wir berechtigt, die ursprüngliche alte Sage mit dem Mythus von Phrixos oder der Opferung der Iphigenia, oder gar mit Isaaks Opferung zu vergleichen. Nur Eins dürfte als feststehend angesehen werden: die Sage ist nicht im Lande des Indus, sondern in Mittelasien, und zwar in Baktrien entstanden: denn der Name ist baktrischen Ursprungs.

9.

Zu S. 103: Die Ribhu.

Die Ansicht der Ribhu als der Urväter des Menschengeschlechts hat H. Neve (Löwen 1846) entwickelt in seiner Schrift „Essai sur la mythe des Ribhavas". Aber der physische Charakter der Dichtung, mit kosmogonischem Hintergrunde ist unverkennbar (vgl. Wilson zu „Rigveda", I, p. 46). Die Vedenlieder, welche hier besonders Aufschluß geben, sind: Rigveda, IV, 4, vgl. I, 110, 5, wo am Schlusse Meer, Luft, Erde ausdrücklich genannt sind. So erklären sich auch ihre in diesem Liede genannten Namen:

Vadscha (Raub, Nahrung).
Ribhu (der Starke).
Vibhvan (der überall ist).

Sie sind Söhne Angiras, der Sonne: als ihre Mutter muß die Erde gedacht sein: denn sie stärken ihre niedergebeugten Aeltern, indem sie Alles mit Leben erfüllen, unter Leitung des Tvaschri, des Demiurgen. So heißt es von ihnen, daß sie den beiden Lichtbringern, den Asvinen, ihre Wagen bauten, auf welchen sie durch die Ober- und Unterwelt ziehen (I, 111, 1, vgl. 117, 118), oder des Sonnengottes Pferde bildeten (vgl. 20, 2). Wenn es hier heißt (V. 1), daß sie „göttlich geboren" waren, so erklärt sich das eben aus ihrer Verbindung mit dem schaffenden Geiste, als Gehülfen der Weltschöpfung. Der kosmogonische Charakter ist aber genug ausgesprochen im zweiten Verse, wo es heißt:

Geistig (Manasa) behufen sie für Indra die Rosse, welche auf seinen Befehl angeschirrt werden.

Ehe sie ihr segensreiches Werk begannen, schliefen sie zwölf Tage in der Gastfreundschaft des Unverhüllbaren: dann machten sie fruchtbar die Felder, leiteten die Flüsse, und es standen Gewächse in den Ebenen, Gewässer in der Tiefe (V. 7). Es war ein glücklicher Gedanke, die zwölf Nächte mit den „Twelfth night" der Angelsachsen (zwölfte Nacht), d. h. den zwölf Tagen vom 25. December bis 8. Januar zu vergleichen. Nach unserer Ansicht erklärt sich diese Benennung eben so wie die indische höchst einfach aus derselben Anschauung. Die wiederbelebenden Kräfte der Natur (also jene drei, durch ihre zusammenwirkenden Urkräfte oder Elemente) beginnen ihr segensreiches Werk auf dem Erdboden mit der ersten wiedererstehenden Sonne (Sol Victor, 25. December bei den Römern): die Sonne ruht einige Nächte: erst 12 Tage nach der Sonnenwende, vom 6. Januar an (Epiphanias) beginnen Pflanzen und Thiere neuen Lebenstrieb zu spüren. Im folgenden Verse heißt es dann weiter:

Sie machten den schön rollenden Wagen, auf dem die Männer stehen,
sie schufen die überallhin eilende allgestaltige Kuh:
die Ribhu mögen uns Reichthum schaffen,
die hülfreichen, thätigen, schönhandigen.
An ihrem Werk hatten die Götter Gefallen,
es mit Weisheit und Einsicht prüfend:
Vadscha wurde den Göttern, Ribhu dem Indra, Vibhvan dem Váruna zugetheilt.
(Nach Dr. Haugs Uebers.)

Die vielgestaltige, allenthalben hineilende Kuh kann nur die Erde oder der Mond sein: das zweite würde besser passen für die Beiwörter.

10.

Zu S. 103: Jama, der Gott der Unterwelt.

Was den Namen Jama betrifft, so beziehen wir uns auf Roths schöne Darstellungen in „Die Sage von Feridun" und „Die Sage von Dschemschid" (Zeitschr. d. D. M. G. Bd. II [1848], S. 216 fg., und Bd. IV [1850], S. 417 fg.), womit jetzt zu vergleichen ist Max Müllers Ausführung zu seinem Aufsatze über die indische Mythologie.

Die Grundidee aber schließt sich uns vielleicht am leichtesten auf, wenn wir die vedische Darstellung (welche ich auch hier in manchen Punkten für älter halte als die von Jima) in den zoroastrischen Büchern an das im Texte Angedeutete anknüpfen, und an das eben von den Ribhu

Gesagte. Nach dem Veda (Roth, S. 424) ist Jama der Sohn Vivasvats, „des Leuchtenden". Dieser hatte zur Gemahlin die göttliche Tochter des Gottbildners Tvaschtar. Die Mutter ist Saranju, das Wolkendunkel. Sie verschwindet, nachdem sie dem Vivasvat die zwei Zwillingspaare geboren. Von diesen beiden Paaren werden, als das jüngere, die beiden Asvin genannt (die beiden Lichtbringer): von dem andern Paar ist Jama (der Zwilling, gemellus) bekannt: allein daraus möchten wir doch nicht ohne weiteres auf eine Schwester Jami schließen, welche Roth hier hinzudenkt, als Mutter der Menschen. Nach jener Erzählung tritt an die Stelle der göttlichen Tochter eine „Aehnliche", welche die Himmlischen dem Vivasvat bilden und antrauen. Spätere nennen sie Tschaja, Schattenbild. Jama ist auch hier die elementarische Sonne, welche mit der Erde die Schöpfung vollbringt, in Wechselwirkung: aber im Kampfe mit widerstrebenden, dunkeln Kräften, den Stürmen. Jama ist ein Zwilling: natürlich als Morgensonne und Abendsonne, als aufgehende und untergehende. Die zweite ist, nach sehr allgemeiner Auffassung, die Sonne der Welt der Todten. So ist denn Jama schon in den Veden der Fürst der Seligen. In der von Roth angeführten Stelle des „Rigveda" (X, 1, 14, 1, 2) heißt es von ihm:

> Der den Weg aus der Tiefe zu den Höhen für Viele aufschloß,
> den Sohn Vivasvats, den Versammler der Menschen,
> Jama den König feire mit Gabe.

Die Fortbildung dieses Königs der Unterwelt finden wir im Jama der zoroastrischen Bücher, dem Dschem oder Dschemschid der Parsen entspricht. Bei Ferdusi ist er schon ganz und gar ein menschlicher Herrscher, der vierte König Irans. Aber in den ältern Zendbüchern ist er eine kosmogonische Gottheit, und verbunden mit der Unterwelt. Er richtet als Diener Ahuramasdas die Welt ein, und herrscht in dem Lande der Seligen.

Setzen wir also die Züge zusammen, so haben wir ein Seitenstück zu der Geschichte des Mythus der Astarte, eben wie des Osiris.

1. Jama, der weltschaffende Gott (Tvaschtar).
2. Jama, die Sonne, als erzeugende Lebenskraft (Sohn des Bildners).
3. Jama, die Sonnenscheibe, als Zwillingspaar, die aufgehende und untergehende.
4. Jama, der Herrscher der Seligen.
5. Dschem, Dschemschid, der uralte iranische König und Held.

So tief als der heidnische Semite war aber doch der vorchristliche Arier nicht gesunken, in Asien so wenig als in Hellas! Dort schon zeigt sich

der Unterschied des Aramäischen und Chamitischen gegenüber dem Arischen. Dort werden aus Astarte und Osiris Götzen, im Volksglauben ein reiner Fetischdienst. So schon zu Salomos Zeiten in Phönizien — und bei den götzendienerischen Israeliten selbst.

11.

Zu S. 115: Das Verbrennen der Witwen, ein erst jetzt enthüllter Priesterbetrug: eben so ist das Verbot ihres Wiederverheirathens den Veden zuwider.

Dieser Vers ist an die nicht verwitweten Frauen gerichtet, denen geboten wird:

„Geht hin in die Wohnung zuerst" (agre):

dieses letzte Wort verfälschend (in agne) erhielt man den (übrigens für jene Frauen, als nicht Witwen, doppelt unsinnigen) Spruch:

Geht hin in die Wohnung (Platz) des Feuers.

Dieses ist eine wahrhaft großartige Weise, die heilige Schrift etwas Ungereimtes sagen zu lassen, um einen gottlosen Gebrauch zum Glaubenspunkt zu erheben! Wilson hat dieses zuerst nachgewiesen. „Journal of Asiatic Society", 1856, p. 201 sq. Colebrooke hatte sich durch jene Verfälschung irre machen lassen.

Ein frommer Vischnupriester hat im März 1858 nach den neuesten englischen Blättern („Saturday Review" im Galignani vom 24. April 1858) seinem Herzen Luft gemacht über den häufigen Kindermord, in einem merkwürdigen Briefe an den Herausgeber einer indischen Zeitung, die zu Madras erscheint. Es heißt darin, nach einem Gebete an Vischnu, und vielen Anführungen aus indischen Dichtern: „Wenn, in Uebereinstimmung mit den Veden, und mit den heiligen Gesetzbüchern welche darauf gebaut sind, es den Frauen erlaubt wäre wieder zu heirathen, so würde große Versuchung und Schande vermieden werden . . . Lesen wir nicht in den Veden, daß wie ein Mann bis viermal heirathen kann, so eine Frau mindestens zweimal. Ist's nicht genug, daß in diesem Lande viele Leute sich nicht scheuen Kühe zu morden? Müssen auch neugeborene Kinder gemordet werden?" Der Herausgeber hat den Muth, die Wahrheit dieser Betrachtung anzuerkennen: „Es ist wirklich so", sagt er, und neulich noch erkannte es ein gelehrter Brahmin an, daß die Veden jene Wiederverheirathung junger Witwen gestatten: „aber", fügt er hinzu: „Bücher liest man, der Sitte folgt man. Wer wagt es, sich der Sitte

zu widersetzen?" Natürlich Niemand, in keiner Religion, wo die geschichtliche Wahrheit des Ueberlieferten nichts ist, der Ausspruch der Priesterschaft Alles! Arme Menschheit!

12.

Zu S. 118: Das Erbrecht und die Todtenopfer.

Ich habe diese Idee zuerst ausgesprochen, und soweit es die Grenzen einer akademischen Preisschrift und das Maß jugendlichen Wissens erlaubte, dargelegt in meiner Abhandlung: „De jure haereditario Atheniensium", gedruckt in Göttingen 1813. Gans eignete sich diesen Gedanken an in seinem gelehrten und geistreichen Werke über das Erbrecht, bestritt aber meine Zurückführung der sechs erbenden Glieder und Opfergenossen auf zunächst drei nach oben und drei nach unten. Klenze hat darauf genügend geantwortet. Ich halte noch jetzt die eben angedeutete ursprüngliche Beschränkung fest, und eben so die Behauptung, daß sie den uralten, den arischen Stämmen gemeinsamen Grund, wie des Gesetzes der Verpflichtung zum Darbringen der Todtenspenden, so der Berechtigung zum Erben an Sohnes Statt bilde. Der Sohn opfert dem Vater, und mit ihm dessen Vater, und dem Großvater von väterlicher Seite. Drei Geschlechter bilden die nächste Einheit des Hauses: deshalb erben auch in allen Linien, in gerader Linie und in Seitenverwandtschaft, die Nachkommen nur bis zum dritten Gliede. Daher also beim Mangel von Erben in gerader Linie, vom Stamme des Vaters des Erblassers nur der Sohn (des Verstorbenen Bruder), dessen Sohn oder Tochter (also Bruderssohn, Schwestersohn, ἀνέψιος) und zuletzt des Bruderskindes Sohn (ἀνεψίου παῖς). Dann aber wird die Linie des Großvaters berufen, bis ins dritte Glied, also bis zu des Oheims Sohn (ἀνεψιαδῆς) und dessen Sohn (ἀνεψιαδοῦ παῖς). Eine ganze Rede des Isäus und die siegreiche Rede des Demosthenes (wider den Demaratus) drehen sich um diesen Punkt. Daher auch die übereinstimmende Definition von Aeltern, im solonischen und im Zwölftafelrechte:

> „Aeltern sind Vater und Mutter, Großvater und Großmutter und deren Vater und Mutter."

Die Grundidee ist gewiß nicht metaphysisch, sondern aus der Bedeutung der Wirklichkeit genommen. Hier findet sich, der Regel nach, die ursprüngliche Lebensgemeinschaft dreier Geschlechter: ihre Einheit bildet die Einheit des Hauses.

13.

Zu S. 126: Die Erwähnung Brahmas und Vischnus in den Vedenliedern.

Brahma kommt in einem Liede des „Rigveda" (IV, 22, 7, Wilson III, S. 462) als Name Indras vor:

„Mit Liedern rufe ich an Indra, unsern Freund, welcher Brahma ist: Gebet zieht ihn herbei, als den Anbetungswürdigen, ihn zu melken wie eine Kuh."

Auch Vischnu wird in vielen Vedenliedern angerufen, als Beiname Indras (der Schreitende, Gradivus): als Indra werden ihm deshalb auch (IV, 7, 13, Wilson 484), als dem Weltschöpfer die drei Schritte zugeschrieben, mit welchen er die drei Welten (Himmel, Luft, Erde) durchschritt (I, 6, 16, 17, Wilson I, S. 53).

Aber das Lied, auf welches der Text sich bezieht (II, 164, Wilson II, S. 125—144), ist ein ganz später Erguß der sich bildenden brahmanischen Mystik, ein pantheistisches Räthsellied. Dieses längste aller Lieder besteht aus zwei Theilen: ursprünglich hatte es 41 Strophen, dann wurden Strophe 42—52 in einem andern Versmaße hinzugesetzt. Schon in jenem ersten Theile nun wird „der unvergängliche Veda" als ein bestehendes heiliges Buch genannt (Str. 39). Im zweiten wird die Göttin Saráswati (Str. 49) angeführt, also der heilige, klassische Brahmanenfluß im Gangesland: das alte Indien der Sieben (fünf) Ströme des Induslandes ist verlassen. Das Lied ist folglich entschieden jung und pantheistisch. So heißt es Str. 32 (in Str. 31 ist von der Sonne, der Beschützerin des Weltalls die Rede):

Der Werkmeister (Bildner des Weltalls) weiß es nicht:
der es geschaut hat begreift es nicht:
noch eingeschlossen im Mutterleibe ist er bereits vielen Geburten unterworfen,
und ist eingetreten in eine böse Bahn (des werdenden Daseins).

Die letzte Antwort jenes ersten Theils des Liedes auf die Fragen nach der Lösung der Räthselworte ist diese (Str. 35—37):

35. Dieser Altar ist das äußerste Ende der Erde:
dieses Opfer der Nabel der Welt:
dieser Somatrank die befruchtende Kraft der regenergießenden Rosse:
dieses Brahma (diese Opferstreu) ist der oberste Himmel der Rede (Veda).

36. Die Sieben, der Keim, das Weltbefruchtende für ein halbes Jahr,
[d. h. die Sonnenstrahlen, der Regen, die befruchtende Kraft]
ruhen, nach Vorherbestimmung, in Vischnus mancherlei Thätigkeiten:

durch ihre Einsicht durchdringen sie Alles umher,
denn einsichtig und sich ausbreitend sind sie.

37. Ich durchschaue nicht, ob ich dieses Alles bin:
verwirrt und gebundenen Sinnes geh ich einher,
so wie die Erstgebornen des Gedankens mich erreichen,
wird ein Theil des Wortes mir aufgeschlossen.

Doch ist auch noch hier Brahma ein Neutrum, ein Ding, etwas äußerlich Gegenständliches, die Opferstreu: Vischnu ist die metaphysische Einheit schaffender Urkräfte, welche in Indra verehrt wird.

Je mehr wir von dem Texte des Rigveda vor uns haben, desto mehr gewinnen wir die Ueberzeugung, daß in ihm sehr viele, durch lange Zeiträume getrennte Schichten zu unterscheiden sind. Die Kritik beginnt erst: aber jetzt auf sicherer, fester Grundlage.

14.

Zu S. 139: Die ethisch-metaphysischen Lehrsätze der Sankhja-Karika, oder der Zusammenfassung der Lehre Kapilas, des Büßers, von Entstehen, Fortdauern und Zerstörung der Wesen.

§. 1, 2. Das Leiden des Daseins ist dreifach (es geht entweder aus von uns oder von der Außenwelt oder von den Göttern oder Geistern, dem Schicksal, vgl. §. 51). Weder das Sichtbare (die Wahrnehmung, §. 5) noch auch die Ueberlieferung (die von den heiligen Büchern vorgeschriebenen Bräuche und Werke) vermögen dieses dreifache Leiden des Daseins aufzuheben. Denn auch die Ueberlieferung ist behaftet mit Unreinem (dem von Gedanken nicht Durchdrungenen), mit Vergänglichem (allem außer dem Geiste Gesuchten), und mit Uebermaß (der äußerlichen Bräuche und dergleichen). Die wahrhaft rettende Erkenntniß ist die dreifache Erkenntniß des Entfalteten, des Nicht-Entfalteten und des Erkennenden. (Das Entfaltete ist die bestehende Welt der Erscheinungen: das Nicht-Entfaltete ist die Urnatur, die Wurzel der Prakriti, die unendliche Urkraft der Dinge als solcher: das Erkennende ist der Geist, **Puruscha**, der reine Geist, der im Manne [Puruscha] sich darstellt).

§. 3. Die Urnatur (Mula-Prakriti) ist nicht erzeugt, aber sie erzeugt die seelischen Kräfte: diese sind (wahrnehmende) Vernunft, leidenschaftlicher (natürlicher) Wille, und die Phantasie oder Kraft der Vorstellung: der (im Einzelwesen lebende) Geist erzeugt nicht (die Dinge) und ist selbst nicht Erzeugniß (der Urnatur).

§. 4—7. Nur die wahre Erkenntniß hat Beweiskraft. Der Beweis wird in drei Stufen angestrebt (er wird gewünscht, nicht bewirkt): einmal durch das Sichtbare, zweitens durch das aus demselben Abgeleitete (das empirische Wissen, die aus der sinnlichen Wahrnehmung gezogene Erfahrung) und endlich (höchste Stufe des unvollkommenen Beweises) durch die Offenbarung (die Ueberlieferung, oder die geschichtliche Darstellung in den heiligen Büchern und Bräuchen). Alles was mit der sinnlichen Wahrnehmung und dem Aeußerlichen zusammenhängt, hat nur unvollkommene Beweiskraft.

§. 8. Die Mula-Prakriti (Urnatur) wird nur wahrgenommen aus ihrer Wirkung. Die Erscheinungen, anzufangen mit der das Sinnliche wahrnehmenden Vernunft, sind ihre Wirkung, aber nicht sie selbst.

§. 9. Die wahrnehmende Vernunft und die übrigen natürlichen Erscheinungen sind nothwendig die Wirkung eines Seienden (Sat), als der Ursache. Die Wirkung hat ihr Sein in der Ursache. Das Nichtsein Asat) hat keine wirkende Kraft: die einzelne Erscheinung (wie Luft, Wind) kann nicht Ursache des Entstehens der Dinge sein: das M ö g l i c h e wird nur durch das Vermögende hervorgebracht.

§. 10—16. Die Erscheinung ist die e n t f a l t e t e Natur: ihre Wurzel ist die n i c h t e n t f a l t e t e. Das E n t f a l t e t e und das N i c h t e n t f a l t e t e haben Einiges gemeinsam, in Anderm bilden sie einen entschiedenen Gegensatz. Das Entfaltete ist verursacht, nicht ewig, nicht durchdringend: es ist geschäftig, vielfach, sich anlehnend, umfangen, gegliedert, abhängig (bedingt). Das Nichtentfaltete ist von allem Diesen das Gegentheil (§. 10). Aber beide haben mit einander gemein, daß sie die Dreiheit der Eigenschaften (Gunas) besitzen (§. 18), ferner, daß sie nicht unterscheidend (also daß sie bewußtlos), daß sie (dem Geiste) Gegenstand sind, daß sie gemeinschaftlich sind (allen einzelnen Geistern), unlebendig, hervorbringend (zeugend und gebärend). Der Geist bildet einen Gegensatz gegen beide, insofern er allein Leben ist und hat: einen besondern Gegensatz gegen die unentfaltete Natur bildet er dadurch, daß er, der Zahl nach, ein Vielfaches ist (wie die entfaltete Natur §. 18). Jeder Geist (Mana) hat seine Eigenthümlichkeit, aber jedem ist die Natur gemeinschaftlich. Er geht nicht aus dem Unentfalteten hervor, aber er nimmt aus ihm, dem Ungeschiedenen, Das heraus, was nun seine erscheinende Persönlichkeit bildet: und zwar mit dem Zwecke die Natur (das Endliche) zu schauen, zu genießen, zu erkennen.

§. 17. Der Geist allein i s t: die Gesammtheit der Dinge dient einem Andern als ihrem Zwecke (hat also nicht ihren Zweck in sich selbst).

Folglich kann der Ursprung, die Ursache, des Seins nicht in den erscheinenden Dingen sein.

§. 18. Die Vielheit (der Geister) wird bewiesen dadurch, daß Geburt, Tod und Organ verschieden sind im Einzelwesen: daß diese Wesen nicht zugleich thätig sind, und endlich daß sich in ihnen der dreifache Gegensatz der Eigenschaften kund gibt. Dieser Gegensatz wird als Sattvam, Radschas (§. 13), Tamas (vgl. §. 54) bezeichnet. Sattvam ist das Seiende, οὐσία, daher physisch das Leichte, Erleuchtende: das Radschas, das Leidenschaftliche (θύμος), buchstäblich das im Kreis Bewegende; daher der Dunstkreis Radschas heißt: endlich das Tamas, das Finstere (τὸ ἄλογον), daher physisch das Schwere, ethisch das Hemmende, das Starre.

§. 19, 20. Aus diesem Gegensatze folgt auch, daß der Geist als nichthandelnder Zuschauer dem Leben beiwohnt, und das Fürsichsein anstrebt: die Entfaltung ist nur das Spiel der Eigenschaften der Natur. Durch die Verbindung mit ihm wird der feine Keim des Leibes, welchen der Geist annimmt (Lingam), und der an sich unlebendig ist, gleichsam lebendig, als Erscheinung (Prakriti). So nun ist auch der theilnahmlose Geist gleichsam ein Handelnder bei dem Handeln der Eigenschaften.

§. 21. Die Verbindung beider, einmal des Geistes zum Schauen (zur Erkenntniß des Nichtseins der Natur) und zum Wiederfürsichsein, und dann der Natur, ist die Verbindung eines Lahmen und eines Blinden: durch ihre Verbindung wird jedoch die Schöpfung.

§. 22 — 42. Aus der Natur wird zuerst das Große: dieses ist Buddhi (Vernunft, Wahrnehmung), welche sich gegensätzlich nach beiden Seiten hinwendet: einmal nach Gerechtigkeit, Erkenntniß, Leidenschaftlosigkeit und Herrschaft (also die vier Tugenden der griechischen Philosophie) das Sattvische, Seiende (§. 23): anderntheils nach dem Gegentheile das Tamasartige (§. 18). Aus der Buddhi wird der Ahankâra: er ist der Stolz: wörtlich die Ichheit, der Selbstwille. Auch dieser hat eine zweifache Richtung, je nachdem er lichterer oder dunklerer Art ist: und daraus gehen denn weitere gegensätzliche Entwickelungen hervor. Der Dritte ist Manas, die Einbildungskraft, welche die Sinne vermittelt mit der Buddhi, durch die Vorstellung (Sankalpa, die Zusammenfassung des Sinnlichen). Hierzu kommen die zehn Sinne, die fünf Vernehmungssinne (unsere fünf Sinne) und die fünf Handlungssinne (Reden, Greifen, Gehen, Vonsichlassen, Zeugen). Diese dreizehn bilden das Organon; jene drei das innere, diese zehn das äußere (§. 28—34): die Vernunft (die Buddhi) vermittelt Alles, zum Zwecke des Puruscha (§. 35—37). Der Urleib (Lingam), (die feine Leiblichkeit vor dem er-

zeugten Leibe) dient dem Zwecke des Puruscha, nach den Gesetzen der Prakriti (§. 38—42).

§. 43. Die der Natur angehörigen Zustände sind nothwendig die der Entfaltung angehörigen, wie Gerechtigkeit und dergleichen. Diese werden wahrgenommen als befindlich in der Gesammtheit der organischen Kräfte, so wie die physischen Zustände (wie z. B. die Empfängniß, die Zustände des Embryo) wahrgenommen werden als befindlich in dem was die organischen Kräfte wirken.

§. 44. Durch Gerechtigkeit geht (das Leben) aufwärts, es geht abwärts durch Ungerechtigkeit: durch Erkenntniß wird Lösung (Befreiung) bewirkt, durch ihr Gegentheil Fesselung.

§. 45. Aus der Leidenschaftlosigkeit entsteht das Aufhören der Natur (das Aufhören des Uebergewichts der Prakriti und ihrer Entfaltungen), aus der anregenden Leidenschaft (dem ϑύμος des Plato) entsteht der Weltumtrieb. Eben so entsteht aus der Herrschaft (über leidenschaftliche Erregung) die Unbehindertheit (Freiheit), aus deren Gegentheil das Gegentheil.

§. 46—50. Die geistige Schöpfung besteht zunächst in drei Dingen: in Widerstand, in Schwäche und in Befriedigung (des sinnlichen Begehrens): dann aber in der Vollendung (zur Freiheit des Geistes), welche jenen dreien gegenüber fortschreitet. Jene sind alle vielfach: so ist der Widerstand (der Außenwelt) fünffach getheilt: dann ist die Finsterniß achtfach, eben so die Bethörung: die große Bethörung zehnfach: die Verfinsterung ist achtzehnfach, die dichte Verfinsterung eben so. Die Schwächen sind die Mängel der Sinne und der Buddhi: die Befriedigung ist neunfach.

§. 51. Die acht Vollendungen sind:

vernunftgemäßes Verfahren:
Offenbarung:
Forschung:
die drei Abwehren des Schmerzes, (des dreifachen Leidens, des Leidens des Daseins):
die Erlangung eines Freundes:
die Freigebigkeit (Mildthätigkeit).

Jene drei: Widerstand, Schwäche und Finsterniß, sind die drei Arten der Hindernisse der Vollendung.

§. 52—54. Der Urleib kann nicht sein ohne Zustände, Zustände können nicht hervortreten ohne den Urleib: daher gibt es eine doppelte Schöpfung, nach dem Urleibe und nach den Zuständen. Die Schöpfung

ist nach den Elementen dreifach: die göttliche, die thierische, die menschliche: sie ist auf der höchsten Stufe überwiegend sattvisch (§. 18), unten überwiegend tamasartig, in der Mitte radschasartig (ebend.), beginnend mit Brahma, endigend mit dem Starren. Die thierische Schöpfung ist fünffach, von den vierfüßigen Thieren bis zu den Pflanzen und den unorganischen Körpern. Die menschliche Schöpfung ist einfach. Die göttliche ist achtfach:

1. Brahma (Pradschapati).
2. die Devas: Indra und die andern Götter des brahmanischen Pantheons.
3. die Pitris, die Väter der Sterne.
4. die Ghandarven (Jakschas): die tönenden Geister in der Atmosphäre, welche Brahma loben.
5. die Apsarasen: die Luftgeister.
6. die Genien des Kuvera: die Liebesgötter.
7. die Rakschsas: böse Geister.
8. die Pisatschas: desgleichen.

§. 55. Schmerz ist für den Puruscha vom Dasein unzertrennlich bis zum Aufhören des Urleibes.

§. 56—61. Die Natur ohne es zu wissen, wirkt die Lebenszustände, scheinbar um ihrer selbst willen, in der That aber um eines Andern willen, nämlich damit der einzelne Geist befreit werde. Sie dient mit mannichfachen Diensten dem Puruscha, der ihr nicht dient, sie weicht von ihm, sobald der Geist sie gesehen (ihre Nichtigkeit erkannt) hat.

§. 62, 63. Der Geist an sich wird weder befreit noch entfesselt, noch geht er ein in den Weltumtrieb; es ist die an das Mannichfaltige sich anlehnende Natur, welche in den Weltumtrieb eingeht, welche gefesselt und welche befreit wird. Sie fesselt sich durch sieben Gestalten um ihr selbst willen: sie befreit sich um des Geistes willen durch Eine Gestalt.

§. 64. Durch Erforschung der Wesenheit entsteht die wahre Erkenntniß: sie ist vollständig, enthält in sich keinen Widerspruch und ist auf das Unbedingte gerichtet. Sie läßt sich in die Worte fassen: Kein Sein, kein Mein, kein Ich (kein Etwas, keine Meinheit, keine Ichheit):

Na asmi, na me, na aham.
(nicht bin ich, nicht ist Mein, nicht Ich bin.)

§. 65. Der Geist sieht kraft dieser Erkenntniß als ruhiger Zuschauer der Entfaltung der Natur zu, wie sie aufhört zu gebären, und wie sie um des Zweckes (des Geistes) willen aus den sieben Formen zurücktritt.

§. 66. Die Beruhigung des Geistes spricht sich aus in den Worten:

„sie ist gesehen worden von mir":

die Beruhigung der Natur in dem Worte:

„ich bin gesehen worden".

Die Verbindung beider in diesem Zustande geht fort, aber es besteht nicht mehr ein Zweck der Schöpfung, das heißt des Fortbildens von Natur: also auch nicht mehr die Nothwendigkeit der Wiedergeburt.

§. 67. Nachdem der Geist durch Erlangung richtiger Erkenntniß erkannt hat, daß die Zustände des Einzelwesens, auch die Gerechtigkeit (die guten Werke), keinen Selbstzweck haben, bleibt er bei dem Leibe nur wie das Umschwingen des Rades nach dem Stoße anhält, kraft des gegebenen Antriebes.

§. 68. Das vollständige und unendliche Fürsichsein erlangt der Geist aber erst, wenn er die Trennung vom Leib erreicht, und die Natur ihr Geschäft vollendet hat.

Der Schluß (§. 69—77) bezeugt, daß diese Schrift kurz in Sanskritversen zusammengestellt worden, von Iwara-Krischna, dem Ehrwürdigen, frei vom Mythus und frei von den Lehrsätzen anderer Schulen: das Ganze nach der Lehre des großen Weisen (Kapila) und getreu der echten Ueberlieferung.

Dieser Schluß lautet wörtlich so:

„Für den Zweck des Puruscha wurde diese geheime Erkenntniß vom „großen Weisen aus einander gesetzt, in welcher Entstehen, Fortdauer und „Untergang der Wesen erörtert werden. Dieses vorzügliche Reinigungs„mittel gab der Muni (Büßer, nämlich Kapila) aus Mitleid dem „Asuri, und Asuri dem Pantschasikha, von ihm ward die Lehre aus„gebreitet. Durch eine Reihe von Schulen überliefert, ist sie in Arja„versen (Sanskritversen) kurz dargestellt worden von Iwara-Krischna, „dem Ehrwürdiggesinnten, nachdem er richtig erkannt hatte den Lehrsatz. „Die Gegenstände, welche in den siebzig (68) Versen behandelt wer„den, sind die Gegenstände von der ganzen Lehre der Sechzig (der Pu„ruscha, die Prakriti, die Buddhi, die drei Gunas, der Ahankara, der „Sinn, das feine Element, das gröbere Element und die 50 Zustände), „abgesondert von Mythen und frei von den Ansichten anderer Schulen."

15.

Zu S. 163: Der Sutra der 42 Sprüche Buddhas.

(Auszug, nach Schiefners Uebersetzung, in den „Mem. de l'Academie de St. Pétersbourg", T. IX, 1852, p. 67 sq.)

2. Schramana (Büßer) heißt Derjenige, der, nachdem er seine Verwandten verlassen, von Haus gezogen, in der Lehre geweilt, die Natur des Geistes erschaut und das Gesetz des Nichtzusammengesetzten begriffen hat.

5. Die Menschen können auf zehnfache Weise Tugend und auf zehnfache Weise Untugend üben. Von diesen zehn Untugenden beziehen sich drei auf den Leib, vier auf die Rede, drei auf das Gemüth. Die drei Untugenden, die sich auf den Leib beziehen, sind: tödten, Nichtgegebenes nehmen und der Leibeslust fröhnen. Auf die Rede beziehen sich: lügen, Unsinn schwatzen, harte Worte reden, verleumden; auf das Gemüth: Habsucht, Lust zu schaden, aus Dummheit an die drei Kostbarkeiten nicht glauben, und falschen Ansichten huldigen.

6. Wenn Menschen viel Unrecht gethan, ohne Reue zu empfinden, so wird die Frucht des nach und nach aufgehäuften Bösen an ihnen selbst zur Reife kommen, gleich wie die Flüsse, die sich in den großen Ocean ergießen und ohnehin schon tief sind, breit werden, so daß man nur mit Mühe über sie setzen kann. Bei Menschen, die das Unrecht einsehen und sich dann bessern, nehmen die Gesetze der Tugend zu, und das Böse kommt nach und nach zur Ruhe, so daß der Weg vollendet werden kann.

8. Wenn schlechte Menschen den guten schaden wollen, so ist es als wenn sie ihren Speichel gegen den Himmel auswerfen. Der Himmel kann nicht durch den Speichel befleckt werden, sondern nur sie selbst. Eben so wie wenn man gegen den Wind Asche auf einen Andern werfen will und der Staub den Andern nicht treffen kann, sondern auf den Werfenden zurückfällt; so wird Der, welcher den Guten keine Ehre erweist, selbst beeinträchtigt dadurch, daß er den Guten schaden wollte.

11. In der Welt gibt es zwanzig Dinge, die schwer sind, nämlich: schwer ist es eine Gabe austheilen, wenn man arm ist; schwer den Weg (die wahre Religion Buddhas) lernen, wenn man reich ist; schwer durch die Kraft des Geistes das Leben aufgeben; schwer das Gesetz der trefflichen Lehre erblicken; schwer geboren werden in der Region, wo die Buddhas entstehen; schwer kein Verlangen haben, wenn man etwas Angenehmes erblickt hat; schwer ist es dem Kraftreichen, seine Kraft nicht

anwenden; schwer ist es, dem Schmähenden nicht zürnen; schwer ist es, wenn man sich an seine Arbeit begibt, keinen Begriff davon haben; schwer ist es zur Vollendung kommen, wenn man auch viel gelernt hat; schwer ist es Diejenigen nicht verachten, die nichts gelernt haben; schwer ist es den selbstsüchtigen Stolz überwinden; schwer ist es auf einen Freund der Tugend stoßen; schwer ist es den Weg erlernen, wenn man die Eigenheit des Gemüths kennt; schwer ist es bei einem Zusammentreffen nicht bewegt werden; schwer ist es der Klugheit entsprechende Mittel anwenden; schwer ist es in Uebereinstimmung mit der Natur verkehren; schwer ist es Gemüthsruhe erlangen; schwer ist es von dem zu Thuenden und zu Unterlassenden nicht sprechen.

13. Was ist die höchste Tugend? Auf dem Wege wandeln ist die höchste Tugend. Was ist die höchste Größe? Dem Gesetze der Einsicht gemäß handeln ist die höchste Größe. Wer ist der Vorzüglichste der Machtbegabten? Derjenige, der, während er selbst voll Duldung ist, keine sündhafte That begeht, wird sicherlich von den Menschen geehrt werden. Wer ist vorzüglich erleuchtet? Derjenige, der ohne Flecken und makellos, ohne ungerechten Wandel, gänzlich rein ist, und der alle von Uranfang bis jetzt in der Welt der zehn Gegenden Befindlichen, mögen sie ungekannt, unsichtbar, gänzlich unbemerkt und ungehört sein, ohne das Geringste für sich zu haben, auf jegliche Weise kennt, der ist erleuchtet zu nennen.

14. Ein Wesen, dessen Seele mit Leidenschaft behaftet ist, kann den Weg mit seinem verblendeten Gemüth nicht sehen. Schüttet man in trübes Wasser fünferlei Farbe und rührt es dann mit aller Kraft durch einander, so werden die Menschen, die hineinsehen, das Bild ihres Körpers nicht sehen können. Eben so können Diejenigen, deren Gemüth durch die Leidenschaft aufgeregt und getrübt ist, den Weg nicht sehen. Diejenigen Menschen dagegen, die voll Glauben ihre Fehler der Reihe nach eingestehen, sich bessern und den Freund der Tugend begütigen, werden den Weg sehen, so wie das Abbild im Wasser sichtbar wird, sobald es vom Schmuz gereinigt ist . . . . . Wenn die Flecken der Seele gänzlich geschwunden sind, erfährt die Erkenntniß, woher sie gekommen und entstanden, und nach welchen Buddhagefilden sie nach dem Dahinscheiden gelangen wird, und zu gleicher Zeit sieht sie die Tugenden des Weges ein.

17. Wenn man Himmel und Erde sieht, so soll man denken, daß sie nicht ewig sind. Wenn man Berg und Thal sieht, so soll man denken, daß sie nicht ewig sind. Wenn man Form und Gestalt der Dinge zunehmen und sich erweitern sieht, soll man denken, daß sie

nicht ewig sind. Wenn man also denkt, wird man sehr bald den Weg erreichen.

19. Wenn man auch den Urbestandtheilen des Körpers Sein beilegt, so sind sie dennoch wesenlos. Denn da ihr Sein nach einer kurzen Zeit aufhört und nicht immer dauert, so sind sie wie die Trugbilder.

20. Mit den Wesen, die von Leidenschaft ergriffen nach Ruhm streben, geht es wie mit dem Duft des Räucherwerks. Wenn der Duft des Räucherwerks wahrgenommen wird und sich verbreitet hat, so kann er doch nicht, nachdem das Räucherwerk verzehrt ist, weiter fortbestehen. So werden die Thoren, welche dem eitlen Ruhm der Welt nachstreben und sich nicht des wahren Ruhms befleißigen, wenn sie ihren Ruhm erlangt, arm sein und Reue empfinden.

21. Schönheit und Reichthum sind wie Honig auf einer Messerschneide. Wenn kleine Knaben ihn kosten, so verwunden sie sofort ihre Zunge und empfinden Schmerz.

22. Größer ist die Gefahr des durch Kind und Weib und Reichthum und Haus Gebundenen als die Gefahr eines im Gefängniß in Ketten und Fesseln befindlichen Mannes. Während man nämlich durch einen glücklichen Zufall aus der Gefängnißgefahr befreit werden kann, sind die an Kind und Weib und dergleichen Hängenden wie im Rachen des Tigers und können, da sie sich unvorsichtigerweise hineinbegeben, nicht befreit werden.

24. Wer sich der Leidenschaft hingibt, ist wie ein Thor, der eine Leuchte in die Hand nimmt und gegen den Wind gehen will. Wirft er die Leuchte nicht fort, so wird ihm sicherlich durch Verbrennen der Hand Leid entstehen. Wer sich von der Begierde, dem Zorn und der Verblendung fortreißen läßt, ist, weil er nicht zuvor durch den Weg erleuchtet worden, wie die Thoren, welche die Leuchte nicht fortwerfen und sich die Hand verbrennen, großem Leid ausgesetzt.

26. Wie ein ins Wasser gefallener Baum, wenn er von der Strömung weiter getrieben die beiden Ufer nicht berührt, nicht von Menschen aufgefangen und auch nicht von den Göttern und Unholden aufgehalten wird, auch nicht im Flusse liegen bleibt und nicht verfault, in der That in den Ocean gelangen kann; eben so sage ich, daß die Menschen, welche, wenn sie den Weg lernen, nicht von Leidenschaft bethört, noch von Verkehrtheit ergriffen werden, welche nicht der Unbeständigkeit verfallen, sondern sich ernstlich bemühen, in der That den Weg erreichen können.

27. O Schramanas, eurem Gemüthe müßt ihr nicht trauen. Dem Gemüthe darf man durchaus nicht trauen. Uebet Behutsamkeit: hänget

nicht an der Schönheit, sonst erwächst daraus Schmerz .... Eine alte Frau müßt ihr als eine Mutter, eine auch nur wenig an Alter euch überlegene als ältere Schwester, eine jüngere als jüngere Schwester betrachten.

28. Wie man auf das eiligste davon laufen muß, wenn Feuer sich über dürres Gras verbreitet, so müssen die Menschen, die den Weg erlernen, auch alle Gegenstände der Leidenschaft weit von sich werfen.

31. Gibt sich ein Mensch der Leidenschaft hin, so entsteht Schmerz, aus dem Schmerz Angst. Bleibt die Leidenschaft fern, so entsteht kein Schmerz; ist kein Schmerz, so entsteht keine Angst.

34. Wie Eisen, wenn es geschmolzen und geläutert, nach und nach gehämmert und gereinigt ist, zu allerhand Gefäßen verarbeitet werden kann, so werden auch Diejenigen, die den Weg lernen, wenn ihr Geist nach und nach von aller Unlauterkeit befreit ist und sie sich befleißigen, ohne Zweifel die vollendete Einsicht erreichen. Im entgegengesetzten Falle erwächst ihnen Gram, aus dem Gram Mühsal und bei starker Mühsal kehren sie von dem Wege zurück; so häufen sie sündhafte Handlungen auf einander.

35. Sowol die Menschen die auf dem Wege wandeln, als auch diejenigen, die es nicht thun, erfahren Leiden. Schwer ist es zu ermessen, was für Leiden ein Wesen von seiner Geburt bis zu seinem Alter und seit dem Altern durch Krankheit bis an den Tod zu erdulden hat: wenn der Sinn aber durch Mühsal verwirrt ist und sündhafte Handlungen sich aufgehäuft haben, so läßt sich das Leid wegen des seit der Geburt bis zum Tode Geschehenen in keine Worte fassen.

43. O Schramanas, wie ein beladenes Rind, in einen Sumpf gerathen, trotz aller Müdigkeit an eins der beiden Ufer kommt, ohne auch nur an Erholung zu denken, so muß, o Schramanas, da die Gefahr in dem Pfuhl der Leidenschaft bedeutend größer ist, ein gerader Sinn sich einzig des Weges befleißigen und sich vor dem Schmerze des Kreislaufes schützen (der also in diesem Leben ist!).

16.

Zu S. 163 vgl. S. 188: Der sogenannte Jubelhymnus Buddhas und Aschokas Inschriften.

a. Buddhas letzte Worte.

(Nach Hardy, II, 180.)

Dieser kurze, ewig denkwürdige Spruch ist sehr verschieden übersetzt, nach den verschiedenen Texten, die man zu Grunde gelegt hat. Als einzig

urkundlicher ist gewiß die Anführung im Dhammapadam anzusehen (Lied XII, V. 153, 154), wo er ursprünglich als Erklärung beigeschrieben ward. Nur durch Misverständniß ist er dann mitten in den Text aufgenommen, welchen er sinnlos unterbricht. Man sehe das Nähere bei Fausböll, S. 319 fg., wo die Erklärung des alten Commentators, und dann die verschiedenen Uebersetzungen von Turnour, Gogerley und Hardy und (S. 323) die Auslegung gegeben wird, welche Fausböll als sein letztes Wort gibt, und welcher wir gefolgt sind.

b. Aschokas (Pijadasis) Sendschreiben und seine Inschriften.

A. Das Sendschreiben Aschokas an das Concil der Tausend vom Jahre 246 v. Chr.

(Nach Burnouf, „Le Lotus de la bonne loi", p. 725, vgl. p. 862 sq.)

Daß König Pijadasi (der Liebevollgesinnte) nichts als Ehrenname des berühmten Königs Aschoka sei, des Aschoka des Gesetzes, hat Burnouf mit unwiderleglichen Gründen gegen Wilson dargethan, und insbesondere auch auf das ausdrückliche Zeugniß der Chronik von Ceylon begründet, (Burnouf, p. 648—781, Appendix. Vgl. Koeppen, S. 174 fg.) Er heißt Enkel des Tschandragypta (Sandrokottos der Griechen) und Sohn Bindasaras. Auch die Sprache selbst ist ganz das Maghadi der Säuleninschriften Aschokas. Ueber diesen Punkt vergleiche man noch Lassen, II, 488 fg. und Weber, „Akad. Vorles." 256 fg. und dessen „Neueste Forschungen auf dem Gebiete des Buddhismus", S. 59 fg.

Ueber die Zeit dieses Königs, die Jahrbücher Buddhas selbst, und die ganze buddhistische Zeitrechnung verweisen wir auf das darüber im fünften Buche von „Aegyptens Stelle" Gesagte (S. 208 fg.). Koeppen nennt mit Unrecht Buddha einen Zeitgenossen des Darius und Xerxes (also gegen 480). Nach dem Mahavansa, dem heiligen Buche Ceylons, saß dieses Concil, zur Schlichtung der Spaltungen, in Pataliputra (Palimbothra), im 17. Jahre der Regierung Aschokas.

„Der König Pijadasi, der Versammlung von Maghada Gruß und „Wunsch, sie möge wenig Leiden haben und ein angenehmes Dasein!

„Es ist wohlbekannt, meine würdigen Herren, wie weit meine Verehrung und mein Glaube geht, für den Buddha, für das Gesetz und „für die Versammlung. Alles, meine würdigen Herren, was von dem „Buddha, gesegneten Andenkens, gesagt worden, alles dieses, und dieses „allein, ist wohl gesagt. Man muß also zeigen, meine würdigen Herren,

„was die Gewähren sind (für das vom Buddha Gesagte): auf diese Weise „wird das gute Gesetz von langer Dauer sein. Das ist's, was mir von „nöthen scheint. Unterdessen, meine würdigen Herren, die Gegenstände, „(heiligen Urkunden), welche das Gesetz umfaßt:

„Die von der Vinaja (Disciplin) bezeichneten Schranken:
„Die übernatürlichen Kräfte der Arja (der Ehrwürdigen):
„Die Gefahren der Zukunft:
„Die Lieder (Gâthâs) des Einsiedlers:
„Der Suta (Sutra, Spruchsammlung) des Einsiedlers:
„Die Metaphysik von Upatisa (Schariputtra) und sie allein:
„Die Weisung des Laghula (Ragula), mit Verwerfung der (in ihr enthaltenen) falschen Lehre.

„Dieses ist (diese Bücher enthalten) was der Buddha, gesegneten „Andenkens, gesagt hat.

„Ich wünsche nun, und das ist der höchste Ruhm, den ich anstrebe, „daß die frommen Männer und die frommen Frauen diese Gegenstände, „welche das Gesetz umfaßt, beständig hören und darüber nachdenken „mögen, eben wie die Gläubigen beider Geschlechter.

„Das ist der Grund, weshalb ich dieses an Euch schreiben lasse: „das ist mein Wille und meine Erklärung."

Die heiligen Urkunden der Buddhareligion zerfielen also schon damals in die disciplinarischen Verfassungen (Vinaja) und in Spruchsammlungen. Die prosaischen Sprüche waren in einem einzigen Sutra, Einer Sammlung enthalten: daneben aber werden „Lieder" (Gâthâs) genannt, in der Mehrzahl. Eine solche Spruchsammlung in Liedern ist nun Dhammapadam. Noch jetzt findet man in den buddhistischen Sutras einzelne metrische Strophen verwebt. Die Uebereinstimmung beider Darstellungen, der prosaisch erzählenden und der Lieder, zeigt sich am besten durch Vergleichung des „Sutra der 42 Sprüche" mit dem Dhammapadam.

„Die übernatürlichen Kräfte der Arja" kennen wir zwar nicht als Buch: aber sie werden nicht allein in Inschriften Aschokas erwähnt, der betheuert, er glaube daran; sondern es wird auch von ihnen oft geredet, als aus der Kraft der tiefsten Betrachtung hervorgehend und sich durch magische Wirkungen offenbarend. So z. B. bei Burnouf, „Le Lotus etc.", p. 818 sq.

Was „die Gefahren der Zukunft" betrifft, so haben wir zwar kein besonderes Buch dieser Art, allein das Bild der Gefahren der Seele kommt oft vor. So beginnt der singalesische Mahavansa mit einer Schil-

derung des zukünftigen Schicksals der Menschen und der Strafen, welche den Sünder erwarten.

Sehr merkwürdig ist die Anführung eines gewissermaßen kanonischen, metaphysischen Werkes, welches hier als zulässige Gewähr des Glaubens angeführt wird. Burnouf hat gefunden, daß der Verfasser, Upatissa, auch Schariputtra genannt, bei den Buddhisten für einen sehr gelehrten metaphysischen Schriftsteller gilt.

Das letzte Werk ist offenbar auch metaphysisch, wird aber hier als ein solches genannt, welches nur mit Vorsicht gebraucht werden könne, da es falsche Lehren enthalte: ein dogmatisches Werk des indischen Konstantin für die Versammlung!

Nach der Analogie der Palischreibung kann dieser Laghula kaum ein anderer sein als Ragula, der Sohn Buddhas: und diesem werden wirklich ketzerische Lehren zugeschrieben.

Aus diesem Allen ergibt sich, wie sehr das spätere, zu vielen Hunderten von Bänden angeschwollene buddhistische Schriftthum die urkundlich ältesten Werke überwuchert hat: wahrscheinlich deswegen, weil diese den Spätern für die immer höher geschraubten bildlichen Erdichtungen und daraus gewobenen Erzählungen, und für die maßlosen pantheistisch ausschweifenden Speculationen zu hausbacken und gewöhnlich erschienen.

Diese Umstände müssen die große Bedeutung des Dhammapadam noch erhöhen.

B. Aus der vierten Verordnung von Girnar: 12. Jahr nach der Weihe (17. der Regierung).

(Burnouf, „Lotus", p. 730.)

„In der vergangenen Zeit sah man, während vieler hundert Jahre einzig gedeihen den Mord der lebenden Wesen und die Mishandlung der Geschöpfe, den Mangel an Ehrerbietung gegen die Aeltern und gegen die Bamhanen (Brahmanen) und Samanen. So ertönt denn heut der Schall der Trommel, denn die Stimme des Gesetzes wird gehört, Prachtzüge von Wagen und Elefanten und Feuerwerke werden dem Volke gezeigt ... Das Aufhören des Mordes der lebenden Wesen, und der Mishandlung der Geschöpfe, die Ehrerbietung gegen die Aeltern, der Gehorsam gegen Vater und Mutter, der Gehorsam gegen die Aeltesten (Theras), diese und manche andere Uebungen des Gesetzes haben zugenommen. Pijadasi ....

C. Aus der elften Verordnung von Girnar.

(Burnouf, a. a. O. p. 736.)

Nach ähnlicher Anpreisung und Empfehlung des Gesetzes fährt der König fort:

„Das Wohlwollen für Sklaven und Diener, und der Gehorsam gegen Vater und Mutter sind eine gute Sache: so ist die Freigebigkeit gegen Freunde, Verwandte, Aeltern, gegen Brahmanen und Samanen: eben so die Achtung für das Leben der Geschöpfe: das soll thun und üben und empfehlen ein Vater, ein Sohn, ein Bruder, ein Freund, ein Bekannter, ein Verwandter und selbst ein einfacher Nachbar. Wer also thut, der wird geehrt in dieser Welt, und für die andere Welt entspringt ein unendliches Verdienst aus diesem Geschenke des Gesetzes."

Wiederum Konstantins würdig — und nicht mehr! Das berühmte Toleranzedikt, Verordnung XII, Burnouf, a. a. O. p. 761, geht aber über Konstantin und Theodosius hinaus, und verdient dem Toleranzedikte Josephs II. gleichgestellt zu werden. Wichtig bleibt in unserer Verordnung aber die Erwähnung des künftigen Lebens am Schlusse: also eine Fortdauer des Geistes.

17.

Zu S. 175: Die Nidânas oder die gegenseitige Verkettung der Ursachen: die zwölf Ursachen des kreatürlichen Seins, nach den Buddhisten.

(Aus der „Lalita Vistara" bei Burnouf, Introd. p. 485 sq.; „Lotus" p. 530—544.)

Die Reihe der zwölf Ursachen des Seins, vom Ende anhebend, ist folgende:

I. Dscharamârana, Hinfälligkeit = Sterben = Hinsterben.

Der Tod nun, des leiblichen Absterbens Ende, ist bedingt, als Wirkung von der Ursache, durch

II. Dschâti, Geburt.

Die nächsten drei bedingenden Stufen sind:

III. Bhava, Dasein.

IV. Upâdâna, Annehmen (des Daseins in der Empfängniß).

V. Trischna, Verlangen.

Von diesen ist die vierte Stufe unleugbar das was wir Empfängniß nennen, als eben so nothwendige Bedingung der Geburt, als diese Bedingung des Sterbens des wirklichen Menschen ist. Zugeständlich fehlt

nun die Empfängniß, oder sie ist in dieser Stufe gesetzt. Nun ist aber, wie Burnouf nachweist, die Grundbedeutung jenes Wortes das Ansichnehmen, also etwas Thätiges, und er faßt den Ausdruck deshalb als „prise, caption", was unser deutsches Wort Annehmen, nach der gewöhnlichen und nach der philosophischen Bedeutung, am passendsten auszudrücken scheint. Denn es kann in der ganzen Reihe doch nur Ein Träger (Subjekt) sein, nämlich der individuelle, in diese Welt geborene Mensch. Ja, die ganze Anschauung Buddhas geht dahin, daß die also in die Menschheit eingetretene Seele das Thätige, und daher Verantwortliche sei. Wir bedürfen also gerade ein Thätigkeitswort, das Einwilligen der Seele in den Mutterschooß einzugehen.

So wie dieses feststeht, so kann die nächste Stufe, die dritte, Bhava, eben nichts Anderes sein, als was das Wort unleugbar bedeutet, das Dasein, des Embryo nämlich, das angeborene Dasein, das neumenschliche Gestalten zum geburts- und lebensfähigen Menschen. Um so mehr müssen wir uns wundern, daß Burnouf sich durch die unsinnige Erklärung der Brahmanen hat irre machen lassen, es sei hier das Dasein mit Verdienst oder Schuld, das moralische, durch finstere Daseinsperioden bedingte Dasein zu verstehen. Eben so wenig vermögen wir Goldstücker zu folgen, der hier schon in der metaphysischen Existenz ist, und unter Bhava das mögliche Dasein (virtuelle Dasein, Dynamis des Aristoteles) verstanden wissen will, wie unter Dschâti das wirkliche Dasein (die Energeia des Daseins). Wir sind hier, auf unserm Wege rückwärts zu der ersten Ursache des Todes, noch ganz auf dem physischen Gebiete.

Erst die dem Eingehen in den Mutterschooß vorhergehende Stufe führt uns in das ideale Dasein der irdisch werdenden, endlichen Seele. Die Seele mußte ein Verlangen nach diesem Irdischwerden haben, um zu jenem Entschlusse zu kommen, in jenen Zustand einzutreten, der in Geburt und Tod endigt. Das Wort Trischna aber bedeutet gerade Verlangen: und so faßt es auch, nach dem Vorgange eines nepalesischen Erklärers, der treffliche Hodgson, indem er es als Dasein im Urtypus (Archtype) nimmt. Darauf kommt doch auch wol Goldstückers Erklärung des Trisna als Appetitus zurück, welches er, in Beziehung auf die eben vorher besprochenen Stufen als dynamisches Sein des Upadâna nennt.

Hier konnte nun allerdings ein nur auf das Praktische gerichteter Denker still stehen. Die Seele ist dem Tode unterworfen, in Folge ihres Verlangens irdisch zu werden. Aber wir können auch gar wol uns anschaulich machen, daß ein indischer Denker sich hierbei nicht beruhigen

konnte, wenn auch damals die beiden oben gezeichneten brahmanischen Systeme der Metaphysik noch nicht bereits bestanden, oder ihre Vollendung gewonnen hätten.

Und so können wird uns die nächsten drei Vorstufen, welche ein innerlich unter einander zusammenhängendes Ganze bilden, gar wol als das mit dem Verlangen der Menschwerdung vorhergehend Gedachte anschaulich machen. Sie sind:

VI. Vedâna „Empfindung" (Goldstückers organische Erregbarkeit).

VII. Sparscha „Berührung" (Goldstückers organische Empfindungsfähigkeit).

VIII. Schadâjatana „die sechs Sitze" (Sinne).

Daß dem irdischen Verlangen der Seele eine Empfindung der irdischen Dinge vorhergehen müsse, ist von selbst klar. Darin liegt ja auch schon, wenn man will, der Ursprung des Begehrens, der Lust, also des Schmerzes des irdischen Daseins. Die Fähigkeit der Empfindung, oder die That des Empfindens, setzt nun wieder eine Berührung des Willens oder Begehrens mit der Endlichkeit voraus, und dieses die Gestaltung des Urbegehrens oder Urwillens der Seele zu den sechs Sinnen, welche der Inder annimmt: nämlich unsere fünf Sinne, und dazu Manas, oder der innere Sinn. Dieser innere Sinn ist sicherlich nur was wir Instinkt oder Urtrieb nennen. Einen solchen nun hat der Mensch allerdings mit den Thieren gemein: allein als Mikrokosmus, nicht als peripherisches Einzelthier. Da nun überhaupt in dieser ganzen Darstellung nur vom Menschlichen die Rede ist, so kann man in jenen Ausdrücken (VI, VII) nicht wol mit Goldstücker die allgemeine thierische Irritabilität und Sensibilität, also Prinzip des Muskel- und Nervensystems finden. Der Instinkt, sogar der thierische, ist weit darüber hinaus.

Hier angelangt sehen wir aber auch, daß wer so weit gegangen, wenigstens noch Einen Schritt im idealen Sein zurückmachen muß. Als ein solcher Schritt gibt sich wirklich:

IX. Nâmarûpa „Namensform",

d. h. das Eintreten in die Individualität, das persönliche, gleichsam das namhafte Dasein.

Bei weiterm Nachdenken aber kann diese Annahme nicht genügen. Die Annahme einer Individualität als Vorstufe der Annahme des Daseins, mit der Vermittelung des sinnlichen Empfindungsprinzips dazwischen, kann doch nicht der Urgrund sein. Erst vermittelst dreier Schritte weiter rückwärts kann der indische Denker dahin gelangen, wovon er nothwendig

in einer von zwei Denkweisen gelangen mußte: verkehrter Wille oder Unwissenheit, Verletzung des Gewissens oder der Vernunft.

Goldstückers Auffassung als „Substantialität" scheint mir dem Worte, und jedenfalls der buddhistischen Grundanschauung fern zu liegen. Die philosophische Erklärung der noch übrigen drei ersten Ursachen gibt der scharfsinnige Mann auf. Wir wollen sehen, ob sie von unserer bisherigen Ansicht aus uns ihren Sinn nicht ungezwungen offenbaren. Die Reihenfolge der drei letzten Vorstufen ist nun folgende:

X. Vidschnâna „Bewußtsein".

XI. Samskara „Einbilden" (Vorstellung).

XII. Avidja „Unwissenheit" (Nichtwissen).

Wir waren bis zum (idealen) Eingehen der Seele in die Individualität, also das selbstische Dasein gelangt. Dieses setzt, nach unserer Reihe, ein Bewußtsein der Endlichkeit voraus, in welche die Seele sich dadurch stürzt, so wie dieses wieder ein Eingehen in das täuschende Bild des Daseins, welches wir Leben nennen. Worauf endlich kann dieses anders beruhen als auf Nichtwissen, also Unwissenheit? In dieser ersten Ursache ist nun, den ewigen und göttlichen Bestand der Seele vorausgesetzt, offenbar ein doppeltes Unheil gesetzt: ein Fall, sowol des Denkvermögens (der Vernunft) als des sittlichen Bewußtseins (des Gewissens): das Nichtwissen des Wahren und des Guten. Da nun aber, und zwar namentlich von Buddha, die Einheit des Guten und Wahren wenigstens als möglich angenommen wird, so genügt der Ausdruck „Nichtwissen". Uns aber erscheint hier nur jener durch die ganze Weltgeschichte durchgehende Gegensatz, auf den wir im Zweiten Buche aufmerksam gemacht, und mit dessen Hervorhebung wir die Darstellung des semitischen Bewußtseins von Gott in der Geschichte geschlossen haben.*) Wir begegnen hier unmisverständlich dem arischen Ausdruck jener Einheit, in seinem scheinbaren Gegensatze mit dem eben so durchgehenden semitischen Typus. Der Arier gewahrt die Einheit auf dem Gebiete des Denkens, der Semite auf dem des sittlichen Lebens und der innern Erfahrung. Dieser Gegensatz geht durch die ganze vorchristliche Welt.

Den Begriff des Nichtseins können wir nicht, mit Burnouf, in das indische Wort hineinlegen: auch möchten wir es philosophisch nicht thun, denn das Nichtsein des wahren Seins ist zwar insofern ein Nichtsein, als es dem Nichtigen (irrthümlich oder sündlich) ein Sein beilegt, aber wir haben in der ganzen Reihe Zustände von Seelen, die anfangslos als

*) Erster Band, S. 318.

eine Vielheit bestehen, also ein Prinzip des Seins in sich haben. Dagegen führt uns die allein dem Worte lexikalisch zukommende Bedeutung des Nichtwissens umgekehrt von selbst auf die Nothwendigkeit der buddhistischen Annahme eines absoluten Seins: denn wie hätte Buddha sonst den ersten zum Tode führenden Schritt das Nichtwissen nennen können?

Damit haben wir eigentlich auch schon bewiesen, daß speculativ eben sowol als ethisch und praktisch, das Nirvâna dem Sankhja nichts Anderes sein konnte als das Aufhören des begehrenden Zustandes der Seele in diesem Leben, worin er die Ursache alles Leidens ist. Dem Absoluten, dem Ursein gegenübergestellt, ist also Nirvâna eben das Vollendetwerden des ägyptischen und altsemitischen (kanaanitischen) Bewußtseins. Dem orthodoxen Brahmanensystem gegenüber wird dabei nicht allein der keinen innern Bestand habende, Brahma der nationalen Religion beseitigt, sondern auch das in dem Versinken in Brahma liegende Pantheistische abgewehrt. Denn wer, wie Buddha zugeständlich that, von der Vielfältigkeit der Seelen ausgeht, verliert mit dem selbstischen Dasein die Persönlichkeit nicht, sondern gewinnt sie wieder, d. h. das volle Gottesbewußtsein im wahren Sein: und zwar in diesem Leben.

Daß dieses der Sinn der eben betrachteten mehr speculativen als dialektischen Reihe sei, wird uns noch klarer werden, wenn wir dieselbe von ihrem ersten Anfange, als von der Grundursache der Tragödie des Daseins betrachten.

Der Seele

Nichtwissen (I) ist die Ursache (Bewußtwerden)
von dem Einbilden der Endlichkeit (II): diese
von dem Bewußtsein der Endlichkeit (III): dieses
von dem Annehmen der (idealen) Individualität (IV): diese
von den sechs Sinnen, einschließlich der Endlichkeit-Gesammtheit als Gemeinsinnes (V): diese
von der Berührung mit den Dingen (VI): diese
von der Empfindung der Dinge (VII): diese
von dem Verlangen nach dem endlichen Dasein (VIII): dieses
von dem Annehmen des Embryolebens (IX): dieses
von dem embryonischen Dasein (X): dieses
von der Geburt (XI): diese
von dem Hinsterben, dessen Ende der Tod des Leibes (XII).

Die ganze spitzfindige Kettenreihe ist nach allen Zeugnissen Buddha persönlich fremd: auf ihn können wir etwa nur einen Spruch zurück-

führen, der in Abhidarma-koscha ihm zugeeignet wird (Burnouf, Introd. p. 492):

„Hinfälligkeit und Tod sind Folge der Geburt, ihrer Ursache, und in diese gehen wir über.“

Die Idee aber ist gewiß sehr früh — und zwar vor Aschoka — aus der Schule hervorgegangen, als Begründung der vier Wahrheiten und ähnliche ethisch-metaphysische Aussprüche des Gautamiden, in Prosa und in Versen. Er war in seinen Lehrjahren mit der Sankhja-Philosophie vertraut geworden, und hatte auch als Lehrer und Bekehrer des Volkes die Betrachtung des Unterganges alles Irdischen und einer Verdunkelung des ursprünglichen göttlichen Bewußtseins durch das Werden und seinen Kreislauf gelehrt: das Ziel war ihm das Erlöschen alles Begehrens in diesem Leben. Wie weit ist davon jenes logische Kunststück, und die Ansicht vom Nirvâna, als der Vernichtung des Geistes entfernt! Umgekehrt, es war nach Buddhas vier Wahrheiten die Vernichtung der Hindernisse des wahren Lebens nothwendig, als Bedingung die Herstellung seliger Ruhe im irdischen Leben. Wie das irdische Leben eigentlich Tod, so ist der Tod dem Erleuchteten, Heiligen, der Eingang in das Leben: aber dieses Leben soll hier auf der Erde angestrebt, und kann hier erlangt werden. Das ist auch nach uns, das letzte Wort dieses zwölffachen Kettensatzes.

Aber wenn nun in diesem Leben, in dieser Wirklichkeit, kein Gottesbewußtsein sich entwickelt im gemeinsamen Leben: wenn das Individuum ermattet, verzweifelt, was kann da anders geschehn, als daß man das Ziel des Weisen nicht in dieses Leben, sondern in den Untergang alles Bewußtseins setzt!

Ausführungen zum Vierten Buche.

(Theil II.)

1[a].

Zu S. 223: Das fünfte Weltalter.

Die drei vielbesprochenen Verse (180—182), welche wir ausgelassen, von den Flachshaarigen, nach dem Verse (3. 21):

„es verleih'n stets nagende Sorgen die Götter",

sind offenbar eine Einfälschung aus der Zeit des Einfalls der Kelten, jedoch nicht wie von Einigen angenommen ist, veranlaßt durch ihre Plünderung und Verbrennung des delphischen Tempels im Jahre 548 (Olymp. 55, 1). In einer so späten Zeit ist es nicht denkbar, daß der ungeschickt eingeschobene Satz in die Handschriften noch eingedrungen sei. Bedenken wir, daß der Sitz der Dichtung von den Weltaltern Kleinasien ist. Nun paßt schon ganz gut der erste geschichtliche Einfall dieses Volkes in das hellenische Kleinasien, gegen das Jahr 730 (s. Anm. 9, Kallinus Zeitalter). Er erregte allgemeines Entsetzen, und damals war die Textanordnung (Diaskeuase) ja noch nicht ganz abgeschlossen. Der sich offenbarende tapfere Muth der ionischen Hellenen schien doch eine Beschränkung des verwerfenden Urtheils über das jüngste Geschlecht zu fordern. Noch besser würden die Verse für eine solche tapfere Abwehr der Kelten funfzig Jahre früher passen: wir haben auch Spuren, jedoch keine ganz sichere Kunde, von einem solchen Einfall um 780 (s. Ausf. 9).

1[b].

Zu S. 250: Japetos und Ptah-Hephästos.

Man kann hier das Wurzelbewußtsein sehr verschiedener Zeitalter urkundlich nachweisen. Von dem Standpunkte des hebräischen Sprach-

bewußtseins ist Japhet der Glänzende, Weiße: und dazu würde der Gegensatz von Kham (der Dunkle, Schwarze) sehr gut passen. Und doch ist dieser Schein täuschend. Die Genesis (IX, 27) führt bereits auf die wahre Wurzel Patah zurück, ausdehnen, erweitern. Diese Wurzel verstärkt sich in Patakh, eröffnen: und von dieser Bildung stammt der phönizische Name der Kabiren (Gewaltigen): Patäken, die Eröffnenden, die weltschöpferischen Kräfte. Aber die hebräische Wurzel ist die ältere, wie Japhet beweist. In ihr ist der Zweibuchstabenstamm PT nur erst in der leisesten Form der Erweiterung durch einen sanft auslautenden Hauch fortgebildet zur Dreibuchstabenwurzel. PTH ist der Name des Vaters der Kabiren, des Ptah bei den Aegyptern, den Ursemiten. Und hier ist es wirklich schwer der Annahme einer Entstehung des griechischen Namens aus dem Phönizischen zu entgehen, obwol das Wort uns bis jetzt nur erst durch Forschung, nicht durch unmittelbare Anführung oder Inschriften bekannt ist. Von Aegypten aber braucht deshalb dieser Name nicht gekommen zu sein. Ptah ist urasiatisch: und gehört in den altsemitischen (chamitischen) Sprachschatz. Die Phönizier hatten die ausgebildetere Form für den großen Demiurgen nachweislich, Sanchuniathon nennt ihn den Eröffner.

2. 3.

Nemesis.

a. Zu S. 258 fg. Tochter der Nacht ist Nemesis nach Hesiod (Theog. 211—225), mit dem Truge, dem leidensvollen Alter (im Gegensatze Dessen, was man glückliches Alter nennt), und dem Streite. Nach dem einstimmig überlieferten Texte ist die vierte Tochter die nächtliche Liebeshuld, als Liebestäuschung gedacht, und deshalb unmittelbar neben den Trug gestellt; man darf also nichts ändern. Der Text lautet:

Τίκτε δὲ καὶ Νέμεσιν, πῆμα θνητοῖσι βροτοισι
Νὺξ ὀλοή: μετὰ τὴν δ' Ἀπάτην τέκε καὶ Φιλότητα,
Γῆράς τ' οὐλόμενον καὶ Ἔριν τέκε καρτερόθυμον.

Die Verse von den Mören und Kêren (217—223) halte ich dagegen mit Göttling für eingeschoben: Kêr war schon 211 erwähnt: die zwei Hauptverse von den drei Mören finden sich als V. 905 und 906, und stehn dort an ihrer Stelle.

b. Zu S. 260. Der homerische Sinn von Nemesis als unpersönliches Wort, in der Bedeutung von Vermessenheit, Sünde, das

was der Götter Zorn hervorruft, findet sich auch später, als Zeuge des volksmäßigen Sprachgebrauchs. So wenn es beim Sophokles heißt:

„das wäre Nemesis"

ist dieses zu übersetzen: „das wäre eine Versündigung, welche die göttliche Strafe, die Nemesis, herausforderte. Bei Sophokles wird auch einer persönlichen Nemesis gedacht, welche persönlich den Seelen der Todten beigelegt wird: sie ist der Dämon der Todten, ihr Rachegeist. So ruft Elektra die Nemesis des Agamemnon an. Die greuliche Mutter verhehlt ihr nicht die Freude, welche sie über die Kunde von Orestes Tode empfindet, wodurch also die gänzliche Beseitigung Elektras möglich werde: ja auf der Tochter Frage: „Ist's so recht geschehen?" scheut sie sich nicht zu antworten („Elektra", 174):

„Dir nicht, dem Andern (Agamemnon), wie's geschah, ist's recht geschehn."

Da nun sagt Elektra auch ihr letztes Wort:

„O höre, du des kaum Gestorbenen Nemesis!"

4.

Zu S. 280: Die Sibylle und Heraklit.

Plutarchs Angabe steht in der vielfach anziehenden Abhandlung: „Warum die Pythia nicht mehr in Versen spreche?" p. 627 ed. Wyttenb. Herr Lasalle in seinem anerkennenswerthen, ausführlichen Werke „Ueber Heraklit" (welches 1858 erschienen ist, und wobei man mit dem Verfasser bedauert, daß er die Forschung von Bernays erst nach gemachter Arbeit kennen gelernt), will auch noch eine Stelle aus dem dritten Buche von Jamblichs Schrift „Ueber die Mysterien", heranziehen (I, 29). Allein die Worte „mit rasendem Munde", welche man mit Sicherheit allein als heraklitisch in Anspruch nehmen kann, werden angeführt als allgemein üblicher Ausdruck: „man sagt", nicht „Heraklit sagt". Ueber Heraklits Aeußerung bei Plutarch hat, glaube ich, zuerst gesprochen Creuzer zu Cic. „De nat. Deorum", II, 3.

5.

Zu S. 283: Orakel.

Herr Professor Julius Kaiser „Ueber das Delphische Orakel", S. 56 sagt: „Die Pythia wurde aus der Mitte der edeln delphischen

Geschlechter genommen: der prophetische Geist wohnte ihr also nicht individuell inne." Ich habe mich vergebens nach dem Belege für eine dem Begriffe des prophetischen Geistes so schnurstracks zuwider laufende Behauptung jenes gelehrten Mannes umgesehen. Die angezogene Stelle (Plut. „De orac. defectu", cap. 9, p. 698 ed. Wyttenb.) sagt nichts dergleichen. Selbst die Wahl aus bestimmten edeln Geschlechtern steht im Widerspruch mit Plutarchs Angabe in der Schrift „Περὶ τοῦ μὴ χρᾶν" etc., cap. 22, wo es von einer solchen Pythia heißt, sie sei im Hause armer Landleute groß gewachsen: und mit andern Berichten. Aber angenommen, daß die Wahl aus einem engern Kreise vorgeschrieben gewesen, so folgt daraus nichts gegen die Rücksicht auf persönliche Befähigung.

6.

Zu S. 286: Die Reinigung Apollos von der Tödtung des Python nach neun Jahren.

Die astronomische Grundlage ist bei den griechischen Mythen so künstlich verdeckt, das einfache Räthsel ist so überwuchert durch die Mythe der Persönlichkeit, daß es eine undankbare Mühe scheint, diesen Spuren nachzugehn. Man verdirbt sich was man hat, ohne etwas Sicheres zu gewinnen. Hier jedoch ist in der heiligen Tempelsage der Schleier noch dünn genug gewoben, daß man versuchen kann, ihn zu lüften. Die von selbst sich darbietende Lösung durch die Annahme einer Anspielung auf die Oktaëteren ist allerdings schwierig, ja unmöglich, wenn man diese auf die Wahrnehmung gründet, daß das reine Mondenjahr von acht Jahren um drei Monate von je 30 Tagen zu kurz kommt (8 mal 11¼ Tage). Man schaltete hiernach einen Monat ein je nach 32 Mondungen, 2½ Jahr (Ideler, I, 266—305, vgl. I, 47). Erstlich erfolgt die Reinigung nicht nach acht Jahren (wie die Oktaëteris), sondern nach neun Jahren. Jene Reinigung trat also jedes zehnte Jahr ein, nicht jedes neunte. Zweitens fällt die wissenschaftliche Begründung der Oktaëteris frühestens gegen die 60. Olympiade, also in die Mitte des sechsten Jahrhunderts, etwa 50 Jahre nach Solon, welcher in Athen den Wechsel von vollen und hohlen Monden einführte, d. h. eine regelmäßige Abwechselung der Monate von 30 und von 29 Tagen. Die Oktaëteris dagegen war uralt in Delphi, denn die pythischen Spiele wurden in der ältesten Zeit nicht nach vier, sondern erst nach acht Jahren gefeiert (Censorinus bei Ideler, I, 300). Man muß sie also auf dem einfachsten Wege ableiten aus der Triëteris oder dreijährigen Periode.

Diese wiederum ist nur zu erklären aus der Abwechselung von vollen und hohlen Monaten, verbunden mit der Abwechselung von 12 und 13 Monaten für das Jahr. Man erhält alsdann 738 Tage (354 + 384) also 7½ Tag mehr als zwei Sonnenjahre (zu 365¼ = 730½). Läßt man nach vier solchen Perioden (acht Jahren) einen Schaltmonat aus, so kommt für das Sonnenjahr eine sehr gute Ausgleichung hervor. Aus dieser einfachen Wahrnehmung erklärt sich also die Entstehung der Oktaëteris aus der Triëteris aufs befriedigendste. Und warum sollten die Priester in Delphi die vernünftige Einrichtung des Abwechselns mit Monaten von 29 und 30 Tagen nicht früher gehabt haben als die Athener? Daß nun der delphische Mythus gerade jenes Geheimniß verhüllte, läßt sich aus Plutarch vielleicht noch besser nachweisen als bisher geschehen.

Die Beurkundung einer astronomischen Erklärung jenes delphischen Mythus liegt nämlich in einer Stelle seiner Schrift „De def. orac." (cap. 21, p. 723 ed. Wyttenb). Die gewöhnliche Auffassung, daß Apollo neun Jahre habe Buße thun und Verbannung leiden müssen, weil er den Python getödtet, ist allerdings zu ungereimt für einen ursprünglichen Mythus. Denn die Tödtung des Python, oder der verderblichen dunkeln Erdschlange, konnte doch nicht als ein todeswürdiges Verbrechen angesehen werden. Die Ermordung eines Ungeheuers war ja verdienstlich. Es ist also von einem astronomischen Ungeheuer die Rede, welches durch das Sonnenjahr weggeschafft werden soll. Der gewöhnlichen geschichtlichen Auffassung wird nur bei Plutarch folgende entgegen gestellt. „Pythons Tödter sei weder neun Jahre noch nach Tempe verbannt gewesen: er sei vielmehr als Flüchtling in eine andere Welt (Kosmos) gekommen, und von da sei er zurückgekehrt, nach dem Umlauf von neun großen Jahren (Sonnenjahren) rein und wahrhaft phöbisch (glänzend, daher Apollos ältester Name Phöbus) und habe bei seiner Ankunft das bisher von der Themis (Erde) verwaltete Orakel übernommen." Man hat hierbei nur anzunehmen, daß die Triëteris nicht mit 12 Monaten begann, sondern mit einem Jahr von 13 Monaten, sodaß das neunte Jahr, das Jahr der Spiele, von selbst das Jahr der Lösung wurde, wenn man ihm nur 12 Monate gab. Also der Sinn ist: nach neun Jahren ist das Sonnenjahr wieder in Ordnung: die Verwickelung mit dem Mondenjahre hört auf. Die Verbindung mit Python mag symbolisch sein, oder eine Legende, welche mit dem astronomischen Räthsel zusammenfloß. Wir bemerken hierbei, daß ἐνιαυτός recht eigentlich das phöbische oder Sonnenjahr ist; der erste Theil dürfte wol ἕνος sein: alt, ion. statt ἕνος = h e n kymr. für alt, lat. sen-ex: daher ἕνη καὶ νέα für den letzten Tag des Monats. Das Wort wäre folglich eine Zusam-

menziehung (ἥλιος) ἕνος αὐτός, die alte Sonne selbst, die Sonne, welche wieder an ihre alte Stelle eintritt. Die gewöhnlichen Erklärungen sind sicherlich falsch. Ἔτος hängt nicht stammartig zusammen mit ἕνος, hat aber denselben Sinn = vetus.

7.

Zu S. 286: Lobeck über die Reinigungen.

Daß dem Homer priesterliche Reinigungen unbekannt seien, folgt eigentlich nicht zwingend aus der allerdings von Lobeck (I, 300) erwiesenen Thatsache, daß bei Homer der Todtschläger entweder Buße zahlen oder flüchten muß, daß aber eine Reinigung nicht erwähnt wird. Denn man kann sagen, daß diese nur dann stattfand, wenn der Verbrecher das Sühngeld gezahlt hatte. Doch wenn man dieses auch annimmt, so kann man die heiligen Läuterungen oder Lustrationen nicht deshalb leugnen, weil Ulysses, der sie nach dem Erschlagen der Freier vornimmt, dieses als Hausvater und Fürst gethan, und nicht als Priester vom Handwerk: denn der Hausvater war ja eben Priester und Opferer im eigenen Hause. Lobeck hat auch die Schwierigkeit gefühlt, der einstimmigen Ueberlieferung des Alterthums von der Sitte der Reinigungen im heroischen Zeitalter entgegen zu treten, und ist auf die Widerlegung der Stelle von Ovid (Fast. II, 33) über die Reinigung der Medea durch Aegeus in einem eigenen Epimetrum eingegangen (II, 968 fg.).

8.

Zu S. 294: Das EI (Buchstabe E) in Delphi.

Ich halte die Stellen, welche dem Pythagoras das Hervorheben der göttlichen Einheit gegenüber der Welt zuschreiben, insbesondere die des Philolaus bei Stobäus, Jamblichus und Philo (Ritter und Preller, §. 107. 108) schon deshalb fest, weil mir die ganze Zahlenphilosophie des Denkens und die Auffassung derselben bei Plato, Aristoteles und Theophrast sonst unbegreiflich bleibt. Darin habe ich, in Beziehung auf die angefochtene Stelle des Philolaus bei Stobäus, Böckh und Brandis auf meiner Seite: im Wesentlichen auch Schleiermacher und Ritter. Zellers in der zweiten Auflage seiner „Geschichte der Philosophie" scharfsinnig und gelehrt durchgeführte entgegengesetzte Ansicht (S. 257—275) hat offenbar schon dieses gegen sich, daß er die vielen unleugbaren Zeugnisse dafür, daß Pythagoras Gott von der Welt geschieden, und das Viele aus dem Einen, als der Ursache, habe hervorgehen lassen, nicht anders beseitigen kann, als daß er sie für theologische Sätze des Pythagoras erklärt, welche er philosophisch

gar nicht zu begründen versucht habe. Endlich gestehe ich aber auch, daß ich nicht wohl eine genügende Erklärung der unbestrittenen Aussagen über die Einheit und ihren Gegensatz zur Vielheit darin zu sehen vermag, daß die Einheit die Versöhnung der Gegensätze sei, diese aber in der Harmonie bestehe, und zwar in der Form der musikalischen Verhältnisse in der Tonleiter: denn die Harmonie ist ja gerade das Gegentheil von der Einheit. Wer jedoch der Ansicht Zellers beipflichtet, würde das E in Delphi einfach zu erklären haben als den Gegensatz der Einheit zu der Vielheit: allerdings nicht der absoluten, aber doch der gegensätzlichen Einheit.

9.

Zu S. 322: Das Zeitalter der Kallinus.

Ich schließe mich Denen an, welche nur Einen geschichtlichen Unfall der Magneten (Magnesia am Mäander, der blühendsten Stadt Vorderasiens mit Ephesus) annehmen. Dieser aber muß, scheint mir, spätestens in die Regierung des Kandaules gesetzt werden, den Gyges um Thron und Leben brachte. Denn Plinius erwähnt zweimal (XXXV, 55 vgl. mit VII, 126) die merkwürdige Thatsache, daß jener König ein geschichtliches Gemälde des Bularchus (eine Tafel von ansehnlicher Größe) für ihr Gewicht in Gold erworben habe. Kandaules aber, fügt er hinzu, starb in der 18. Olympiade. Dieses entspricht als Mittelzahl unserm Jahre 706 v. Chr.: die gewöhnliche Annahme aber ist Olymp. 16, 1 = 716. Die Ansiedelung auf Thasos, an welcher Archilochus Theil nahm, wird in Olymp. 15 oder Olymp. 18 gesetzt: er spricht bekanntlich von dem beklagenswerthen Unfall der Magneten. Kallinus aber erwähnte nicht allein dieses Unglück, sondern auch den frühern blühenden Zustand der Stadt. Wir werden also den Einfall der kimmerischen Trêrer (oder Trêreer (Trevirer?), in welchem jene Stadt unterging, gegen 730 zu setzen haben, oder in die 11. oder 12. Olympiade. Strabos Text in der Hauptstelle ist entschieden verdorben. — Der Kampf, zu welchem Kallinus auffordert, ist ein großer: „der Krieg (sagt er), geht durch das ganze Land.“

Wir haben oben (Ausf. 1[a]) angedeutet, wie die unzweifelhafte Anspielung auf einen keltischen Einfall in Hesiod — obwol in einer eingeschalteten Stelle — darauf hinführt, daß man den ersten dieser Raubzüge so früh als möglich im achten Jahrhunderte annehmen muß.

10.

Zu S. 336: Solon und Krösus.

Die Zweifel an der Geschichtlichkeit der schönen Erzählung Herodots (I, 29 fg.) gründeten sich nur auf kleinere chronologische Ungenauigkeiten und Bedenken, welche sich jedoch befriedigend haben lösen lassen. Duncker hat auch diesen Punkt der alten Geschichte lichtvoll und abschließend behandelt. Die kritische Schule war hier offenbar einseitig, und bedurfte einer Ergänzung. Dasselbe gilt von den Zweifeln gegen die Geschichtlichkeit des Verbrennens des Krösus: man wird als Thatsache nur eine Selbstweihung des Krösus zum Opfertode nach lydischer Sitte anzunehmen haben.

11.

Zu S. 339: Pindars zweite olympische Ode.

Da ich mir hier erlauben muß von der Ansicht des allverehrten Meisters der Philologie und von der eines unvergeßlichen Lehrers und Freundes, Dissen, abzuweichen, so wird es mir vergönnt sein, ausnahmsweise meine Uebersetzung ausführlich zu rechtfertigen.

Ich finde an dieser allerdings schwierigen Stelle (Antistr. und Epod. 3) keine Textveränderung nöthig oder zulässig, als die ganz geringe, von Böckh geforderte und von Dissen und Bergk angenommene Verbesserung des εἰ δέ in εἴ γε, was eine in der alten Schrift kaum merkliche Aenderung voraussetzt. Der Text steht nun also folgendermaßen:

ὁ μὰν πλοῦτος ἀρεταῖς δεδαιδαλμένος φέρει τῶν τε καὶ τῶν
καιρὸν, βαθεῖαν ὑπέχων μέριμναν ἀγροτέραν,
(Epodos) ἀστὴρ ἀρίζηλος· εἴ γε μιν ἔχων τις οἶδεν τὸ μέλλον,
ὅτι θανόντων μὲν ἐνθάδ' αὐτίκ' ἀπάλαμνοι φρένες
ποινὰς ἔτισαν, τὰ δ' ἐν Διὸς ἀρχᾷ
ἀλιτρὰ κατὰ γᾶς δικάζει τις ἐχθρᾷ
λόγον φράσαις ἀνάγκᾳ.

Ohne eine stark beschränkende Klausel (wie sie nur εἴ γε) gibt, ist ein solcher Preis des Reichthums bei Pindar ganz unglaublich. Das haben auch Die gefühlt, welche (was jedoch nicht zulässig ist) übersetzen, als wenn die Tugenden das Subjekt wären.

Hinsichtlich der Auslegung nun kann ich weder Böckhs und Dissens Uebersetzung, noch die verschiedene Auslegung des trefflichen Gothaer Herausgebers genügend finden. Jener übersetzte den Anfang:

Atqui opulentia virtutibus ornata harum atque illarum rerum fert opportunitatem, profundam suppeditans curam venatricem: sidus insigne, verum homini lumen, quam si quis tenet, norit futurum quod mortuorum impiae hic mentes poenas statim luunt, quodque facta in hoc Jovis imperio delicta sub terra judicat aliquis infesta sententiam dicens necessitate.

Im Commentar wird die ganze Stelle so erklärt (von Dissen):

Aenesidami filium illa ex gente oriundum (Theronem) decet nunc praedicare, qui et ipse vicit et fratrem victorem habet. Tales victoriae certaminibus partae curis liberant: ejusmodi autem ausis opportunitatem praebent opes virtutibus ornatae.

Die letzten Worte werden so übersetzt:

Studium et curam profundam subjiciens menti quasi venatricem pulchrarum rerum.

Daß μέριμναν als „Studium gloriae" gefaßt werden könne, möchte ich nicht geradezu bestreiten: wol aber ob dieses möglich sei in der Verbindung mit ἀγροτέραν, was nach gewöhnlichem Gebrauche doch heißt: acriorem, nimis feram, acrem, und ohne alle weitere Andeutung. Βαθεῖα als Beiwort von μέριμνα im Sinne von Sorge, Besorgniß ist häufigen Gebrauchs: doch nicht so im Sinne vom Streben. Und dann ὑπέχων, subjiciens, würde doch verlangen verstanden zu werden, wie man sagt subdere facem, zum Anzünden; und davon ist hier nicht die Rede. Nicht daß irgend Jemand dieses ὑπέχων befriedigend erklären könnte: aber es handelt sich nur um die Bedenken gegen die Dissensche Auslegung.

Liest man statt ὑπέχων dagegen ΕΠΕΧΩΝ (mit höchst unbedeutender Aenderung), so gewinnt man den in unserm Texte ausgedrückten Sinn: daß Reichthum und Macht, mit Tüchtigkeit der Gesinnung gepaart, dem Manne die gar zu schwere Lebenssorge abwehre, also ihn befähige, sich edeln Bemühungen und kostbaren Unternehmungen (wie die Wettkämpfe beides waren) frei hinzugeben.

Den zweiten Theil erklärt Dissen nicht ganz wie Böckh, nämlich so:

Ita vero virtutibus junctas divitias qui habet, non ignorat neque obliviscitur, apud inferos futuras maleficiorum poenas.

Was der Sinn des philosophischen Dichters fordert, ist was die Worte ganz genau gefaßt sagen:

si quidem qui eas habet non ignorat etc.

Aber wie konnte Pindar es als Ueberzeugung und Lehre aussprechen, daß die Gottlosen unter den Menschen „sogleich" für ihre Verbrechen

büßen? Das macht ja eben die Schwierigkeit, daß sogar viele es nicht thun, da sie in Glück und Wohlstand sterben. Oder sollte Pindar das „sogleich" verstanden haben von der alsbald nach dem Tode erfolgenden Strafe in der Unterwelt? Was wird dann aus der Doppelgliederung des Gedankens? Diese Gliederung ist doch sehr entschieden da:

θανόντων μὲν ἐνθάδ' ... αὐτίκ' ἔτισαν, und
τὰ δὲ ... ἀλιτρὰ ... δικάζει τις ...

Es muß ein Gegensatz hier ausgedrückt sein, und das ist gerade der, welchen die Worte unschwer zulassen, und des Dichters Theologie fordert. Der wahrhaft weise Fürst weiß, daß einige der gestorbenen Frevler hier sogleich Strafe erlitten haben (d. h. im leiblichen Leben) was ἔτισαν doch ohne Zweifel aussagt, daß andere Frevler aber jedenfalls für ihre auf der Erde begangenen Verbrechen dort einen unerbittlichen Richter finden. Die kühnere Wendung, im zweiten Gliede nicht mehr die Frevler zum Subjekt, dagegen die Frevel zum Objekt des Richtens zu machen, kann bei Pindar schwerlich auffallend genannt werden.

Einige haben hier eine Anspielung auf die Seelenwanderung finden wollen: nämlich so, daß die Manen dort nicht allein büßen, was hier gefrevelt, sondern dann auch wieder die zur Erde zurückgekehrten Seelen das dort unten (wo sie doch nur Selige und Unselige sind) Verübte büßen sollen. Schwerlich dürfte sich dieses als religiöse Ansicht irgendwo nachweisen lassen: bei den Orphikern und bei den Griechen überhaupt aber sicherlich nicht.

12.

Zu S. 406: Schneidewins Lösung des Räthsels von der Anordnung der Thebais des Aeschylus.

Schneidewin hat sich von den thörichten Zweifeln einiger deutschen Philologen an der Echtheit der 1848 von Franz veröffentlichten Didaskalia der mediceischen Handschrift freigehalten: der durchaus redliche Mann und ernste Forscher hatte einen solchen Verdacht nicht verdient, wie Jeder bezeugen wird, der ihn gekannt hat. Jener, ebenfalls durch vorzeitigen Tod uns entrissene, gründliche Gelehrte und geistreiche Erklärer der Tragiker hat noch in demselben Jahre den Knoten zu lösen gesucht im „Philologus" (1848, S. 348—365). So viel ich weiß, hat sich seitdem Niemand an dieser Aufgabe versucht.

Schneidewin geht von folgenden Punkten aus:

1. Zwischen den beiden ersten Stücken liegt ein Zwischenraum von wenigstens vier Jahren, da Jokaste dem Oedipus die zwei Geschwisterpaare geboren: doch seien nach des Aeschylus Annahme, die Söhne noch unmündig gewesen, als der Vater sie bei der gräßlichen Enthüllung augenblicklich verflucht (Chor, V. 812 fg.), so daß sie fluchbeladen aufgewachsen. In dieser Auffassung stimmen wir ihm bei, doch nicht seiner Uebersetzung der betreffenden Stelle: „er bot seinen Kindern Flüche, die ihre Erziehung (τροφᾶς) trafen": ich übersetze, mich an Schütz und Hermann anschließend: die zorngetroffenen Sprossen (τροφάς, mit den Handschriften).

2. Die Frevelschuld hat (nach demselben Chor) fortgewährt ins „dritte Glied". Hieraus glaubt Schneidewin schließen zu dürfen, daß die Verwickelung mit Laius Ungehorsam beginne, da er, Apollos Warnung zuwider, einen Sohn gezeugt: er habe also nicht, wie Euripides, die Schuld hergeleitet von der Entführung und dem Misbrauche des Chrysippus, weshalb dessen Vater Pelops ihn mit schwerem Fluche belegt. Dieser Annahme Schneidewins können wir nicht beipflichten, vielmehr sehen wir als Grund der Verwickelung eben diesen Frevel gegen den Sohn des Pelops an. Allerdings können wir den Beweis jetzt nicht mehr führen, da in den „Sieben gegen Theben" dieses nicht ausdrücklich gesagt wird. Allein Schneidewin hat eben so wenig einen Beweis für seine Annahme; die ganze tragische Anschauung des Aeschylus spricht dagegen: ein bloßer Ungehorsam gegen ein dem Gesetze Gottes und der Natur widersprechendes Verbot wäre wahrlich keine sittliche Befriedigung für den Untergang dreier Geschlechter. Aber auch jene Worte des Chors sprechen eher für als gegen unsere Annahme:

Der Frevelschuld alter Zeiten
Denk' ich, der rastlos gestraften,
Die fortgewährt ins dritte Glied,
Da trotz Phöbus Willen Laius,
Obschon ihn dreimal gewarnt
Der pythischen Weltmitte Spruch,
Daß, wenn er stürbe kinderlos, seine Stadt er rettete —

Bethört dann durch der Freunde bösen Rath,
Den Tod erzeugte, den Sohn Vatermörder, den Oedipus sich,
Der drauf das heilige Saatfeld
Des Mutterschooßes, der ihn gebar,
Mit blutschuldigem Samen
Besä't: — die verworfene Brautnacht
Weihte wilder Wahnsinn.

Die erste Frevelschuld trieb den Laius zur Misachtung des warnenden Verbotes. Warum sollte nicht schon die älteste Tragödie „den großen

Frevel" als des ganzen Unheils Quelle, hervorgehoben und gebrandmarkt haben? Ja wie konnte sie diesen Frevel übergehen, mag nun Pelops Fluch auf alter oder neuer Urkunde beruhn?

3. Eteokles soll nach Aeschylus als ein frommer Mann dargestellt sein, der nur durch das Verhängniß in den persönlich unverschuldeten Fluch verflochten war (S. 359). Allein dieses ist nicht allein gegen die Aussage der Antigone in unserm Stücke (V. 1040), sondern auch gegen die ganze Darstellung des Königssohns: er ist muthig, aber voll maßlosen Zornes: trotz aller Warnungen geht er hin, den Bruder zu tödten im Kampfe, statt sich einen andern Feind aus den sieben Helden zu wählen. Des Vaters Fluch erfaßt ihn, weil er die warnende Stimme nicht hören will, als die Chorführerin ruft (V. 724 fg.):

(Ch.) Nicht, theurer König, Sohn des Oedipus, im Zorn
Nicht werde Dem gleich, der das Aergste arg gewagt.
Nein, schon genügt's, daß Kadmos Bürger aus zum Kampfe
Mit Argos Volk ziehn, sühnen läßt sich deren Blut;
Allein von Bruderhänden blut'ger-Wechselmord, —
Die eigne Blutschuld läßt ihn nun und nimmermehr.
(Et.) Wenn irgend schmachvoll alle Schuld zu tragen ist,
So sei's; denn einzig bleibt im Tode noch Gewinn:
Wer aber feig und schuldig, dem gib keinen Ruhm!
(Ch.) Und du beharrst noch, Kind!
Laß dich von Ates kampfwildem Gelüst nicht hinreißen im Zorn.
Den Keim böser Begier, erstick' ihn!
(Et.) Weil doch den Ausgang sehr der Gott beschleuniget,
So fahr' zum Strom Kokytos, seinem Theil, der Stamm
Des Laios ganz hin, den Apollos Haß verfolgt.
(Ch.) Wildes Verlangen reizt
Blutig dich auf, den Mord zu begehn, die fruchtbittre Schale
Nimmer gesühnten Blutes!
(Et.) Es steht ja meines lieben Vaters arger Fluch
Mit trocknem, thränenlosem Auge neben mir,
Und zeigt und nennt mir letzte Lust vor letztem Schmerz . . .
Längst schon vergessen haben auch die Götter mein;
Nur unsers Todes Opferblut erfreut sie!
Warum denn jetzt uns flehend weigern noch den Tod?
(Ch.) Uns Mädchen folge, wenn auch ungern, thue es doch . . .
Du willst vergießen deines eignen Bruders Blut?
(Et.) Mit Gottes Willen seinem Tod entflieht er nicht.

So stürmt er in den Kampf: der grausame Stahl erweist sich als der geweissagte Theiler des Reichs: beide Brüder theilen einige Spannen Erde im Tod! Unterdessen stimmt der Chor den erhabenen Wechselgesang an, aus welchem wir oben einige Strophen angeführt. In ihm, dem Mädchenchor, ist Frömmigkeit und Weisheit: keine in den Söhnen des Oedipus.

4. Schneidewin findet die tragische Versöhnung, welche Süvern vermißte, in der Brüder Tode (S. 362 fg.): beide will der Chor gleichmäßig bestatten. Gewiß kann sie nicht in einer Fortsetzung, etwa den Epigonen, gesucht werden, wie Böckh vermuthet hatte. Die Epigonen brachten ja keine Lösung: erst durch Theseus ward, nach Apollodors Berichte, Theben gesühnt. Wenn nun aber Schneidewin seine eigene Lösung so faßt:

„die Erfüllung des Familienfluchs der Labdakiden war Ziel der Trilogie, und die Belagerung der Stadt, in Folge des Angriffs des Polynikes gegen Vaterstadt und Bruder, gibt nur den äußern Rahmen der innern Handlung, der Erfüllung des Orakels und des dadurch geförderten Vaterfluchs —"

so können wir darin doch wol, nach allem was wir gefunden, nur eine unvollkommene Auffassung der äschylischen Theologie sehen. Es ist nicht das Verhängniß, nicht das Orakel: es ist die eigene sittliche Verschuldung in jedem der drei Geschlechter, welche dargestellt werden soll. So nur wird das Schlußstück, das man früher nicht rechtfertigen zu können glaubte, vielmehr nothwendig, und der glänzendste Theil der ganzen großartigen Dichtung.

13.

Zu S. 535: Die Keime einer Begründung der sittlichen Weltordnung bei Aristoteles im zehnten Hauptstücke des zwölften Buches der Metaphysik.

Die von uns gegebene Uebersetzung des Anfanges des Schlußkapitels bedarf keiner nähern Rechtfertigung, seitdem Bonitz (zu der Stelle S. 518) nachgewiesen hat, daß, wie schon der alte Erklärer Alexander gesehen, zuerst nur eine Doppelfrage gestellt wird (ποτέρως) und die folgenden drei Worte:

„oder in beiden Weisen zugleich?"

die Antwort, in Form einer neuen Frage geben. Statt dessen faßt noch Hengstenberg die Frage sprachwidrig als dreitheilig, indem er übersetzt:

„oder beides zusammen wie ein Heer?"

Unsere Uebersetzung ist etwas ausführlicher, um alles Misverständniß unmöglich zu machen. Ohne solche Nachhülfe ist das Buch überhaupt gar nicht zu übersetzen.

Mit dem folgenden „Aber" beginnt, nach uns, ein durchaus neuer Satz: es setzt sich hier nicht, wie Bonitz will, der bisherige Satzbau fort. Vielmehr schließt die Anknüpfung des folgenden Satzes.

„Aber wie zum Beispiel in einem Hause",

gemäß dem nur angedeuteten Style dieses Kapitels, eine Gedanken-Ellipse ein, welche wir durch die Klammer ausgefüllt haben. Aehnlich ist es beim Schlusse dieses nur andeutenden Gleichnisses: auch hier ist das im Gedanken zu Ergänzende durch die Klammer angedeutet. Das Einlenken in den eigentlichen Gegenstand, die Betrachtung der Weltordnung, ist eben so schroff, wie das Abbiegen von demselben war.

Eine gewisse Dunkelheit scheint in der Auffassung des Wortes διακριθῆναι zu herrschen. Brandis übersetzt die Stelle:

„Es muß Alles zum Prozeß der Aussonderung (und des Wechsels) beitragen, und noch Andres gibt es, rücksichtlich dessen Jegliches zum Ganzen mitwirkt." (Arist. S. 541.)

Bonitz (S. 519) bezieht das Wort auf das Erzeugen des Einen im Weltall aus dem Untergange des Andern, und fügt als Erklärung des Folgenden hinzu:

„aliaque quae communiter omnia conferunt ad servandum universum mundi ordinem."

Bei dem Vergleiche mit dem Hauswesen, denkt er übrigens wol nicht mit Unrecht an die nach festen Gesetzen wandelnden und in demselben beharrenden Gestirne, aber er läßt die Beziehung auf den Geist im Menschen aus, welcher dem Aristoteles doch keine geringe Stelle im Weltall einnimmt.

Ueber die Auslegung des Wortes διακριθῆναι fügt er noch hinzu:

„quid significet dubium est, neque contenderim vere me h. v. interpretatum esse."

Aber sollte der stehende platonisch-aristotelische Gebrauch von διάκρισις als Auflösung, Verwesung im Gegensatze von σύγκρισις, Vereinigung, Neubildung, nicht hinlänglicher Beweis sein, daß wir jenes Wort hier in demselben Sinne erklären müssen?

Bei solchen Untersuchungen wird Jedem der Mangel eines gründlich gearbeiteten Aristotelischen Lexikons schmerzlich fühlbar. Das vor wenigen Jahren in England von einem gründlichen Philologen angekündigte Werk dieses Titels, von einem sehr empfehlenden Probeblatte begleitet, scheint leider nicht zur Ausführung gediehen zu sein.

14.

Zu S. 557: Grabschrift auf die bei Chäronea Gefallenen (Demosthenes, pro corona, p. 322).

Die Leser werden es mir Dank wissen, wenn ich ihnen hier eine mir freundlichst von Dr. Bernays gemachte Mittheilung über das chäronensische Epigramm vorlege.

„In dem letzten Distichon hat schon Bergk in der zweiten Ausgabe der Poetae Lyrici, p. 504 allen Anstoß entfernt durch folgende Interpunction: Μηδὲν ἁμαρτεῖν ἐστι θεῶν καὶ πάντα κατορθοῦν, Ἐν βιοτῇ μοῖραν δ'οὔτι φυγεῖν ἔπορεν. „Nie zu fehlen und Alles zu glücklichem Ende zu führen steht den Göttern zu; im Menschenleben aber dem Geschick zu entrinnen, kann Nichts (keinerlei Macht) gewähren." Dem Wort βιοτή inhärirt die Bedeutung Menschenleben so wesentlich, daß es, auch ohne μερόπων (welches keine Construction ergibt) jedem griechischen Ohr in seinem Gegensatze zu θεῶν vollkommen deutlich, dagegen in Beziehung auf θεῶν, in welcher es ja nach der gewöhnlichen Interpunction stände, ganz unerträglich sein müßte.

„Das zweite Distichon jedoch ist zu Anfang arg zerrüttet: daß man hier mit kleinen Mittelchen nicht auskommt, haben alle die tüchtigen Männer gefühlt, deren Vorschläge bei Bergk zu finden sind. Bergk selbst erklärt die Stelle für locum nondum persanatum und bietet, zweifelnd und verzweifelnd, Folgendes an: μαιόμενοι δ'ἀρετῆς ἰσοδαίμονος. Etwas Kühnheit muß ich mir also auch erlauben. Ich also schreibe: ἀρνύμενοι δ'ἀρετὴν δίχα δαίμονος, und übersetze:

> Götterverlassene Tugend erwählten sie, mochten ihr Leben
> Retten nicht; Hades' Recht sollt' ihnen reichen den Preis.

„Der Gedanke würde an den Vers des Lucan erinnern: Victrix causa Diis placuit sed victa Catoni: Σὺν δαίμονι heißt cum Dis «unter göttlicher Gunst». Homer, Il. XI. 742: δίχα δαίμονος, oder (wie es bei jambischen Dichtern stehen würde) δαίμονος δίχα ist sine Dis, — Nun bekommt auch κοινὸν βραβῆ seine scharfe Bedeutung. Von einem δικαστής, und βραβεύς gesagt, zeigt nämlich κοινός im Griechischen, wie aequus im Lateinischen, die Unparteilichkeit an, wie die Wörterbücher nachweisen. Die Götter in der Schlacht waren für Philipp parteiisch; die Athener wählen also den Hades als unparteiischen Richter.

„Daß καὶ mit δίχα, hier wie so oft, zu vertauschen sei, hat schon Jacobs gesehen. Die homerische Wendung ἀρνύμενος ἥν τε ψυχήν u. s. w. hat Jeder aus dem Anfange der Odyssee im Gedächtniß."

Das Epigramm würde also hiernach folgendermaßen zu lesen sein, und ist im Texte demgemäß übersetzt.

> Οἵδε πάτρας ἕνεκα σφετέρας εἰς δῆριν ἔθεντο
> ὅπλα, καὶ ἀντιπάλων ὕβριν ἀπεσκέδασαν·
> ἀρνύμενοι δ'ἀρετὴν δίχα δαίμονος οὐχ ἐσάωσαν
> ψυχάς, ἀλλ' Ἀΐδην κοινὸν ἔθεντο βραβῆ,

οὕνεκεν Ἑλλήνων, ὡς μὴ ζύγον αὐχένι θέντες
δουλοσύνης στυγερὰν ἀμφὶς ἔχωσιν ὕβριν·
γαῖα δὲ πατρὶς ἔχει κόλποις τῶν πλεῖστα καμόντων
σῶμα, ἐπεὶ θνητοῖς ἐκ Διὸς ἥδε κρίσις.
μηδὲν ἁμαρτεῖν ἐστι θεῶν καὶ πάντα κατορθοῦν,
ἐν βιοτῇ μοῖραν δ'οὔτι φυγεῖν ἔπορεν.

Unsere Handschriften geben folgende Lesarten:

Distichon 2:

μαρνάμενοι δ'ἀρετῆς καὶ δείματος οὐκ ἐσάωσαν
(δείματος nach V. Dagegen haben D. und Z. λήματος).

Schlußdistichon: statt οὔτι φυγεῖν ἔπορεν liest V. φυγεῖν μερόπων. B, b. haben das Komma nach βιοτῇ.

15.

Zu S. 596: Ein Bericht des Tacitus über den Grund der Zerstörung des Tempels von Jerusalem, aufbewahrt durch Sulpicius Severus.

Zu der Darstellung im Texte über diesen Punkt bin ich veranlaßt durch eine Mittheilung meines gelehrten Freundes Dr. Jakob Bernays. Er hat nämlich bemerkt, daß in der „Heiligen Geschichte" des berühmten gallischen Rhetors und christlichen Forschers Sulpicius Severus (ums Jahr 420) mehre Angaben über jüdische und christliche Thatsachen und Verhältnisse vorkommen, welche eine gute Quelle verrathen, und von den Angaben des Josephus oder anderer uns zugänglichen Schriftsteller durchaus abweichen. Und zwar tragen einige davon auch in der Ausdrucksweise einen entschieden taciteischen Charakter. So die Beschreibung der grausamen Hinrichtung der Christen unter Nero (II, 29). Unsere Stelle aber lautet folgendermaßen (II, 30):

> „Fertur Titus adhibito consilio prius deliberasse, an templum tanti operis everteret. Etenim nonnullis videbatur, aedem sacratam, ultra omnia mortalia illustrem, non deberi deleri: quae servata modestiae romanae testimonium, diruta perennem crudelitatis notam praeberet. At contra alii, et Titus ipse, evertendum templum in primis censebant, quo plenius Judaeorum et Christianorum religio tolleretur. Quippe has religiones, licet contrarias sibi, iisdem tamen auctoribus profectas, Christianos ex Judaeis extitisse: radice sublata, stirpem facile perituram."

Nun hatte Tacitus in dem verlorenen Theile des fünften Buches der Historien die Zerstörung Jerusalems erzählt: wie sollte jener belesene und

geistreiche Redner und Forscher das Hauptwerk nicht gelesen haben, den Bericht des Tacitus, dessen Styl er offenbar studirt hat? Er führt zwei Ansichten an: die erste ist die uns aus dem Berichte des Josephus geläufige; die zweite wird die von Tacitus gewesen sein. Von ungeschichtlichen Angaben, wo Sulpicius Severus römische Quellen vor sich hatte, dürfte sich in jener merkwürdigen und jetzt unterschätzten Schrift nicht leicht ein Beispiel finden. Es ist auch nicht leicht zu sagen, aus welchem andern Geschichtschreiber jene Angabe geschöpft sein sollte. Dazu kommt endlich die Uebereinstimmung ganzer Redensarten in einer andern Stelle.

Dr. Bernays denkt den Gegenstand bald in einem umfassendern Aufsatz über Sulpicius Severus und den Text seiner Werke zur gelehrten Besprechung zu bringen.

Hinsichtlich unserer Stelle ist es gar wol erklärlich, wie Josephus auch bei dieser Gelegenheit Alles vermieden und beseitigt habe, was den Charakter der Flavier, und des Titus insbesondere, den Juden hätte gehässig machen können. Daß er zu dem Zwecke auch die Thatsache gerade umkehrte, darf man ihm wol zutrauen, nach andern Beispielen. Tacitus nun hatte offenbar über diese ganze Periode urkundliche Nachrichten: ein Gerücht würde er nicht aufgenommen haben, am wenigsten den Juden oder Christen zu Gefallen.

Diese Betrachtungen führen ganz natürlich zu der Schlußfolge, welche ich im Texte ausgesprochen habe. Die von den Proselyten der Juden dem römischen Reiche drohende Gefahr ist nachweislich des Tacitus vorherrschende politische Idee bei diesem Gegenstande, und sie ist echt römisch. Mag er sie nun an jener Stelle ausgesprochen haben oder nicht, sicherlich hat sie ihm dabei vorgeschwebt. Die Entscheidung des Titus hatte ihren tiefsten politischen Grund in eben jenem Hasse der Proselyten: schon bei Cicero zeigt sich diese Ansicht in der geistreichen und boshaften Vertheidigung des Flaccus. Es waren nicht blos die nach Jerusalem in den Tempelschatz fließenden jährlichen Didrachmen jedes Bekehrten wie jedes geborenen Juden, welche jenen Statthalter zu dem Verbote der Ausführung des Silbers aus seiner Provinz (Kleinasien) bestimmten, sondern es war der Argwohn, daß jene Abgabe doch am Ende dazu dienen solle, eine der größten Festungen im Reiche noch uneinnehmbarer und eins der hartnäckigsten Völker noch widerstrebender zu machen. Dazu kam denn noch, was Tacitus „den Haß des Menschengeschlechts gegen die Juden" nennt: Christen waren Juden: ja viel gefährlicher als die in Palästina, meint Tacitus.

16.

Zu S. 600: Der Name der Germanen.

Ich schließe mich bei dieser Stelle des Tacitus zuvörderst der Verbesserung Jakob Grimms an, deren Nothwendigkeit er so gründlich in der „Geschichte der deutschen Sprache“ (II, 785 fg.) nachgewiesen hat:

„primum a victo ob metum“:

statt:

„primum a victore ob metum“.

Der Name ist keltisch, die Kelten gaben ihn, also die Besiegten, und zwar als Ausdruck ihrer Furcht. Die Stelle bedarf aber noch weiterer Verbesserung. Sie lautet bei Bekker so:

„Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint. Ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox a se ipsis invento nomine Germani vocarentur.“

Nach diesem Texte müßte gens die einzelne Völkerschaft bezeichnen, natio das ganze germanische Volk. Aber Tacitus sagt: gens Germanorum, und braucht nationes von den Unterabtheilungen eines ganzen Volkes oder Stammes. Entscheidend ist dafür (Germ. 38) von den Sueven:

„propriis adhuc nationibus nominibusque discreti, quamquam in commune Suevi vocentur.“

Man muß also mit Acidalius und Ernesti lesen:

„nationis nomen in nomen gentis evaluisse.“

Hierdurch wird auch evaluisse gerechtfertigt.

17. 18.

Zum zweiten Abschnitt von Buch IV, Abtheilung II.

(S. 614 und 618.)

Das Gottesbewußtsein der Germanen nach ihren heiligen Ueberlieferungen.

Das Beweiskräftige der gedrängten Darstellung dieses Abschnittes für den Hauptzweck des Werkes liegt in zwei großen Punkten. Es muß nachgewiesen werden:

Erstlich: daß das arische Gottesbewußtsein auch hier einen gegenständlichen Gehalt hatte: und zwar zuerst als Naturreligion nach denselben Schichten, welche wir bei den Indern wie bei den Hellenen vorgefunden. Wenn dieses wirklich der Fall ist, so werden als Erstes sich kosmogonische Ideen zeigen: dann das Bewußtsein vereinzelter, freund-

licher und feindlicher Naturkräfte, welche am Himmel, in der Luft, im Wasser, auf der Erde erscheinen: endlich persönliche Darstellungen dieser Kräfte als Gottheiten der bestehenden Weltordnung. Diesen persönlichen Göttern wird also auch mehr oder weniger der elementarische Charakter noch ankleben. Dabei ist es denn natürlich, daß das Sonnenjahr, mit seinem wunderbaren Verjüngungsprozeß nach anscheinendem Erlöschen des Erdenlebens, mehr oder weniger hervortritt: es wird nicht als Grund, sondern als Bild, des gegenständlichen Gottesbewußtseins zu fassen sein.

Zweitens: daß die Heroenbildung nicht eine Zurückbildung von geschichtlichen Menschen sei, sondern eine Menschenwerdung der Götter, im Stadium des Bewußtseins Gottes als des Menschengeistes.

Was nun über diese zwei Punkte beim jetzigen Stande der Wissenschaft nöthig oder zweckmäßig scheint zur Rechtfertigung der Darstellung jenes Abschnittes zu sagen, haben wir in zwei Ausführungen zusammen zu drängen gesucht.

Hiernach zerfällt also die gegenwärtige Ausführung in eine kritische Einleitung und drei Hauptstücke.

Die Einleitung wird die Grundsätze für die Feststellung des Textes der Edda und der Wöluspa insbesondere erörtern.

Das erste Hauptstück wird den Beweis zu führen suchen, daß die beiden ältesten großen Heroensagen der Edda, die Helgilieder und die Sigurdlieder ursprünglich aus einer und derselben Dichtung hervorgegangen sind, nämlich aus einer kosmogonisch-mythologischen: zweitens aber daß die Sigurdlieder der Edda im sechsten oder siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, aus der deutschen epischen Dichtung das frei behandelte geschichtliche Element des fünften Jahrhunderts in sich aufgenommen haben, dem Grunde nach rein geschichtlich in Helden und Ereignissen. Da nun das Nibelungenlied, „die Noth der Nibelungen", auf jener vor-karolingischen, nationalen, epischen Dichtung ruht, welche von Karl dem Großen bis zum elften Jahrhundert weiter ausgebildet wurde, und am Ende des zwölften ihren Abschluß erhalten hat; so ist mit jenem Nachweise die Genealogie nicht allein des nationalen Epos, sondern auch des germanischen Gottbewußtseins gegeben. Endlich wird dadurch ein neues weltgeschichtliches Beispiel des organischen Bildungsprozesses alles echt Epischen geliefert, und ein Beitrag zu den Thatsachen, welche wesentlich dazu dienen, die Gesetze der Entwickelung des Bewußtseins von Gott in der Welt und der sittlichen Weltordnung selbst aufzufinden.

Das zweite und dritte Hauptstück wird sich mit der Wöluspa beschäftigen; ihrem Gottesbewußtsein und ihrem Texte. Der Text wird zweimal gegeben. Einmal die Uebersetzung des handschriftlichen Textes mit kritischen Erläuterungen: in diesem Texte sind die Stellen, deren Echtheit zweifelhaft oder deren Unechtheit erweisbar ist, durch kleinere Schrift unterschieden. Zweitens eine darauf gegründete Darstellung des echten ältern Textes mit erklärenden Anmerkungen. Wir stellen diesen Text voran, damit der Leser sich sogleich den Zusammenhang des erhabenen Gedichtes anschaulich machen könne.

Einleitung.

A.

Die Entstehung der Wöluspa, und der Eddalieder überhaupt.

Die Götter- und Heldenlieder und Geschichten, welche die freiheitliebenden norwegischen Geschlechter mit sich nahmen, als sie im letzten Viertel des neunten Jahrhunderts auswanderten, um der Tyrannei von Harald Schönhaar zu entgehen, ward erst 1643 in der Haupthandschrift entdeckt, und zwar von einem isländischen Bischof. Der Titel „Edda Sämunds des Gelehrten" hat keine andere urkundliche Gewähr als ihn. Aber gewiß sind beide Namen überlieferte und bewährte. Sämund war der gelehrteste Isländer seiner Zeit, ein vielgereister Mann, später hochangesehener Priester. Seine Blüte fällt gegen 1100. Edda bedeutet Urgroßmutter (Aeltermutter; vgl. atavus). Der Altmutter werden also jene Geschichten in den Mund gelegt. Man könnte diesen mährchenartigen Namen erklären wollen, aus der Scheu des christlichen Sammlers oder Herausgebers, einen mythologischen Namen an die Spitze zu stellen. Vergleichen wir jedoch die Ueberschrift des ältesten und bedeutendsten Gedichtes der Edda, der Wöluspa; so finden wir hier die weissagende Erzählerin „die Alte", Wala oder Wöla genannt, und erinnern uns an die Verehrung der germanischen Frauen als Sibyllen. Edda selbst kommt in einem alten Liede der Sammlung bereits in jenem Sinne vor. Es wäre nicht unmöglich, daß die Benennung der berühmten Weissagerin, welche im ersten christlichen Jahrhundert eines fast göttlichen Ansehens genoß in ganz Nieder-Deutschland, und welche Vespasian in seinem Triumphe aufführte, Veleda (Dio schreibt Belêda) jene Priesterin als „weissagende Aeltermutter" (Wöla-edda) bezeichnete. So ist ja der Name der andern Sibylle bei Tacitus, Aurinia, nichts anderes als „die Runenkundige", Weissagende, woher unser Alraune.

Was nun das Alter der Sammlung betrifft; so hat man aus dem Schweigen, welches der gelehrte isländische Geschichtschreiber, Snorri Sturleson (der angenommene Verfasser der jüngern Edda, einer zusammenhängenden prosaischen Erzählung mit eingelegten Anführungen aus alten Liedern, gegen 1220) über dieselbe beobachtet, den Schluß ziehen wollen, daß die Sämundische oder poetische Edda am Ende sogar jünger sei als die prosaische, also vielleicht nicht älter als jene pergamentene Haupthandschrift, welche in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gesetzt wird. Aber zuerst ist eine solche Beweisführung aus dem Stillschweigen eine sehr unvollkommene. Die prosaische Edda beruft sich außerdem regelmäßig auf unsere Eddalieder, und alle ihre namentlichen Anführungen, insbesondere der Wöluspa, stimmen (außer einigen Wortabweichungen) ganz mit dem Texte unserer Sammlung, was doch wol nicht zufällig sein kann: abgesehen von dem unverkennbaren innern Zusammenhange der Lieder unserer Sammlung, welche nur eine vollkommene Unkunde als lose Bruchstücke bezeichnen kann. Mit Ausnahme der Wöluspa sind die Eddalieder einfache Dichtungen, die ein kunstgerechtes Ganzes bilden. Aber bei tieferm Eindringen findet sich ein genauerer innerer Zusammenhang auch bei der Wöluspa. Umgekehrt, jene Anführungen sind zusammenhängende Ausführungen jener zum Theil schon misverstandenen Bruchstücke. Die Sprache der Lieder endlich ist um Jahrhunderte älter als die der prosaischen Erzählungen: namentlich finden sich sehr alte grammatische Formen nur in der Wöluspa und einigen andern ältesten Stücken.

Jene älteste Handschrift nun ist der sogenannte Codex Regius auf der königlichen Bibliothek von Kopenhagen. Sie ist keineswegs treu wiedergegeben in der großen kopenhagener Ausgabe. Der Text dieser Ausgabe ist gemischt: die Handschrift ist weder besonders abgedruckt, noch sind ihre Lesarten vollständig verzeichnet. Das ganze Werk ruht auf einer mit Dank anzuerkennenden Sorgfalt gelehrter Männer: die erste Anlage entspricht jedoch nicht den Anforderungen der jetzigen Textkritik. Namentlich gilt dieses von dem ersten Theile, der bereits 1787 erschien. Daß die Lesarten der Handschrift keineswegs genau und vollständig angegeben sind, beweist die 1847 in Christiania erschienene schwedische Ausgabe von Munch jedenfalls. Dann aber wird der Text jener einzig sichern Handschrift oft durch die Aenderungen und Zusätze der Papierhandschriften getrübt, welche (wie Munch richtig bemerkt) offenbar willkürliche Veränderungen sind. Nicht ein einziges dieser Einschiebsel wird in der Snorri-Edda angeführt. Der gedruckte Text kann also nicht der richtige sein. Wo der Sinn die Annahme einer Lücke durch Versehen des

Schreibers unabweisbar macht, wird es räthlich sein, sich nur an die einzige andere Pergamenthandschrift zu halten, welche sich in der Sammlung des edeln und gelehrten Begründers der isländischen Forschung findet, in zwei Bänden, deren einer die Wöluspa enthält. Dieses heißt der Arnamagnäanische Text. Ist eine Lücke also wirklich da (was z. B. der Fall ist im Vafthrudismal, Str. 40), so bleibt dem Kritiker nichts übrig, als vor allem den urkundlichen Text jener Handschrift herzustellen, welchen man mit Unrecht verlassen oder nicht genau wiedergegeben hat. Dieses ist im Allgemeinen auch das Bestreben des gelehrten Isländers Finn Magnussen gewesen, welcher 1818 den zweiten Theil (die Heldenlieder und die prosaische Edda) herausgab, und 1828 den dritten. Dieser enthält die drei fehlenden Götterlieder (Wöluspa, Havamal, Rigsmal) und nachträglich sehr gelehrte Glossare. Unterdessen hatten die Brüder Grimm 1815 die Heldenlieder mit Uebersetzung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben, der gelehrte und scharfsinnige Rask aber in demselben Jahre die ganze Edda in Stockholm abdrucken lassen. Sein willkürliches Verfahren, namentlich bei der Wöluspa, läßt sich jedoch nicht rechtfertigen. In Munchs Texte selbst haben wir nun eine bedeutend genauere Angabe der Lesarten jener beiden einzigen Pergamenthandschriften, mit Uebergehung aller Papierhandschriften: nur ein- oder zweimal werden, wo eine Ergänzung ihm unentbehrlich scheint, die gewöhnlichen Ausfüllungen in den Anmerkungen angegeben. Als dritte Quelle für die Herstellung des Textes, der Wöluspa insbesondere, nimmt er die Ausführungen aus den Liedern in der prosaischen Edda an. Diese sind uns in drei sehr alten Pergamenthandschriften erhalten, deren Lesarten meist mit einander stimmen. Diese ergeben uns also unter den erhaltenen Urkunden den ältesten Text für 26 Strophen jenes ältesten Eddaliedes: also fast für die Hälfte, da das Gedicht nach Munchs Zählung 64 Strophen enthält, nach der kopenhagener Ausgabe nur 59. Es ist gewiß nicht zufällig, daß alle diese Stellen sich (wenngleich eine schon weiter ausgesponnen ist) in demjenigen Theile finden, in welchem wir die Urschrift zu erkennen meinen.

In diesen Punkten besteht nun, vom kritischen Standpunkte, der bleibende Werth dieser Ausgabe. Wir können es durchaus nicht billigen, daß er die Ordnung der Strophen geändert. Entweder wir haben gar keine Grundlage, oder der Codex Regius wird maßgebend sein müssen. Allerdings hat der Arnamagnäanische Text der Wöluspa (Nr. 544) einige nicht unbedeutende Abweichungen in der Ordnung. Diesen Text hat jener gelehrte Isländer im dritten Bande der kopenhagener Ausgabe genau

abgedruckt und zweckmäßig erläutert. Aber auch dieser gewährt den Munchschen Versetzungen keine Stütze. Die höhere Kritik wird also vor allem zu untersuchen haben, ob denn wirklich die überlieferte Ordnung des Wöluspagedichtes eine durch und durch verwirrte und unhaltbare sei?

Wir halten uns für überzeugt, daß diese Annahme eine übereilte sei. Schon an sich hat sie eine große innere Unwahrscheinlichkeit gegen sich. Man kann sich wol vorstellen, daß in einem solchen Gedichte Einschaltungen gemacht werden. Da, wo der Zusammenhang klar und der Text oder Strophenbau sicher ist, erweist die Wöluspa sich durchaus als eine wahrhaft dichterische Schöpfung, vollkommen ebenbürtig der hesiodischen Theogonie, weniger geschmückt, aber gedrungener und großartiger. Sie will jedoch nicht lehren wie diese: sie setzt voraus, daß uns die Ueberlieferung äußerlich bekannt sei: sie will uns dieselbe aber erschließen, und zwar als in sich zusammenhängende Göttergeschichte. Dabei lag für das Zeitalter der Skalden, des nordischen Meistergesanges, der Kunstversmacherei und der mythologischen Scholastik, die Versuchung nahe Einzelnes auszuführen, sei es nach der sentimentalen oder der gelehrten Seite hin: eben so wirkliche oder eingebildete Lücken auszufüllen: endlich auch Widersprüche mit der gäng und gäbe gewordenen Volksüberlieferung auszugleichen. Sollte es unmöglich sein dergleichen Zusätze auszuscheiden? Ich glaube, wir haben für die Erkennung solcher Zusätze zwei sichere Haltpunkte: den unverkennbaren innern Grundgedanken des Gedichtes, und die unbestreitbare ursprüngliche Form desselben. Was nun den Grundgedanken betrifft, so sprechen Anfang und Ende ihn so unverkennbar aus, daß es wirklich für den philosophischen Kritiker sehr bedeutender Gründe bedarf, um ihn nicht auch in Demjenigen vorauszusetzen, was zwischen den beiden äußersten Punkten liegt. Mit dem Anbeginn der Welt hebt die Wöluspa an, mit dem Untergange der Götter und Menschen und mit der neuen Erde hört sie auf. Wir haben da gleichsam die ersten Kapitel der Genesis zum Ausgangspunkte, und Evangelium oder Apokalypse zum Schlusse; und doch ist beides rein heidnisch-arisch. Und wie könnte man den Fortschritt von jenem Ausgangspunkte verkennen wollen? Da haben wir nach dem Untergange des Riesengeschlechtes die Erschaffung der jetzigen geordneten Welt: dann die der Menschen. Unverkennbar folgt der Darstellung des seligen Lebens der Asen (Götter) ein innerer Zwiespalt, welcher durch Vermischung mit dem Riesengeschlecht und den Kampf der Himmelsgötter mit den Luftgottheiten, den Wanen entsteht. Daraus entwickelt sich großes Unheil. Das epische Drama des Gottes-

bewußtseins spielt unter den Asen, aber die Menschen leiden mit. Wie nun, wenn die einzelnen hier hervorgehobenen Punkte — zugeständlich dieselben, welche der Leitfaden der prosaischen Edda in seiner Weise namhaft macht — wirklich diejenigen wären, obwol in eigenthümlicher Form, welche in der mythologischen Entwickelung jenes Bewußtseins allenthalben in der arischen Welt (ja auch in weiterm Kreise) sich als nothwendige Glieder der organischen Entwickelung finden? Die Tragödie des Sonnenjahrs, von dem gemordeten und auferstandenen Gotte, ist uns ja wohlbekannt schon von Aegypten her: wie sollte sie hier nicht alt und ursprünglich sein? Eine böse gegenwirkende Weltkraft ist uns als vorzoroastrische Grundlage des Gottesbewußtseins Mittelasiens bekannt: zugeständlich hat auch sie in der germanischen Dichtung ihre Vertretung. Endlich gehn dem Weltuntergauge (der sogenannten Götterdämmerung) schlimme Zeiten voraus: so gerade auch in den Zendbüchern und anderwärts. Wo wir nun eine solche Fortschreitung finden, werden wir uns wohl hüten müssen, eine Verwirrung im überlieferten Gedichte zu suchen: vielleicht ist diese ja nur in den ungenügenden Erklärungen von einem beschränkten Standpunkte, oder in den Vorstellungen zersetzender Kritiker da.

Bei einer unbefangenen und besonnenen innern Kritik des Gedichtes nun steht uns aber auch jener zweite Umstand, ein fester Strophenbau zur Seite, der bekanntlich bei der griechischen Theogonie fehlt. Die vierzeilige Strophe mit ihren vier Hebungen und dreimaligem Anklange (Alliteration), wovon zwei Schläge auf die erste Vorhälfte fallen, und der dritte („der Hauptstab") auf die zweite, ist, wie in den andern alten Gedichten, so auch hier, unverkennbar die älteste und mit Ausnahme des Schlußgesanges die allein berechtigte. Sollten wir also nicht zweizeilige und dreizeilige Strophen als Bruchstücke ansehen dürfen, oder als formlose Einschaltungen und Glossen: fünf- oder sechszeilige Strophen dagegen als eine Verunstaltung durch dergleichen Zusätze? Läßt sich diese Ausmerzung durchführen: gewinnt dadurch das Gedicht selbst mehr innern Gehalt und klarern Fortschritt: führen endlich die Handschriften selbst dahin; so dürfen wir darin wol einen Beweis finden, daß wir den rechten Weg eingeschlagen haben und auf der richtigen Spur sind.

Hierbei kommt uns nun endlich auch ein dritter Umstand zu gut, welcher uns bisher nicht hinlänglich beachtet zu sein scheint. Die prosaische oder snorrische Edda, welche wir, nach Simrocks Vorgange, immer nach ihren natürlichen Abschnitten anführen (von den 65 Nummern gehören in den Kreis der Wöluspa die ersten 57), nennt neben der

Wöluspa — der unserigen — noch „die kleine Wöluspa". Daß diese etwa nicht ein Auszug der größern sei, beweist die Anführung in §. 5 (Simrock, S. 244), welche also lautet:

> Von Widolf stammen die Wölen alle,
> Alle Zauberer sind Wilmeidis Erzeugte:
> Die Sudkünstler (Köche) stammen von Swardhöfdi,
> Aber von Ymir die Riesen alle.

Das ist nicht mehr Homer, sondern Tzetzes, nicht der hesiodische Sänger, sondern der lehrende Mythograph und Grammatiker. Nichts der Art findet sich in jenen 26 Strophen, welche die Snorri-Edda aus unserer Wöluspa anführt: — nur daß eine dieser Anführungen (die längste) nicht ganz frei von Einschaltungen ist, wie alle andern angeführten Stellen es sind. Dasselbe dürfen wir auch von den nicht angeführten alten Strophen sagen. Die Einschaltung in jener Stelle enthält Namen. Gerade so verhält es sich in einem ganz ähnlichen Bruchstück, welches in §. 20 angeführt wird. In 4 dreizeiligen Strophen werden hier 49 Namen Odins diesem selbst in den Mund gelegt, in ganz nackter Aufzählung. Sie hat ihren Anhalt in der Schlußstrophe der Lieder von Grimnir (Odin), wo er zehn Namen (außer dem Odinnamen) nennt, die keineswegs alle in jenem Kataloge enthalten sind, und einen nachweisbaren innern Zusammenhang haben, der in jenen Denkversen ganz fehlt. Lied und Denkverse haben beide den dreizeiligen Bau. Dieser Strophenbau ist der vorherrschende in denjenigen Götterliedern der alten Edda, welche die Gesprächsform haben, also dramatische Darstellungen heißen müssen, im Gegensatz der ältern epischen Erzählungsform, der vierzeiligen Strophen. Wir dürfen folglich diese letztere als das vollkommene „Gesetz" (Versmaß), die dreizeilige Strophe als das spätere ansehen. Nun überwiegt in der Wöluspa augenscheinlich der vierzeilige Bau so stark, daß wir in den dreizeiligen Strophen, besonders wenn sie jenen prosaischen, lehrhaften Charakter haben, wol Einschaltungen aus der kleinern Wöluspa vermuthen dürfen.

Diese Bemerkung wird sich vielleicht bei eingehender Kritik nicht unfruchtbar erweisen.

Bei diesem Stande der Textkritik haben wir also geglaubt, es möge sich wol verlohnen, die Anwendung folgender Grundsätze für die Feststellung des Textes zu versuchen.

1. Der Text des Codex Regius ist maßgebend für die Ordnung der Strophen.

2. Als oberste äußere Norm der höhern Kritik ist angenommen,

daß alle Abweichungen von der vierzeiligen Strophe spätere Einschaltungen oder Glossen seien, wo nicht Zeichen von verkleisterten Lücken.

3. Strophen, welche sich in jener Handschrift nicht finden, sind gar nicht berücksichtigt.

4. Was wir nun, aus innern oder äußern Gründen, als Einschaltung aus dem Texte und der Handschrift glauben ausscheiden zu müssen, ist in kleiner Schrift gegeben und in Klammern gesetzt.

5. Die Zählung der Strophen in römischen Ziffern ist die der kopenhagener Ausgabe.

6. Der gesichtete Text ist aus diesem größern Texte ausgezogen: die Strophenzahlen sind auch hier fortlaufend, aber in arabischen Ziffern. Hierbei ist die Uebersicht des Ganzen erleichtert durch die Abtheilung des echten Gedichtes nach seinen fünf Hauptabschnitten.

7. Wo der Text es erlaubte, ist in beiden Texten, dem vollständigen, urkundlichen, und dem als Urschrift hergestellten, kürzern, Simrocks Uebersetzung (zweite Auflage) so weit beibehalten, als Verschiedenheit des Textes oder der Auffassung es erlaubte: als Ganzes sollte sie als eine nationale Errungenschaft, immer zu Grunde gelegt werden.

Was Finn Magnussen, der bei Fortsetzung der kopenhagener Ausgabe doch mehr oder weniger an die Vorgänger gebunden war, persönlich anstrebte, zeigt sein kritischer Abdruck der Arnamagnäanischen Handschrift der Wöluspa. Gerade so hätte nun die Haupthandschrift selbst, wenigstens bei diesem Hauptgedicht abgedruckt werden sollen: ein Bedürfniß, welchem selbst die von Munch gegebene Vergleichung nicht abhilft: es bleiben die Abweichungen dieser Lesarten von sehr bestimmten Angaben des redlichen Finn Magnussen zu erklären. Und hier sei es mir erlaubt, jenem edlen, gründlichen, scharfsinnigen und bescheidenen Gelehrten, meinem unvergeßlichen Lehrer, noch ein Wort der Dankbarkeit und Liebe zu weihen. Ich kann nicht allein bezeugen, sondern auch urkundlich nachweisen, daß er die Unzulänglichkeit des jetzt wirklich ganz veralteten ersten Theiles der kopenhagener Ausgabe vollkommen schon 1815 einsah. Ich besitze nämlich noch die eigenhändigen Verbesserungen und Bemerkungen, welche er der von mir angefertigten dänischen Uebersetzung aller Eddalieder beifügte. Ich hatte diese nämlich damals, als Erinnerung seiner Lehrstunden unternommen, während der sechs Monate meines Aufenthaltes im Frühling und Sommer jenes Jahres in Kopenhagen, wohin ich mich für den Zweck begeben hatte, auf sicherstem und kürzestem Wege mir eine selbständige Kenntniß der alten skandinavischen Sprache und der Edda-Religion zu verschaffen. Finn Magnussen hatte damals

bereits eine neue Textrecension der im ersten Bande enthaltenen Lieder vorbereitet, mit sehr schätzenswerthen Verbesserungen: seine von 1820 an erschienene ausführliche dänische Bearbeitung der ältern Edda gibt davon weiteres Zeugniß. Wie hier, so war es auch bei jenen mündlichen Vorträgen leicht, das Gold seiner einzigen Kenntniß der Sprache und seiner scharfsinnigen Sprachbemerkungen auszuscheiden aus den nicht glücklichen sprachlichen und mythologischen Vergleichungen und Hypothesen, denen er sich allerdings schon damals hingegeben hatte. Wenn diese auch sämmtlich verfehlt heißen müssen; so sind sie doch immer die Frucht redlicher Forschung. Auch gegen nothwendige Textverbesserungen, wo die Handschriften ihren Dienst versagten, war er nicht verschlossen, sobald sie sich ihm nur sprachlich begründet erwiesen. Dieses zeigt namentlich der handschriftliche Text der isländischen (damals noch nicht wieder abgedruckten) Wöluspa. Sie schließt sich frei dem Codex Regius an. Dieselben Grundsätze befolgte er bei der von ihm damals für mich freundlichst besorgten Abschrift der prosaischen Edda. Hier fehlt mir aber der urkundliche Beweis, denn diese Abschrift ist leider mit meiner gesammten übrigen isländischen Bibliothek mir bald darauf durch ein Unglück abhanden gekommen*), doch liegt ja hier im zweiten Theile der kopenhagener Ausgabe seine letzte Hand vor.

B.

Nachweis der Entstehung des germanischen Epos aus dem organischen Prozesse des Gottesbewußtseins.

Es sollen, nach dem im Texte und in dem Vorworte zu dieser letzten Ausführung des Vierten Buches Gesagten, die Thatsachen anschaulich gemacht werden, welche beweisen, daß das germanische Epos aus dem mytho-

*) Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit einen Wunsch auszusprechen. Durch ein Versehen der mit dem Verkaufe der Bibliothek meines seligen Freundes, Prof. Rühs, beauftragten Männer, in den zwanziger Jahren, wurden meine ihm behufs seiner Arbeiten geliehenen isländischen Papiere, Handschriften und gedruckten Bücher, als Theil der Hinterlassenschaft versteigert, was ich bei meiner Abwesenheit vom Vaterlande erst zu spät erfuhr. Ich bedaure dabei außer jener Handschrift noch besonders den Verlust des Exemplares der Heimskringla von Snorri, welche ich mit Magnussen ebenfalls kritisch gelesen hatte, und wobei für manche unverständliche Stellen der Skaldenlieder seine Verbesserungen beigeschrieben waren. Ich würde sehr dankbar den Versteigerungspreis, auch einen höhern, namentlich für dieses mir verlorene Denkmal meiner Arbeiten in der dänischen Hauptstadt erstatten.

logischen Gottesbewußtsein hervorgegangen ist, vermittelst eines organischen Prozesses, welcher auf allgemeinen Gesetzen beruhen wird, da er mit allen parallelen Entwickelungsreihen übereinstimmt.

Die Punkte, welche hierbei zur Entscheidung gebracht werden sollen, sind folgende:

1. Der Hintergrund des nationalen Epos der Arier ist ein idealer, kein äußerlich geschichtlicher: und zwar stellt er eine frühere Stufe desselben Verlaufs dar, nämlich die Abspiegelung des Gottesbewußtseins in der Form des kosmogonischen Prozesses und der physischen Weltordnung. Die ältesten Helden sind die weltschöpferischen Mächte, menschliche Götter, und die ältesten Heldenthaten und Ereignisse sind die Weltschöpfung und die Feststellung des bestehenden Kosmos.

2. Diese mythologischen, idealen Ereignisse sind zu historischen umgebildet, scheinbar Geschichte geworden. Die menschlichen Erlebnisse sind poetisirt, mit dichterischer Freiheit behandelt. Diese Verschmelzung des Idealen und Realen ist eine organische: sie setzt jedenfalls voraus, daß das Bewußtsein der Gegenwart Gottes im Menschen erwacht sei.

3. Jeder Versuch der Erklärung des arischen Epos, also des homerischen, des indischen und des germanischen, und eben so des finnisch-turanischen, von einem dieser beiden in einander wirkenden Pole des Gottesbewußtseins allein, ist also von vorn herein ein verfehlter. Das mythologische Element verlangt Anerkennung auf seinem Gebiete: das historische Element, also insbesondere die Persönlichkeit, erheischt dasselbe auf diesem Felde, aber als zweite Schicht. Die Hauptaufgabe der Kritik ist also hier, die Naht zu finden, die Anknüpfung des Geschichtlichen an das Ideale, sei es als Verschmelzung, oder als Fortführung, oder beides.

4. Diese Entstehung des nationalen Epos läßt sich nun nirgends so urkundlich nachweisen als im germanischen. Dieses gilt namentlich im Vergleiche mit dem homerischen Epos der Hellenen, obwol auch das germanische wiederum bedeutendes Licht von der Ilias und ihren nachweislichen Schicksalen erhält.

Nach dieser kritischen Einleitung gehen wir über zur Darstellung des Gottesbewußtseins

I. in den Heldenliedern,

II. in den Götterliedern, und insbesondere in der Wöluspa.

Erstes Hauptstück.

Die Einheit der mythologischen Grundlage der Helgilieder, der Sigurdlieder und der Nibelungen.

1.

Die Helgilieder.

Wir haben drei Helgis: I. Helgi, den Sohn Königs Hiörvardur und der Sigurlin, Swadnirs Tochter: ihn liebte Swawa, Tochter Königs Eylimir: II. Helgi, Sigmunds Sohn, Hundingstödter, Geliebten der Sigrun, Tochter Königs Högni: III. Helgi Haddinga=Skhadi (Haddingaheld): er hat zur Geliebten Kara, Tochter Königs Halfdan. Helgi I., Hiörvardsohn, hat zum Freund und Kampfgenossen Atli, Sohn des Jarl (Grafen) von König Hiörvardur (erstes Helgilied). Alle drei Geliebte sind Walkyren, weissagende Schicksalsgöttinnen. Högni ist der deutsche Hagene, einäugig wie Odin, also doch wol ursprünglich ein Gott, derselbe oder gleichartig mit Wuotan=Odin. Also wir haben schon hier zwei Helden der Sigurdsage, einen (Högni, Hagene) aus der idealen und einen (Atli, Etzel) aus der wahrhaft historischen Schicht. Diese Züge fordern auf zu weiterm Nachspüren.

Ueber Helgi, den Hundingstödter (II. Sigmundsohn) haben wir zwei Lieder, hohen Alters in ihren Grundbestandtheilen. Das erste beginnt so:

> Am Morgen der Zeiten, als Aare sangen,
> Heilige Wasser rannen von Himmelsbergen,
> Da hatte Helgi den hochherzigen
> Borghild geboren in Bralundur.
>
> Nacht in der Burg war's. Nornen kamen,
> Die dem Edeling das Alter bestimmten . . .
> Sie schnürten mit Kraft die Schicksalsfäden,
> Daß die Burgen brachen in Bralundur.

Nach dem Liede „Helgi und Swawa" hat der in seiner Jugend stumme Held (I. der Hiörvardsohn) den Helginamen nicht von Vater und Mutter: die Walkyre erst legt ihm denselben bei in ihrer Anrede. Es war also ein bekannter hoher Name. Der junge Held will ihn aber nur annehmen, wenn er sie zugleich mit empfängt. So heißt es Str. 8 bei Grimm:

Was läßt du folgen dem Helginamen,
Weißfarbige Frau, da du mir ihn bietest?
Bedenk du den ganzen Zugruß wohl,
Nicht nehm' ich den Namen an, außer wenn ich dich mit habe.

Es war also ein göttlicher Name, was für den Sinn des Wortes als „Retter" gar wohl paßt. Dieses Helgi (I.) Bruder, Hedin bleibt beim Vater. Von einer Zauberin verführt, thut er am Julabend ein Gelübde, Helgis Braut zu heirathen. Bald gereut ihn die arge Uebereilung, nach langem Umherirren tritt er zum Bruder, gesteht sein Unrecht und klagt sein Leid. Helgi, der seinen nahen Tod im Kampfe mit Alfur, Hrodinars Sohn ahnt, sagt ihm für diesen Fall die Braut zu, und tödlich verwundet eröffnet er dieses der Swawa. Diese bleibt bei ihrem Gelübde, nach Helgi keinem andern Manne zu gehören: er selbst verspricht sterbend wiederzukehren, nach gerächtem Tode. Das ist Helgi I.

Jener Helgi (II.), Sohn Sigmunds, des Sohnes von Wölsung, war aus dem Geschlechte der Uelfinge (Wölfunge, Welfen): den Namen hatte er vom Hunding (König von Hundland nach der Prosa). Funfzehn Jahre alt besiegt und tödtet der junge Held den harten König, und darauf seine Söhne, als sie Rache suchten, das Geschlecht Geirmimirs (Speermimirs, des Riesen, Mimir ist das Meer), welcher seinem Leben nachgestellt hatte. Sigrun, eine Walkyre, die wiedergeborene Swawa, war Tochter Königs Högni, und Schwester von Bragi und Dag. Sie sucht ihn auf, und sagt dem Helden ihre Liebe zu, wenn er den Kampf unternehmen will gegen die Söhne Granmars, deren einem, Hodbroddur, der Vater sie verlobt hatte. Helgi verspricht ihn zu bekämpfen, aus Liebe zu der Jungfrau: er unternimmt einen Seezug gegen ihn: im Sturme schützt ihn Sigrun, die als Walkyre erscheint. Die Schlacht wird gewonnen: alle Söhne Granmars fallen: nur jener Dag, Högnis Sohn, wird verschont, und leistet Eide den Wölsungen. Aber er bringt dem Odin Opfer für Vaterrache, was (wie Simrock zeigt), das Gelübde einschließt, nach bestimmter Frist alsdann selbst sich Odin zum Opfertode zu weihen. Er sucht und findet die Gelegenheit, Helgi zu erstechen, und bringt Sigrun die Todeskunde: diese erinnert ihn an die gebrochenen Eide, verflucht ihn, und schwört, alle angebotene Sühne abweisend, sie wolle nicht leben:

Es brech' ein Glanz denn aus des Fürsten Grab,
Wigblär das Roß renne daher mit ihm,
Das goldgezäumte, den so gern ich umfinge . . . . .

Wie die edle Esche über Dornen,
So hob sich Helgi über andre Helden,
Oder wie thaubeträuft das Thierkalb springt:
Weit überholt es anderes Wild,
Und gegen den Himmel glühn seine Hörner.

Die maßlose Trauer und ungestillten Thränen der Sigrun stören Helgi im Grabe: seine Wunden fließen. Er erscheint ihr, als sie in sein Grab steigt, und verweist ihr die unaufhörlichen Zähren.

Du Sigrun bist Schuld von Sewafiöll,
Daß Helgi trieft von thauendem Harm.
Du vergießest goldzierc, grimme Zähren,
Sonnige, südliche, ehe du schlafen gehst.
Jede fiel blutig auf die Brust dem Helden,
Auf die eiskalte, angstbeklommene . . .

Wol sollen wir trinken köstlichen Trank,
Verloren wir Lust und Lande gleich.
Stimme Niemand ein Sterbelied an,
Schaut er durchbohrt die Brust mir auch.

Sie bereitet ihm und sich nun ein gemeinsames Lager im Grabe, und sagt:

Hier hab' ich ein Bett dir Helgi bereitet,
Ein sorgenloses, Sohn der Helfinge.
Ich will dir im Arme, Edling, schlafen,
Wie ich dem lebenden Könige lag.

Er verschwindet vor Tagesanbruch: da er in der nächsten Nacht nicht erscheint, weihet sie sich dem Tode. Das Lied deutet dieses an, zart aber unmisverständlich, durch die abmahnenden Worte der Magd an die Fürstin:

Sei nicht so frevel, allein zu fahren,
Skiöldungentochter, zu der Todten Hütten.

Der unmäßige Liebesschmerz um den Todten kann nur durch den Tod gesühnt werden: die Heldin geht freiwillig den dunkeln Pfad. Das ist die echt tragische Lösung eines Geschickes, das dem Leide der Antigone ebenbürtig heißen kann.

Beide sollen später wiedergeboren sein, er als Helgi Haddinga-Held (III.), sie als Kara, Halfdans Tochter, also in Skandinavien. Die Liebe und das tragische Ende lebt fort in der Lenorensage. Bürger hat die Seele der Sage beim Verlöschen aufgefangen und ihr ein unsterbliches Dasein im deutschen Volke verliehen: die deutsche Wurzel der Helgisage ist aber durch das Dasein jenes Volksliedes nachgewiesen.

Auch Helgi, der Sigmundsohn (II.) und Sigrun sind die wieder-

geborenen Helgi (I.) und Swawa. Auch er hat wie Helgi I. einen bedeutsamen Bruder, Sinfiotli, den Sigmundsohn und Wölfungssohn: der Name bedeutet den starken Feßler, oder den Held von starker Sicherheit. Die Prosa erzählt, daß Sinfiotli, weil er seiner Stiefmutter Bruder erschlagen wegen einer Geliebten, von der Königin durch ein Trinkhorn vergiftet sei. Seine Leiche ward darauf vom Vater in ein Schiff gelegt und den Wogen übergeben. Das gerade ward von Odin bei Baldurs Tode gethan (Simrock, S. 868 fg.). Also auch hier knüpft sich das Persönliche und Gemüthliche nicht an Geschichtliches an, sondern ist eher verschmolzen mit einer alten, an die rein mythologische Deutung anklingenden Ueberlieferung.

In den Helgiliedern spielt schon leise an die Geschichte von Weiberkämpfen um Helgi. Die Zauberin Hrimgerda, Tochter des Riesen Hati, welchen Helgi I. erschlagen, bietet ihm Versöhnung, wenn er eine Nacht der Ihre sein wolle, welchen Antrag Helgi mit Abscheu zurückweist: er und sein Kriegsgefährte Atli (Gemahl der Alof, Tochter des Jarl, welcher Pfleger Sigurlins war, nach der Prosa), nöthigten Hrimgerda, ihnen zu weissagen, bis der Tag anbricht, und ihre Macht vorüber ist. Alles Dieses ist rein ideal — bis auf Atlis Namen.

Der Dichter der Helgilieder weiß nichts Anderes, als daß er die Thaten und Leiden dreier uralter Helden vernommen hat: er stellt sie dar als solche. Die Anerkennung dieser Thatsache schließt nicht aus, daß die geschilderten Helden eins und aus dem Mythus eines Gottes hervorgegangen sind: der Beweis muß jedoch außer und über dem Gedichte gesucht werden.

Die angehängte Prosa ist nur als spätere Form der Sage zu betrachten, als prosaischer Ausläufer in der Sängerschule der Skandinaven. Sie weiß, daß Sigmund, der Wölsunge, König war in Frankenland: seine Gemahlin Borghild hatte einen Bruder, Hroar: dieser und ihr Stiefsohn Sinfiotli, der älteste Sohn Sigmunds, freieten Ein Weib, und Sinfiotli erschlug den Hroar; Borghild nahm vom Mörder die Sühne an, aber beim Sühnemahl vergiftete sie ihn hinterlistig mit einem Bierhorn.

Borghilde war nach dieser spätesten Form Königin von Dänemark, als Sigmund dorthin kam, sie heirathete und in sein Reich nach Frankenland führte. Dann aber nahm er zur Ehe Hiordisa, König Eilimirs Tochter. Beider Sohn war Sigurd. Sigmund fiel im Kampfe gegen Hundings Söhne: seine Witwe vermählte sich mit einem Königssohne Alf. Da haben wir schon Anknüpfungen an Skandinavien, an die Deutschen im römischen Rheinlande und an die Sigfridsage.

2.

Die Sigurdlieder.

Sigurd hatte einen mütterlichen Oheim, Gripir, König Eilimirs Sohn, einen weisen König, in welchem ein Wahrsagergeist wohnte. Er weissagte dem fragenden Neffen, auf dessen Anfragen und Drängen Folgendes. Er wird die harten Hundingssöhne fällen, zuerst den Drachen Fafnir, dann auch dessen bösen Bruder Regin, und des Hortes (Goldschatzes) sich bemächtigen: dann auf Grani, dem edeln Rosse, zu Giuki reiten nach Frankenland. Weiter wird er eine Königstochter finden, welche nach Helgis Tod in dem glänzenden Panzer (Brunie) schläft.

Odin hatte ihr Zauberschlaf gesandt: er wird mit Fafnirs Schwerte den Panzer sprengen: sie wird erwachen und ihn die Runenweisheit lehren. Wir errathen, daß es Brunhilde (die Panzerheldin) ist: das große Schicksalsweib. Wirklich enthüllt der Seher zuletzt, daß diese Pflegetochter Heimir, Budhis Kind, ihm großes Elend bereiten werde. Wir hören im Verlauf der Geschichte nun auch, daß Sigurd sie findet, daß er ihre Weisheit bewundert, und sie ihm ihre Liebe zusagt, als dem einzigen furchtlosen Helden: denn sie hatte Odin das Gelübde abgelegt, keinen Mann zu heirathen der Furcht kenne. Aber, wie Gripir auch angedeutet, er vergißt sie, als er bei Giuki (dem Giukungenfürsten) die Tochter der arglistigen Königin Grimhild, der Schwester Gunnars, die schöne Gudrun, findet. Sie soll ihm gegeben werden, wogegen er verspricht, für Gunnar, den Gothenkönig, Giukis Sohn, seinen Schwager, um Brunhild zu werben, welcher er doch selbst hold ist. Gunnar, Högni und Sigurd schwören sich Eide: Sigurd tauscht die Gestalt mit dem Könige, geht hin um Brunhild zu werben, und verlobt sich mit ihr für Gunnar: keusch ruht er bei der Königsbraut: beider Bräute Hochzeitsfest wird dann zu gleicher Zeit gefeiert. Die getäuschte Königin verleumdet im Zorne Sigurd bei ihrem Gemahl: der Gudrun Brüder, Högni und Guthorm, rathen Sigurds Mord: der König willigt ein: Sigurd wird hinterlistig erschlagen: Högni, der Thäter, kündigt es der trostlosen Gudrun an.

Im Brunhildenliede (Str. 8, S. 175, Simrock) nennt Brunhild den Sigurd „den Hunischen", d. h. den Südlichen, wie er auch genannt wird. Sie selbst heißt auch die Skiöldungentochter. Auch im Sigurdsliede (Brunhilds Unglück und Ende, S. 177—186) wird Sigurd „der Hunische" genannt, und „der Südliche" (Deutsche, Dänische). Sein Schatz heißt (Str. 16) „des Rheines Gut". Nach diesem Liede ermor-

beten sie ihn aber an des liebenden Weibes Seite. Brunhild heißt auch Atlis Schwester (Str. 32). Auf ihre Brüder als Rächer verweist Gudrun der sterbende Sigurd (Str. 28). Brunhild ihrerseits ist sicher, daß Atli sie rächen werde. Sie gibt sich dann selbst den Tod, nachdem sie die feierlichste Verbrennung angeordnet, neben Sigurds Scheiterhaufen.

In Brunhildens Todesfahrt (S. 187—190) erzählt sie der anklagenden Riesin, der Hüterin des Unterweltthors: sie habe nur Sigurd geliebt, „den dänischen Führer", der sie vom Zauberschlafe im eng umschnürenden Panzer befreite, nachdem er Fafnir erschlagen. Sigurd (sagt sie) ist ermordet, ich habe mir den Tod gegeben.

Aber wir beide bleiben beisammen,
Ich und Sigurd: versinke du Riesenbrut.

Die Liebe ist stärker als der Rachegöttin Gespenst! Nach dem Liede vom Morde der Niflungen, wird Atli versöhnt dadurch, daß man ihm Gudrun gibt, Sigurds Witwe. Atli ladet Gunnar und Högni zum Gastgebot: Gudrun sucht vergebens zuerst sie zu warnen, damit sie nicht kommen, dann sie zu retten: ihre Söhne wollten der Giukungen Leben nicht erbitten. Högni und Gunnar werden grausam hingerichtet.

Man sieht, wie die Sage sich widerspricht in denjenigen Einzelheiten, welche aus der deutschen Ueberlieferung entnommen sind. Die nordische Chrimhilde ist nicht Sigfrieds Gattin, sondern die böse Mutter seiner geliebten Gemahlin. Doch ist in den ältern Stücken der Edda die Abweichung vom Deutschen geringer. Hiernach ist als gemeinsame Ueberlieferung anzunehmen, daß die Witwe Sigurds den Hunnenkönig Atli heirathet, und daß bei Atli die mörderischen Verwandten umkommen.

Wir wollen nun einige einzelne Züge neben einander stellen, um die zwei Hauptpunkte anschaulich zu machen:

1. Daß die Sigurdsage nur eine andere Form der Helgisage ist:
2. Daß in beiden die rein mythologischen Züge das Aelteste sind.

Hierbei bringen wir zum ersten male eine Vermuthung zur Sprache, welche einer besondern Rechtfertigung bedarf. Wir verbinden in der folgenden Zusammenstellung die Helgisage den Alki, oder die Alkis, die beiden Heldenjünglinge und Brüder, welche nach Tacitus (Germ. 43), von den Naharvalen (nördlichen Germanen) als Dioskuren verehrt wurden. Die Gottheit (die beiden Götter), sagt er, haben die Kraft (Bedeutung) unserer Dioskuren: der Name ist Alcis (sprich Alkis). Diese Form kann nicht wohl ein Genitiv sein, denn der Satz lautet: ea vis numini (ihre Bedeutung ist die der Dioskuren) nomen Alcis: noch weniger kann es das Heiligthum bezeichnen (gothisch alhs), wie

Grimm vorschlägt, den Hain, in welchem sie verehrt worden sein. Die Brüder sind die Dioskuren, die baktrisch-indischen Aspin, Asvin (Reiter), welche als Zwielicht (zwischen Nacht und Tag, Nacht- und Tag-Grauen) der Morgenröthe vorhergehen, Retter den Schiffern (nach stürmischer Nacht). Was nun endlich den fehlenden Hauchlaut betrifft in Alkis statt Halkis, d. h. Halgis, so haben wir ein ganz ähnliches Beispiel in Irmin und Hermun, im (Volks)namen Hermunduren, vielleicht vermittelt durch eine Form wie Aîrmana (Grimm, Myth. 208 fg., vgl. XXVIII, Armenon) und Hisicion neben Isco, woher Iscävoni. Bei Tacitus wird doch die Uebertragung durch Römer vermittelt sein: wir haben außerdem volle Freiheit hinsichtlich des Eigenthümlichen der deutschen Mundart jener Naharvalen: denn wir wissen nichts davon.

3.

Die Einheit der Dichtung von Helgi mit dem Sonnenmythus von Baldur und Hermôdhur, oder dem Gedicht des sterbenden und siegenden Gottes.

Züge der Göttersage.

1. Das Brüderpaar der deutschen Mythologie heißt Alcis (sprich Alkis), d. h. die Halgis (Halgeis nach goth. 4. Declin.), Retter, die Dioskuren. Wir nehmen an, daß sie von dem ältern Bruder so genannt wurden: wörtlich, die Heiligen oder Errettenden (angelſ. halig, heilig, haljan, goth. heiligen, heil machen, erretten).

Die alte Helgisage.

1. Helgi II., Sohn des Königs Sigmund: die Mutter heißt Borghild (Burgenkrieg). Als Gottessohn bezeichnet ihn die Angabe eines Helgiliedes, daß Odin, als er in Walhalla erscheint, den Thron mit ihm theilen will. Seinem Bruder Hedin tritt er die Braut ab. Eine andere Angabe stellt ihn zu Hermôdhur (Heermuth), Odins Sohne: dieser nun ist gerade der Gott, welcher um Baldur zurückzuholen, mit siegreicher Kraft in die Unterwelt hinabsteigt mit einem Rosse, welches über alle Götter springt. Dieser ist also Sol Victor, die Julsonne (25. Decbr.): in der That wird auch der Jul-Eber mit ihm in Verbindung gesetzt: er ist ja das Bild der wieder aufstrahlenden Sonne.

2. Als Brüderpaare von Odins Geschlecht werden genannt: Baldur und Hödur (Wöluspa 52). Baldur und Hermôdhur (Wöluspa 52). – s. Helgilied I.	2. Helgis I. Braut ist Swawa, Eilimirs Tochter; er tritt sie dem Bruder Hedin ab, welcher sie zu freien gelobt hatte.
	3. Helgis II. Gemahlin ist die siegbringende Walkyre, Sigrun, Schwester von Högni (Hagen) aus dem Geschlecht von Granmar (Bartgeist oder Bartroß): die andern Geschwister heißen Bragi (der Geschmückte, der starkbärtige Sohn Odins) und Dag (Tag).
4. Odins Sohn kämpft gegen den Drachen (die Meerschlange). Freyr (der Milde) erschlägt Beli („den Brüllenden", Sturmwind).	4. Helgi tödtet Granmars Geschlecht, nur Dag bleibt übrig, und dieser rächt die Verwandten. Er erschlägt auch den Riesen Hati, dessen Tochter die Zauberin Hzimgerda ist: Hati heißt der Wolf Managarmur, der Mondverschlinger.
5. Baldur wird getödtet durch seinen Bruder Hödur, gerächt durch Widar, einem jüngern Sohn Odins.	5. Dag weiht sich dem Odin, überfällt und ersticht Helgi: Sigrun opfert sich in der Gruft des Gemahls: der Sohn rächt den Vater.

4.

Die Einheit von Helgi und Sigurd, und vom Sigurd der Edda und Sigfrid der Nibelungen.

Helgisage.	Sigurdsage.
1. Helgi II. Sigmundsohn, König, die Mutter Sigurlin.	1. Sigurd (Sigfrid) Sohn von K. Sigmund, in Frankenland (Xanten).
2. Helgi rächt den mütterlichen Oheim, den ihr erster Freier Hrodmar erschlagen hatte.	2. Sigurd läßt sich vom mütterlichen Oheim Gripir sein Schicksal vorhersagen.
3. Helgi erschlägt den hartherzigen Hunding und seine Söhne, das Geschlecht Geirmimirs (des bespeerten Meerriesen).	3. Sigurd tödtet Fafnir, den Golddrachen, und dessen Bruder Regin, und nimmt den Schatz mit, auf seinem Rosse Grani.

	Sigfrid ist der Drachentödter, nur an Einer Stelle (hinten) verwundbar.
4. Helgis Braut Swawa, seine Gemahlin Sigrun, Högnis Tochter.	4. Sigurd verlobt sich mit Grimhild, Giukis Tochter, heirathet aber Gudrun, deren Tochter: dann wirbt er für Grimhilds Bruder, den Gothenkönig Gunnar, die Brunhild. Sigfrid heirathet Chrimhild, Schwester Günthers, des Königs der Burgunden, er wirbt vorher für diesen die Brunhild.
5. Der Bruder von Helgi I., Hedin, gelobt Helgis Braut zu heirathen: diese aber verschmäht ihn, als Helgi gefallen ist. Helgi II. wird von Högnis Sohn verrätherisch getödtet.	5. Es entsteht Eifersucht, da Brunhild, welche Sigurd liebt, ihn beim König verleumdet: durch sie gereizt läßt dieser ihn von seinem Bruder Högni und Guthorm ermorden. Sigfrid wird auf Brunhilds Anstiften und Günthers Befehl durch Hagen verrätherisch erschlagen.
6. Högnis Sohn bringt Sigrun die Todesnachricht.	6. Högni zeigt den Mord der Gudrun an, Hagen der Chrimhild.
7. Sigrun gibt sich den Tod, nachdem sie Högnis Sohn dem Verderben geweiht. Helgis I. Kampfgefährte ist Atli.	7. Brunhild gibt sich den Tod, um mit Sigurd verbrannt zu werden (wie Swawa). Gudrun heirathet Atli, den König der Hunnen, Brunhilds Bruder: um den Tod der Brunhild zu rächen, ladet er Gunnar und Högni verrätherisch ein, und läßt sie hinrichten. Gudrun tödtet Atli, mit Hülfe Dietrichs, des Gothenkönigs. Chrimhild, Sigfrids Witwe, heirathet Etzel, den Hunnenkönig, und auf deren Anstiften werden die Nibelungen (Günther und die Brüder) eingeladen und erschlagen. Brunhild wird von Dietrich erstochen.

5.
Das Geschichtliche.

Es bleibt uns nun noch der Beweis übrig, daß der geschichtliche Theil in den Hauptzügen sich ausscheiden lasse von dem mythologischen, und daß namentlich die geschichtlichen Personen rein geschichtliche seien. Hierbei könnten wir einen besonders wichtigen Haltpunkt in den Ueberlieferungen der Angelsachsen haben. Denn da diese gegen 450 nach England zogen, und die Uebersiedelung sich am Ende des Jahrhunderts abschloß; so würden die in England verfaßten Gedichte und Ueberlieferungen aus dem alten Sagenkreise eine eigenthümliche Frische und Bedeutung haben können. Jenes Ereigniß ist nämlich gerade gleichzeitig mit den Ereignissen, deren volksmäßige Besingung und nachherige epische Behandlung der Sigurdsage eben sowol als den Nibelungen ihre bleibende Gestaltung gegeben. Die Herausgabe des Beowulf durch den Isländer, den gelehrten Thorkelin, im Jahre 1815, aus der Cottonschen Handschrift in England, war deshalb ein bedeutendes Ereigniß. Durch die Forschungen und unermüdlichen Bemühungen von Kemble, und zuletzt noch (1855) von dem höchst verdienstvollen, in England jedoch bisher keineswegs hinlänglich anerkannten, gelehrten und scharfsinnigen Thorpe, ist dieser Schatz jedoch zuerst erschlossen worden. Leider ist die Ausbeute für unsere Untersuchung nur die, daß wir daraus nichts über jenen ältesten Sagenkreis lernen. Wir haben ein christliches Gedicht aus dem neunten Jahrhundert (König Offa wird darin erwähnt): Schauplatz ist Jütland, obwol Gothen die Helden sind. Die Landung dieses Volkes an jenen Küsten bildet einen Ausgangspunkt: der Gothenkönig Ermanrich († 375)*) wird erwähnt: Hengist erscheint als Friesenfürst, gewiß rein historisch: aber alles ist so überarbeitet, daß die alten Sagen gar nicht zum Vorscheine kommen.

Man muß sich also damit begnügen zu sagen, daß die nordischen und die deutschen Ueberlieferungen in allen ihren Stämmen, jene ursprüngliche Einheit der Normänner und Deutschen welche die Sprache verbürgt, durch ihre Mythologie und Ueberlieferung als Lebensgemeinschaft auch nach erfolgter Scheidung der Wohnsitze und Sprachen beurkunden: dann aber ein anschauliches Bild geben von der ungeschiedenen Einheit der deutschen Stämme.**) Was also zuerst das Verhältniß der beiden Elemente betrifft; so ergibt die Zusammenstellung Folgendes.

---

*) Man sehe über das Verhältniß der Friesen zu den Angeln und Sachsen die Bemerkungen Bouterweks in seiner vortrefflichen Ausgabe des St. Cudbertschen Evangeliums in nordhumbrischer Sprache (1857), S. III fg.

**) Ich bedaure das Misverständniß, in welches mein verehrter Freund Jakob

I. Das gemeinsame Grundelement ist rein mythologisch: der Kampf des Sonnengottes, der von einem Bruder erschlagen und von einem jüngern Bruder gerächt wird. Der zeugende Mythus gehört also der solarischen Phase des Gottesbewußtseins an, welche sich organisch aus der sinnbildlichen Phase entwickelt, der Darstellung des Weltgeistes im Bilde des erscheinenden Kosmos (Himmel — Aether — Sonne).

II. Dieses Element bildet die Grundanlage in der Sigurdsage, und das Ganze der Helgisage (mit Ausnahme von spätern Nebenzügen): sie ist die älteste Form des germanischen Heraklesmythus.

III. Das eigenthümliche Element der Sigurd- und Sigfridsage ist das geschichtliche. Dieses hat in der Sigurdsage nur Eine Schicht, und diese ist germanischen Ursprungs, aber in einer ältern Form als die Nibelungen sie darstellen. Die Personen gehören sämmtlich ins fünfte Jahrhundert, ihre epische Behandlung ans Ende des sechsten oder in das siebente. Während des sechsten ging die Zersetzung der Helden und Heldenthaten jenes ungeheuern Jahrhunderts in Volkspoesie, nach allgemeiner, volksmäßiger Auffassung vor sich, im Laufe desselben traten schaffende dichterische Persönlichkeiten auf, welche frei dichtend jene mündliche Liederpoesie befestigten. Wie viel davon ihnen, wie viel der volksmäßigen Ueberlieferung zugehöre, welche sie vorfanden, und aus der sie mit Freiheit schöpften, kann nur andeutend bestimmt werden. Die älteste Form des Nibelungenepos aber ist uns nur durch die nordische Uebertragung bekannt; hiernach jedoch ist es klar, daß sie in einzelnen Liedern bestand, die zu einem epischen Ganzen gehörten, nach echtem Gottesbewußtsein. Hinsichtlich der Uebereinstimmung der geschichtlichen Charaktere und Erzählungen mit dem Geschichtlichen, und eben so hinsichtlich der Abweichungen der Sage von der Geschichte, müssen wir unsere Leser geschichtlich auf W. Grimm, „Deutsche Wälder", I (1815), S. 198 fg. bez. Nachtrag II (1816), S. 265 fg. verweisen (vgl. „Hildebrandlied", S. 65 fg.);

Grimm verfallen ist, wenn er in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" (II, 793) meine Aeußerung im Werke über Aegypten (I, 516) anficht, wo ich Menes und Karl den Großen insofern zusammengestellt, als beide ihrem Volke ein weltgeschichtliches Bewußtsein gegeben. Darunter verstehe ich, wie das Wort besagt, und wie ich es oftmals erklärt, jene Epoche in dem Leben einer Nation, wo sie als eine einzige sich nicht allein fühlt und erkennt, sondern als solche allen andern Völkern gegenüber auftritt und handelt. Daß Theoderich der Große gewünscht, es möge dieses geschehen, beweist das Schreiben an seinen Vetter: wie wenig es auch nur in seinem eigenen Stamme zum weltgeschichtlichen Bewußtsein wurde, ist leider eben so urkundlich. Die Ausstellung trifft also jene Aeußerung nicht.

woneben jedoch die sehr inhaltreiche Kritik von A. W. Schlegel, Heidelberger Jahrbücher, 1815, und Werke, IV, zu beachten ist. Seitdem nun ist die Untersuchung dem Abschlusse nahe gebracht durch die neue Durcharbeitung jener ersten Abhandlung in W. Grimms „Deutscher Heldensage" (1832) und durch die gleichzeitige klassische zusammengedrängte Darstellung Lachmanns: Kritik der Sage von den Nibelungen, die Entstehung des Epos der Nibelungen (besonders abgedruckt 1836: „Zu den Nibelungen"). Von Neuern möchten wir Müllenhoff nennen, in Haupts Zeitschrift, X, 1856, S. 146 fg.)

Hinsichtlich der Aufspürung einer etwas ältern Form unserer Nibelungen in zwanzig Liedern wird Lachmanns Abhandlung: „Die Kritik der Nibelungen" (geschrieben 1829, gedruckt im Rheinischen Museum 1834, und dann in den „Anmerkungen zu dem Nibelungenliede", 1838) ihren Werth nie verlieren, so wenig als seine Methode, den urkundlichen Text dieses Nationalkleinods festzustellen nach der am besten beglaubigten Handschrift.

Nur über den Untergang des Königs Gunnar (Günther) und seiner Brüder durch die Hunnen, werden wir die Hauptstellen beibringen, da wir hier nicht ganz mit Lachmann stimmen.

1. Atli, Etzel ist der wahre geschichtliche Attila, König der Hunnen, 434 bis 453: sein Bruder Bleda theilte mit ihm die Führerschaft: die Sigurdsage nennt seinen Vater Budi, was offenbar derselbe Name ist, und auch vollkommen geschichtlich. Da er nun geradezu Hunnenkönig heißt, so gehört eine mythische Kühnheit dazu, die Einheit von Attila, Atli, Etzel zu verkennen: daß der Name Atli auch in der Helgisage vorkommt, kann uns bei dem Verhältnisse derselben zur Sigurdsage nicht irre machen: es ist ein skandinavischer Ansatz des Geschichtlichen wie einzelne Oertlichkeiten, und ein neues Zeugniß dafür, daß die Eddalieder ihre jetzige Form nicht vor dem siebenten Jahrhundert erhielten. Atli so wenig als Etzel hat irgend einen Halt im Germanischen, sprachlich und geschichtlich. Daß Etzel volksmäßig hier und da Großvater bedeutet, wird man wol nicht ernsthaft anführen wollen: da das L im Namen des Hunnenkönigs wurzelhaft ist, in Etzel selbst aber nur die Ableitungssilbe des Verkleinerungswortes bildet, von Etti, Atti, Vater. Historisch ist seine große Macht: man lese Nib. 4661, 5805, 4679, vgl. 5990: „seine Herrschaft schützet auf allen Wegen". Historisch sind alle Ereignisse, die mit Attila unmittelbar zusammenhängen. Die Ostgothen unter Walimir, und andere germanische Stämme sind ihm dienstpflichtig. Daß er in echt geschichtlicher Verbindung steht mit dem Burgundenkönig Günther, wird bei diesem urkundlich nachgewiesen werden. Daß der unsterbliche

Fürst, König von Italien, der große Ostgothenkönig Dietrich (Thiuda-recks, Volksfürst Theoderich I., 475—526) Dietrich von Bern-Verona, als sein Zeitgenosse genannt wird, begreift sich bei der epischen Erzählung: er ward der Held der germanischen Dichtung bei seinen Lebzeiten, und blieb es. Wirklich aber gibt es einen gothischen Zeitgenossen Attilas, der dieses Namens war, den Westgothenkönig Theoderich I. (419—452), und dieser fiel in der Weltschlacht bei Chalons gegen Attila kämpfend, nachdem er den Sieg entschieden hatte.

Daß übrigens die fabelhafte Zusammenstellung Theoderichs des Großen mit Attila in Deutschland alt und vor der Abfassung unsers Nationalepos verbreitet war, zeigt die von Leibniz herausgegebene Quedlinburger Chronik (geht bis zum Jahr 1025). Hier heißt es (Nachtrag S. 262):

„Der Gothenkönig Ermanrich habe Theoderich, seines Vaters Bruder, auf Odoakers Antrieb, aus Verona vertrieben, und gezwungen, sich zu Attila zu flüchten: später sei er durch die Hülfe des Hunnenkönigs wieder in die Regierung eingesetzt, habe seinen Oheim Odoaker in Ravenna belagert und zur Uebergabe gezwungen, und ihn an den Zusammenfluß der Elbe und Saale verwiesen, da Attila in die Hinrichtung nicht einwilligen wollte."

Alles Dieses ist handgreiflich ungeschichtlich: denn Ermanrich, der Amaler, König der Ostgothen, gab sich, mehr als hundertjährig, den Tod, um den Einbruch der Hunnen in sein zwischen Dniestr und Don gelegenes Reich nicht zu überleben: Odoaker und Theoderich von Verona gehören ans Ende des nächsten Jahrhunderts.

Daß Gudrun ihren Gemahl ermordet, hat einen geschichtlichen Anhalt in dem Umstand, daß Attilas junge Frau Ildico im Verdachte stand, ihn in der Brautnacht umgebracht zu haben. Der geschichtliche Name seiner ersten Gemahlin Herka, ist in der Sigurdsage gelegentlich erhalten: was schwerlich zufällig ist, obwol dieser Zug weiter keine Bedeutung hat.

Dagegen sind die übrigen Namen und Charaktere entschieden geschichtlich, und das Bild des hunnischen Lagers und der Sitten des Volkes, sowie die Lage des Landes, im jenseitigen Lande der untern Donau, ist so genau, wie es der epischen Auffassung geziemt.

2. Die Burgunder und ihr König Günther: nordisch „Gunnar der Gothenkönig". Günther und sein blutiges Ende sind geschichtlich, und deutsch, nicht mythisch oder skandinavisch. Man hat für das Hauptereigniß, den Untergang des Fürstenhauses der Burgundionen, zwei sichere, gleichzeitige und urkundliche Nachrichten. Die erste ist die Angabe der Chronik des Prospers von Aquitanien, des Geheimschreibers von Leo dem Großen, und Zeitgenossen Attilas. Dort heißt es zum Jahre 435:

„Als Theodosius zum funfzehnten male und Valentinian zum vierten male Consuln waren, rieb Aetius den Gundicar, König der Burgunder, welcher innerhalb Galliens wohnte, im Kampfe auf, und bewilligte ihm auf seine Bitte den Frieden. Diesen Frieden genoß er aber nicht lange, da die Hunnen ihn mit Volke und Stamme vernichteten."

Dasselbe berichtet Cassiodor (unter Theoderich dem Großen) bei diesem Jahr.

Die zweite gleichzeitige Nachricht ist die bei Idatius, dessen Chronik bis zum Jahre 467 geht. Darin heißt es zu den Jahren 436 und 437:

„436. Die Burgundionen, welche sich empört hatten, werden von den Römern, unter Anführung des Aetius, besiegt."

„437. Narbona, von den Gothen belagert, wird entsetzt. 20,000 Burgundionen werden niedergemacht."

Wozu Schlegel sehr richtig bemerkt, daß im Texte nicht gesagt sei, wo und von wem? Er ist geneigt, die Ueberlieferung unsers Gedichts als die sicherste Ueberlieferung anzunehmen. Müllenhof (a. a. O.) macht es wahrscheinlich, daß Aetius die Hunnen mit ihren Hülfsvölkern zum Vernichtungskriege gegen Gundicar angereizt habe, da kurz vorher (oder in demselben Jahre), die zwischen Mainz und Worms ansässigen Burgunden in die belgische Provinz eingefallen waren. Ein Zug Attilas nach dem Rheine in diesen Jahren ist allerdings schwer in die uns bekannte Geschichte Attilas einzufügen.

Dieses, nicht mehr und nicht weniger, ist das Geschichtliche in jener großen Tragödie von der Noth der Nibelungen. Aber der Homer jener Ilias (Anfang des siebenten Jahrhunderts) hatte gewiß von der blutigsten aller Weltschlachten, die von 451 bei Chalons, gehört, in welcher auch Germanen, und zwar Gothen, kämpften, die Ostgothen als Vasallen Attilas gegen die den Römern verbündeten Westgothen, der durch deutsche Hand fiel, nicht durch hunnische. Eben so mögen einige anklingende Züge der epischen Erzählung von Chrimhild und Brunhild nicht ohne Erinnerungen an die grausenhafte Geschichte des Hauses des Frankenkönigs Sigbert (von 561 an), der Fredegunde und Brunhilde, gedichtet, oder bereits in der Sage mit der alten Erzählung vermischt sein.

Für die Geschichtlichkeit der mit Günther (Gundicar) genannten Persönlichkeiten zeugt auch noch das alte burgundische Gesetzbuch, Gundobalds, des Nachfolgers Günthers (gegen 490), von dessen Sohn und Nachfolger Sigmund, herausgegeben. Da heißt es (Grimm, I. 229):

„Wenn unter unsern Vorfahren, Gibica (Gibich, daher Giebichenstein, von Giuki), Godomar, Gislahar) Giselher, wahrscheinlich Sohn des Königs

dieses Namens), Gundahar (Günther, nord. Gunnar) frei gewesen sind, sollen sie in dieser Freiheit verbleiben."

Also auch hier ist die nordische Sage weniger genau in den Namen und Oertlichkeiten als die deutsche.

IV. Die dem germanischen Epos eigenthümliche zweite Schicht ist später Ansatz. Es hat bei dem Zuge nach der Donau noch zwei echt geschichtliche Namen: Pilgrim, Bischof von Passau, aus der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts: und die Stadt Wien, deren Erbauung in dasselbe Jahrhundert fällt. Beides sind nur gelegentliche Erwähnungen: sie beweisen, daß die neue Schicht sich erst in dem zwölften Jahrhundert gebildet hat, an dessen Ende der Text in seiner gegenwärtigen Form gehört, mehr als ein Jahrhundert vor Dante.

V. Die nordische Form ist also die ältere; ihre Fassung muß ans Ende des sechsten oder Anfang des siebenten Jahrhunderts fallen: selbst die jüngsten Theile der deutschen Heldensage gehn nicht über das Jahr 600 hinaus, die Sigurdsage aber und die ganze Sage der Nibelungen bilden das älteste Element derselben. An Verkehr der Skandinaven mit Deutschland kann es damals nicht gefehlt haben: auch war jene Epoche eine Zeit der Blüte der nordischen Poesie. Den Stoff hat sie von „den deutschen Männern" erhalten, deren die prosaische Edda mehrmals erwähnt. Alles den Sigfridliedern Eigenthümliche ist dem Skandinavischen örtlich und geschichtlich etwas Fremdes, und deshalb auch weniger genau und klar. Daß in den Nibelungen bisweilen Personen mit Dänemark (Tennemarken) in Verbindung gebracht werden, ist in der Natur solcher Uebertragungen.

Was nun endlich die weltgeschichtliche Kritik betrifft, so sind die Ergebnisse theils verneinend, theils auch bejahend.

I. Die ganze Edda, Götter- und Heldenlieder, zeugt gegen manche Annahmen, welche sich von verschiedenen Seiten her verwebt haben, und noch hier und da geltend machen. Sie beweist folgende Sätze:

1. Die alte Mythologie der Arier ist nicht hervorgegangen aus astronomischen Räthseln, wie Dupuis wähnte.

2. Sie ist nicht entlehnt von außen, als ein gemachtes Ueberkommenes, so wenig von den Celten als von den Indiern: alle Namen sind germanisch, ursprünglich in sich zusammenhängend und von volksthümlichem Gepräge.

3. Der Zusammenhang ihrer Wurzeln mit den baktrischen und indischen, griechischen und römischen eben wie mit der semitischen Mythologie ist nicht aus der Ueberlieferung der Genesis abzuleiten.

4. Noch weniger aus dem Einflusse des Christenthums, welches bis zum zehnten Jahrhunderte Skandinavien fremd blieb, also zwei Jahrhunderte nach der isländischen Auswanderung.

II. Unsere Urkunden zeugen für folgende Annahmen:

1. das volksthümliche Epos in Zeiten, wo die mündliche und dichterische Ueberlieferung vorherrscht, zersetzt die Geschichte großer Ereignisse in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume, bis zu dem Grade, in welchem wir diesen Verlauf fortgeschritten finden in unsern Ueberlieferungen. Von 450 bis 650 sind zwei Jahrhunderte, das heißt sechs Geschlechter in einem Volke, welchem die Heldenpoesie begeisterter Volkssänger, ohne Schrift, nationale Sitte war. Die Zersetzung ist eben nur weit genug gediehen, daß der epische Genius der fließenden Sage die epische Begrenzung und bleibende Form gebe. Es liegt dabei zu Tage die organische Darstellung des Bewußtseins einer sittlichen Weltordnung, durch das Zusammenwirken der beiden Pole, des ahnend bildenden Volksgeistes und des bewußt schaffenden Genius.

2. Die höchst merkwürdige Analogie im Gange der arischen Entwickelung der mythologischen Ideen, welche wir bisher gefunden, wird in manchen Stücken sehr bedeutend bezeugt. Sie weist auf eine matte Lebensgemeinschaft in Asien hin, und zwar nicht blos in der Sprachdichtung, sondern auch in den bildlichen Begriffsverbindungen, die sich daran knüpfen.

3. Die Thatsache, daß Einiges in der ältesten Ueberlieferung und auch in deren Ausbildung an Semitisches oder Turanisches erinnert und anstreift, weist dagegen mit Nothwendigkeit auf ein organisches Gesetz der Entwickelung hin, welches ohne Zweifel dem der Sprachentwickelung analog sein wird.

III. Wenden wir dieses auf die homerische Frage an, so würden, bei Annahme einer analogen Entwickelung vier Sätze daraus folgen:

> Erstlich, der Kampf verbündeter, achäischer Stämme wider Troja muß eben so gut eine Thatsache gewesen sein, als der Kampf der Germanen und der Hunnen unter Attila:
>
> Zweitens, Homer der Schöpfer der Ilias, wird nicht früher als nach drei oder mehr Jahrhunderten über den Stoff gekommen sein, denn die Zersetzungen sind doch augenscheinlich viel größer:
>
> Drittens, ein solcher Kern ist mannichfacher Erweiterungen

fähig, welche sich an denselben organisch anschließen, ohne seine Einheit zu zerstören:

Viertens, die Einheit der Ilias kann also eben so wenig eine zufällige oder willkürlich unter den Pisistratiden gemachte sein:

Fünftens, aber eben so gewiß kann die alte Ilias nicht unser gegenwärtiges Gedicht in seinem ganzen Umfange der 24 Gesänge gewesen sein, bei einer solchen Annahme werden die offenbarten Widersprüche, Unmöglichkeiten, Fugen und Nahten übersehen.

Zweites Hauptstück.

Nachweisung des ursprünglichen Gottesbewußtseins der Wöluspa und der Edda überhaupt.

1.

Der Welt und der Menschen Anfänge.

Die Herrschaft der zwölf Asengötter, Odin an der Spitze, ist der Horizont der Edda, und insbesondere der Wöluspa. Es ist der Olymp der Germanen und Skandinaven der historischen Zeit vor ihrer Trennung. Von diesem Mittelpunkte des Bewußtseins aus sind also die Urgötter zu feindlichen, bekämpften, aber nie bezwungenen, getödteten aber nie verschwindenden Riesen (Thursen) oder Zauberern (Heiden, Jötun, woher das neapolitanische Jettatura, und unsere Zauberin Jetta) geworden. Nach derselben Abspiegelung sind die Zwerge eine Schöpfung der Götter. Wir dürfen bei jener Umwandlung des ältesten Bewußtseins nur nicht den rührenden eigenthümlichen Zug des germanischen Gemüthes übersehen, welchen die jüngere Edda uns aufbewahrt. Ymir (sagt sie) und das aus ihm, unvermittelt (aus seinem Schweiße, während er im Schlafe lag) hervorgegangene Riesengeschlecht war mächtig: aber er war böse, und deshalb sind die Riesen nicht Götter. Gott und gut sind dem germanischen Geiste durchaus identisch, wie es denn wol auch (nach dem nicht wegzuleugnenden Zeugnisse des Skandinavischen und Angelsächsischen) die Wörter selbst, in ihrer tiefsten Wurzel eben so gewiß sind, als bei den übrigen Ariern die Begriffe Gott und Licht: Dew, Zeus, Dis, Deus. Dem Germanen fehlte auch diese Ideenverbindung nicht,

wie schon das Wort Sehora, Sihor, für Gott zeigt, welches durchaus der äolischen Form von Zeus, Sior (woher Sibylle) entspricht. Aber der Begriff der Gottheit als des Guten blieb vorherrschend.

Jene Hülle zerreißt nun beim ersten Anfassen, auch ohne daß man die weltgeschichtliche Analogie aller andern mythologischen Entwickelungen herbeiruft. Ymir (Rauscher) ist das Urmeer, die gähnende Masse, mit ihren Abgründen, Höhlen und Klippen. Wenn es also heißt, daß die Götter die Welt schufen aus Ymirs Gebeinen und Blut; so bedeutet dieses nichts Anderes, als daß dem jetzigen Kosmos ein chaotischer Zustand vorherging, wo Alles in dunklem Nebel und Wasser lag.

Wir haben ja aber auch in der ersten Strophe der Wöluspa bereits buchstäblich Chaos (das Gähnende) in „dem Abgrund Ginungagap (Klaffen, englisch gap) der Gähnungen“. Aus andern Liedern nun, und aus der prosaischen Edda lernen wir ferner, daß am nördlichen Ende der ungeordneten Welt Niflheim (Nebelheim, Nebelwelt) war, wo äußerstes Dunkel und strengste Kälte herrschte: am südlichen Muspelheim (Glutheim, wörtlich Welt des Holzverderbers, des Feuers). Die Ueberlieferung weiß auch, daß in Niflheim der Rauschkessel (Hwergelmir) steht: so heißt der Brunnen, aus welchem vor der Weltschöpfung sich die zwölf Urströme (Elivagar, die kalten Wogen) ergossen: diese flossen von Osten theils nordwärts, theils südwärts: in jener Richtung verdichteten sie sich bald zu tödtendem Eise, und es legte sich ihnen Reif auf, während die nach Süden ziehenden von den Feuerfunken erwärmt wurden, die aus der Glutwelt herüber flogen. Da nun die Glut dem Reif begegnete, so löste sich das Eis in Eitertropfen auf, und es entstand durch die Hitze ein riesiges Menschengebilde, Ymir: seine Nachkommen aber, die Frostriesen (Hrimthursir), nennen ihn Oergelmir (wahrscheinlich so viel als Oergemlir, den Uralten).

Bei diesem Schmelzen entstand nun auch die allnährende Kuh, Audhumla, „die Schatzfeuchte“: die vier Milchströme ihres Euters ernährten Ymir. Sie ist eben die Allernährerin Erde: bei Zoroaster ist das Wort für Kuh und Erde geradezu dasselbe. Die älteste Erde nun gab schon Salz, was zum gesunden Leben unentbehrlich ist. Audhumla selbst nährte sich von dem Salze der Eisblöcke. Als sie nun diese beleckte, kam in drei Tagen allmälig ein ganzer Mann hervor, schön und stark: sein Name war Buri, er gewann einen Sohn, Bör. Dieser vermählte sich mit Besla, Beysla, Bestla (vielleicht ursprünglich Beidsla, die Begehrung, Sehnsucht?), der Tochter des Riesen

Bölthorn (Erdendorn, wörtlich Kugeldorn, Wurzel oder Kern des Erdkreises). Ihre Söhne waren die drei großen, Himmel und Erde regierenden Götter, welche in unserer erzählenden Urkunde (Sn. 6)

Odin (Vernunft), Wili (Wille), We (Weihender, Geweihter) genannt werden. Von diesen nun werden wir weiter hin zu reden haben, und lassen also jene Bezeichnung vorerst auf sich beruhen.

Urkundlich ist, wie die Wöluspa und die ganze Edda bezeugt, daß Odin und seine Götterwelt von Buri stammen. Buri aber heißt Weltschöpfer, vom Stammwort bera, tragen, daher gebären, woher die noch jetzt im Isländischen nachweisbare Bedeutung, Erzeuger, abgeleitet ist, wie parentes von parere. Böri heißt im Isländischen noch jetzt der Erzeugte, Sohn. Auch dieses ist echt arisch: der ursprüngliche Weltschöpfer steht in Verbindung, und namentlich als Sohn, mit den Ur-Weltmächten, und ein geistiges Prinzip (wie Pothos, Sehnsucht, Verlangen) tritt dazwischen, als Vermittelung. Der Sohn aber des Weltschöpfers, das heißt Weltordners, Bildners, ist der Urmensch selbst, der Sohn der Gottheit im vorzüglichsten Sinne. Wir sind also auch hier uranfänglich auf rein kosmogonischem Gebiete: wir finden eine Dichtung, die nicht aus Metaphysik hervorgegangen ist, wol aber aus der Fülle eines Gottweltbewußtseins, als des specifisch menschlichen Instinkts.

Wir haben in der Uebersetzung und Kritik des vollständigen Textes die Gründe angegeben, weshalb wir glauben annehmen zu müssen, daß die Erzählung, wie die Götter, nach der Erschaffung der Erde und vor der Menschenschöpfung, die Zwerge geschaffen, nicht ein ursprünglicher Theil des Gedichts sein könne, weil sie dem nachweislichen Zusammenhang desselben sinnstörend unterbricht. Ueberhaupt aber kann die Idee nicht ursprünglich sein. Die Zwerge und Elfen gehören in die germanische Mythologie, aber in die Urzeit vor den verehrten Göttern. Was den Namen der Zwerge (Dwergir) betrifft, so hat Grimm, Schelling nachfolgend, die Erklärung der Herausgeber des ersten Theils der kopenhagener Edda, nämlich als Theurge (griechisches, rein griechisch zusammengesetztes Wort, Gottwirker, also Zauberer) nur beiläufig und wol nur im Scherze angeführt: Niemand weiß besser, daß sie der Unmündigkeit der Sprachwissenschaft angehört. Das Wort muß ein einfaches germanisches sein: auf die Spur seiner ursprünglichen Bedeutung führt vielleicht das Wort Zwerch, als gleichbedeutend mit quer (daher „überzwerch“): der geistige Sinn lebt noch im englischen queer, seltsam, wunderlich. Die Zwerge der germanischen Mythologie unterscheiden sich von den Riesen dadurch, daß sie nicht wie diese die

wilde, ungemessene Naturkraft darstellen, sondern die in dem Pflanzen- und Steinreiche sich offenbarende Kunst und Wunderbarkeit, in Formen und Gestalten, in Glanz oder in Wachsthum und in eigenthümlichen, guten oder bösen Kräften. Die Pflanzenzwerge oder Elfen sind die Nymphen und Faunen der griechischen Mythologie, oder die Gandarven der indischen. So heißen bei Hesiod die ältesten Nymphen die melischen, die eschenen, von dem durch sein hartes, zu Speeren nützliches Holz wichtigem Urbaum, die Esche: wie dort ist auch hier der erste Mann ein eschener, ein Kriegsmann, wie man noch im sächsischen Deutschland einen handfesten Mann einen hainbuchenen nennt, von Hainbuche, Hagenbuche, Weißbuche.

Alles dieser Einschiebung Vorhergehende und Nachfolgende trägt dagegen entweder den rein kosmogonischen, also ältesten oder wenigstens einen echt ursprünglichen Charakter. Das Spielen der Götter mit Goldtafeln im goldenen Zeitalter scheint von einem beliebten Würfelspiele der nordischen Heldenzeit hergenommen zu sein. Aber wer kennt nicht die sinnbildliche Bedeutung des Drehens der Scheibe, und eben so des Spielens, in der demiurgischen Darstellung? Der ursprüngliche Sinn dieser Erzählung könnte also auch wol bei den Germanen der weltschöpferische gewesen sein, wobei wir vorzugsweise an Sonnen- und Mondscheibe zu denken haben würden. Daß der Dichter der Wöluspa davon keine Ahnung hatte, beweist nichts. Obwol nun die Ursprünglichkeit jenes Bildes der Weltschöpfung, und die Stelle unserer Erzählung im Gedichte, einer solchen Annahme von dem ursprünglichen Sinne günstig sind; so bietet sich doch eine viel natürlichere Auslegung dar. Es ist ein bedeutsamer Zug, daß das goldene Zeitalter hier auf die Asen, also die Götter allein beschränkt wird: sie sind das Urgeschlecht der Menschen. Das goldene aber bedeutet alsdann ganz natürlich den Ueberfluß am köstlichen Metall, womit die Götterburg geschmückt war, ohne daß jedoch die Götter mit Durst nach diesem gefährlichen Metalle geplagt wurden. Eben so ist es mit der Idee von dem Untergange dieses goldenen Zeitalters, wenn man will, dem Falle der ersten göttlichen Menschen. Die Verschuldung ist der Wöluspa ein Werk der Götter, ihrer Uneinigkeit und Leidenschaftlichkeit, wie wir unten sehen werden. Aber die Menschen selbst sind dabei mitbetheiligt, ihre eigene Verderbtheit bringt die blutige Zerstörung des ganzen geordneten Kosmos hervor.

Was die Schöpfung der Menschen betrifft, so ist sie, wie in der Pygmalionsfabel, und in einer Wendung des Prometheusmythus bei Hesiod, vielmehr eine Belebung der leiblich geschaffenen, aber noch be-

wegungslosen und geistlosen Menschen. Götter finden sie am Meeresstrande, und zwar wiederum drei:

Odin — Hönir (Hänir) — Lodur.

Dieses führt uns zur Betrachtung des Olymps der deutschen Götterwelt.

2.

Die Herrschaft der Asen: Entzweiung und Kampf mit Riesen und Wanen: Baldurs Tod.

Wir werden damit beginnen, Namen, Zahl und Bedeutung der Odinsgötter uns im Zusammenhange klar zu machen, soweit sich diese als Voraussetzung der alten Edda, und insbesondere der Wöluspa nachweisen lassen. Hinsichtlich der hierher gehörigen Belehrung der jüngern Edda (§. 20—35) müssen wir sogleich die Zwölfzahl, von welcher sie ausgeht, gänzlich beseitigen: sie ist aus gar nicht zusammengehörigen Elementen zusammengesetzt, und steht mit unzweideutigen Angaben der Wöluspa und anderer alten Lieder in Widerspruch. Sehr viele Götter und Göttinnen der jüngern Edda sind nichts als Beinamen, welche man bald zu Personen, bald zu Dienern oder Dienerinnen und Boten gemacht hat, um die Zwölfzahl zu bilden. Wanen und Asen wurden bald geschieden, bald vermengt. Wir halten uns hier an die wirklich verehrten und waltenden mythologischen Götter, von welchen wir alte Kunde und sichere Zeugnisse haben.

Da begegnet uns zuerst der Unterschied von Asen und Wanen. Nach der Wöluspa (Str. XXII) ist der erste Kampf der Streit der Götter (Asen, das heißt wol ursprünglich nichts anders als Wesen, Seienden, Lebenden) mit den Wanen. Was nun sind die Wanen? Gegenstand des Streites ist Thors Klage, daß „die Luft verderblich gemischt sei“: zugleich sind dort auch die Riesen an dem Streite betheiligt, denn Thor beschwert sich, daß man den Riesen „Odins Jungfrau oder Braut“ gegeben, um sie zu beschwichtigen. Die Wanen nun sind in der ältern Edda, und namentlich in der Wöluspa, Luftgötter (ursprünglich Anen, vom Stamme And, Hauch, Luft, Geist: daher Wanen, wie Wali aus Ali): Wanenheim heißt in Wöluspa (Str. 56) Windheim. Auf das untere Naturgebiet, auf die Erdensphäre, werden wir also auch für sie jedenfalls hingewiesen. Und zwar würde uns ohne diese Erklärung des Namens und der Bedeutung der Wanen ein nothwendiges vermittelndes Glied fehlen. Oben haben wir die Asgardgötter, die Asen, die Herrscher im Aether: unten die Zwerge und Riesen

mit Wärme (Feuer) und Wasser (Eis, Kälte): aber wo ist die Luft, welche zwischen dem Obern und dem Untern vermittelt, was wir die Atmosphäre, den Dunstkreis nennen? Offenbar berühren sich die beiden Elemente beim Regen oder Schnee und Hagel, und eben so beim Donner und Blitz. Dieses Element spielt in den Vedenhymnen eine sehr bedeutende Rolle, es ist noch erkenntlich in dem allein uns genauer bekannten spätern mythologischen System der Griechen und Römer. Es konnte also auch hier nicht fehlen: und wenn es in den Wanen nicht liegt, wo ist es? Und wiederum, wenn die Wanen nicht die Götter der untern Luft sind, also irdische Elementargötter, wie erklären sich die betreffenden Stellen? Freyas Palast (Fensal) ist in der Niederung.

Aus ihrem Geschlechte werden Freyr und Freya unter die Götter aufgenommen, der schöne Gott und die Göttin der Liebe. Nach der systematischen Genealogie sind sie Kinder von Mördur, dem Seegott, der in der Meerstadt (Noatun) wohnt, und dessen Gemahlin, Skadi (Elster?), des Riesen Thiassi Tochter, die Felsen liebt, wie er selbst das Gestade.

Daß nun auch Odin, der eigentliche Ase, trotz der wahrscheinlichen Bedeutung dieses Namens (Vernunft), ursprünglich selbst ein Naturgott gewesen sei, nämlich der obere, himmlische Aether, ist schon daraus ersichtlich, daß Jörd, die Erde, gewöhnlich Odins Tochter, auch seine Gemahlin heißt, eben sowol als Frigga (die Herrin): dann aber zeugt dafür Thor (Donner), Odins und der Erde Sohn. Einen andern Beweis hierfür gewährt jene menschenschaffende Dreiheit, an deren Spitze er, namentlich auch in der Wöluspa, gesetzt wird:

Odin — Hönir (Hänir) — Lodur.

So dunkel auch Hänir ist (wahrscheinlich der in Bonifacius Leben erwähnte Hanus, der Hahn, überhaupt der Vogel, das Thier der Lüfte), so sicher ist die Bedeutung Lodurs als des Feuers, Logi, Loki. Hier sind also die Elementargegensätze einer höhern Stufe dargestellt: Aether — Luft — Feuer. Wir stehen auf einer höhern Stufe des Gottesbewußtseins: allgemeine Naturkräfte werden geahnt, welche Himmel und Erde vermitteln.

Die bedeutendste Phase aber ist die solarische, oder das Sonnenjahr. Da erscheint Thor als der Donnergott, welcher Wärme, Luft, Regen und Sonnenschein sendet: er kämpft gegen die eisigen Riesen, welche durch aufgehäuftes Wintereis und Schneegestöber die äußerste Mauer von Asgard (Götterstadt) zerstört hatten. Als volle Sommersonne erscheint der Bruder Thors, Odins und der Frigga Sohn, Baldur, der Glänzende,

der da wohnt in Breidablik, Glanzblick. Er wird durch seinen blinden Bruder Hödur unversehens getödtet, also durch die Sonne der Herbstnachtgleiche, die herbstlich winterliche Sonne: gerächt aber wird er durch den nach erfolgter winterlicher Sonnenwende geborenen Bruder Ali oder Wali, Sohn Odins und der Rinda (Erdrinde?), der alsbald nach seiner Geburt den Mörder besiegt. Nämlich schon am 25. December ist der Tag entschieden länger als die Nacht, daher dieser Tag von den Römern als Fest der siegenden Sonne (Sol Victor) gefeiert ward.

In diesem Ideenkreise ist nun Thor die volle Frühlingssonne. Dahin gehört auch die nordische Wendung des Proserpinamythus: Iduna, die Göttin der Jugend (wörtlich die Schöne), wird den Göttern geraubt und in die Unterwelt entführt: Loki (Feuer) bringt sie in der Gestalt einer Wachtel (nach der richtigen Lesart, statt Nuß) zurück und liefert sie sicher ab, obwol der Riese (die Erdkälte) sie verfolgt. Gerade so lautet der uralte Mythus des Herakles, welcher in den Winterschlaf fällt, und starr daliegt, bis ihn Iolaus dadurch erweckt, daß er ihm eine Wachtel unter die Nase hält. Es ist hiermit der entscheidende Mittelpunkt gemeint zwischen Winterwende und Frühlingsgleiche, nämlich der 7. Februar, welcher auch den Römern „Frühlings-Anfang" heißt, und dessen Fest (Anfang des Lebenstriebes) in England jetzt unbewußt als Valentins-Tag gefeiert wird. Bei den Aegyptern war dieser Gedanke in Harpokrates (Sonne als Säugling) verkörpert. Dieser Harpokrates heißt auch das lahme Isiskind (Erdenkind), als der schwach auf den Beinen ist: erst der kräftige Frühlingssohn (die Frühlingsnachtgleiche), Horus, vermag den gemordeten Vater zu rächen.

Es ist ohne weitere Bemerkung klar, daß dieser ganze schöne Mythenkreis des Sonnenjahrs nicht auf Norddeutschland paßt, noch weniger auf Skandinavien, geschweige denn auf Island: er ist in Mittelasien geboren.

Ursprünglich also ist Odin, wie Zeus, der Aether gewesen. Als solcher hieß er Zin, nordisch Tyr: beides Formen von Zeus, Dev, Divus, Deus. Dieser Gott ist im geschichtlichen System der Kriegsgott: aber in der Edda heißen die Götter, mit allgemeinstem Ausdrucke Tivar, gleich Divi, Dei. Diese germanischen Formen begünstigen die Ableitung des griechischen Wortes für Gott, Götter: Theos, Theoi, von demselben Stamme, nicht von der im Griechischen allerdings näher liegenden Wurzel des Ordnens, Schaffens, also von Theô, Tithemi, ich setze.

Von diesem hochgeehrten germanischen Urgotte wird nun auch wol der Name der Deutschen abzuleiten sein. Tuisco, unser Stammvater nach des Tacitus Bericht im Eingange der Germania, ist der Va-

ter des Mannus, des deutschen Mannes, Vaters der drei deutschen Stämme: ursprünglich Man, Vernunft, woher Mensch, althochdeutsch Menniseo, der Denkende, Vernünftige. Tuisco kann ganz wohl von Tiu, Tiv abgeleitet sein, als Tivisco, der Tiu-ische, Göttliche. Er heißt „der aus der Erde geborene Gott": so ist ja auch der erste Mensch nach den ältesten Ueberlieferungen der Sohn seines Schöpfers, oder der Mutter Erde. Es ist höchstens eine kleine Ungenauigkeit bei Tacitus oder seinem Gewährsmann anzunehmen, daß er nämlich Tiu, den verehrten Gott, und Tivisco nicht unterschieden habe. Die Ableitung von Diet, Volk (Tuisco statt Diutisco), an welcher J. Grimm auch noch in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" festhält, ist doch sehr kühn: auch ist es ohne Beispiel und Analogie, daß „das Volk" als erster Anfang gesetzt werde. Lachmanns und Anderer Vermuthung aber, daß in jenem Worte ein geheimer Name Odins stecke, der Zwiefache, oder Gewundene (Tuisto, twisted) hat nicht den allergeringsten Halt in den echten Eddaliedern: der Beiname Odins, an welchen man denken soll, hat nirgends eine Wirklichkeit, und erscheint, wie so viele andere Odinsnamen, der Gelehrsamkeit, der Skalda, zu gehören.

Es bleibt uns nun der dunkle Name Heimdall (Heimdallur) zu erklären. Der Asen glänzendster, der lichten Himmelsgötter Pförtner, der Sohn von neun Schwestern kann nur der alte Sonnengott sein, ein Phöbos, der nicht zum Apollo geworden. Dafür zeugt noch die spätere Genealogie, wonach er Sohn Baldurs und der Nanna ist, der hohen Sonne und der liebenden Erde Kind. Sein Name ist dunkel: vielleicht erklärt er sich aus der noch nachweislichen Bedeutung von Dalur, Hirsch, als der Sonnenhirsch, am Weltbaum wie der Eber: aber die Bedeutung des Stammes hat sich erhalten im griechischen Thallein, sprossen, also ist der Sprossende, Wachsenmachende. Alle seine Symbole sind von der Sonne hergenommen. Er ist der weißeste, glänzendste der Asen, und zugleich auch den Wanen verwandt. Sein Roß heißt Galltoppur, Goldwipfel, Goldmähne oder Goldhaupt: er hat goldene Zähne: er hat seine Wohnung im Osten, wo die Götterbrücke beginnt: Bifröst, bebende Rast (Wegstrecke), Zitterstraße, d. h. Regenbogen: sein Horn, womit er die Götter weckt, hat das untere Ende im Ursee, und wir haben hier auch wol als das Ursprünglichste die durchgehende Verbindung von Horn und Glanz (vgl. Strahl, welches auch Pfeil bedeutet) in semitischen und arischen Wortbildern und mythologischen Symbolen zu fassen. Er wandelt im Eddaliede Rigsmal, unter dem Namen Rigur, die grünen Wege der Erde (Simr., 324 fg.). Die Milchstraße heißt Iringstraße, d. h. die Straße des Gottes-

sohnes, des Göttlichen, von Ir, Er, Hera, den Simrock mit Recht als Tyr (Gott) faßt: wie dieser ist er Schwertgott, und auch dieses Zeichen dürfte ursprünglich ein Sonnensymbol sein, als das Strahlende. Wenn deshalb sein Haupt Schwert genannt wird, so liegt nach unserer Auffassung die Erklärung des ursprünglichen Sinnes nahe: das Schwert ist eben das glänzende Haupt, die Scheibe, von welcher der Strahl ausgeht. Der spätere Pförtner der Götter war also der ursprüngliche Welt- und Menschenschöpfer. Aber was bedeutet der Spruch: Heimdall sei der Sohn von neun Schwestern? Im Hyndlulied werden neun Mütter genannt, Riesinnen mit symbolischen und räthselhaften Namen, unter denen auch Ulfrun (Wolfrune) vorkommt: da es nun neun Welten gibt nach der Edda, so ist die ursprüngliche Vorstellung wol die, daß das Sonnenlicht aller Welten gemeinschaftliches Götterkind sei. Wie hoch Heimdall in der alten Ueberlieferung stand, beweist Str. 40 jenes Liedes (Simr., S. 323):

Allen überhehr ward Einer geboren,
Dem Sohn mehrte Erde die Macht:
Ihn rühmt man der Herrscher reichsten und größten,
Durch Sippe gesippt den Völkern gesammt.

So ist denn Heimdallur, welcher in dem Olymp der zwölf Asen natürlich Odins Sohn heißt, ursprünglich ein höchster Gott, der höchste Sonnengott, als der Strahlende und Einherziehende. Auch hier also ist die älteste Vorstellung zurückgedrängt durch die Vergeistigung des Gottesbegriffes, oder, wie wir nun wol besser sagen, durch das Fortschreiten des Bewußtseins der Gegenwart des Göttlichen von dem äußeren, physischen Kosmos zu dem geistigen, ethischen Kosmos.

So wie man dergestalt jene Genealogie und Zwölfzahl als etwas Späteres beseitigt, springt sogleich in die Augen, daß O d r (sprich Odur) und O d i n dasselbe sind. Freya, die Wanengöttin, heißt in der Wöluspa Odurs Braut: es wird erzählt, wenn er ausziehe um zu fernen Völkern zu reisen, vergieße Freya, die Schöne, Liebliche, goldschimmernde Thränen, das Bild der Morgenröthe. Wir werden also doch, trotz aller Unterscheidung in der geschichtlichen Ueberlieferung, ursprünglich gleich zu setzen haben:

Odur — Freya (Wanentochter) — Hnossa, ihr Kind, das Kleinod, (Kosmos, im Sinne von Schmuck).

Odin — Frigga (Riesentochter) — Jörd, die Erde, die Fruchtbare, Allernährende.

Die Wöluspa hat in jener Stelle (Str. 23) jedenfalls die ältere Lehre zur Voraussetzung.

Freir gehört zu Freya: die ältere Dichtung von ihm ist uns aber nicht überliefert.

Wer will über die Anfänge etwas Gewisses aussprechen? Aber vielleicht verdient die Ansicht Berücksichtigung, daß bei der uns überlieferten Feststellung des Olymps der Asen eine Verschmelzung verwandter Elemente stattgefunden? sei diese nun eine rein ideale, aus zwei theologischen Systemen entstandene, oder, was mir wahrscheinlicher, eine geschichtliche, aus zwei verwandten Stammbildungen hervorgegangene. In dem einen oder andern Falle ist sie rein germanisch, und kommt von Einem germanischen Urstamme aus arischer Wurzel. Der Fortgang aber ist der von Natur zu Geist.

3.

Der Asen und der Welt Untergang.

Yggdrasil, die Esche, Trägerin des Furchtbaren (Gottes), der einzig herrliche Weltbaum, hat, wie ein altes Lied sagt, mehr zu leiden, als Menschen ahnen. Ihre Wurzeln werden von der Unterwelt (der Verborgenen, Hela, Hölle) und von der Welt der Riesen berührt: beide Mächte sind ihr feindlich. So heißt es in Grimnismal (Str. 31):

Drei Wurzeln strecken sich nach dreien Seiten
Unter der Esche Yggdrasil.
Hel wohnt unter Einer, Hrimthursen (Frostriesen) unter der andern,
Aber unter der dritten die Menschen.

Der Tag wird kommen, wo ihr mächtiger Stamm erschüttert wird, und zuletzt sich entzündet und niederstürzt. Dann gehn selbst die Asen unter: die Erde sinkt ins Meer. Aber eine neue Erde steigt aus diesem Meere hervor, und auf ihr werden Völker wohnen, ein besseres und glücklicheres Geschlecht der Menschen als das untergegangene. Dieses neue Weltalter wird die Herstellung des ältesten, seligen Weltalters sein.

Es ist bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft, besonders nach Grimms Nachweisen hinsichtlich der deutschen Ueberlieferung, und zuletzt noch nach Dietrichs Abweisung und Widerlegung Weinholds (welcher die Ansicht wieder geltend zu machen gesucht hat, daß hier christliche Elemente ihren Einfluß geübt) durchaus unnöthig die Ursprünglichkeit dieser Anschauung der alten Germanen ausführlich darthun zu wollen.

Auch hier ist die Wöluspa selbst, in ihrer urkundlichen Thatsächlichkeit unschätzbar, um Vorurtheile oder Bedenken der Leser und Forscher niederzuschlagen. Die einzige entschieden verdächtige Strophe (LVIII der

kopenhagener Ausgabe) steht gar nicht in der Handschrift, und hätte in der kopenhagener Ausgabe nicht aufgenommen werden sollen, so wenig als in der von Münch, welcher nur die zweite Hälfte zwischen Klammern setzt. Was aber die Schlußstrophe betrifft (die wirkliche Str. LVIII), worin die große Schlange als fliegender Drache erscheint; so ist es klar, daß sie an diese Stelle ursprünglich nicht gestanden haben könnte, wenn sie echt wäre. Sie würde zum Ende des vorhergehenden Gesanges als Schluß des Kampfes gesetzt sein, also hinter Str. LI. Also in dieser Strophe sinkt die alte Erde bereits ins Meer: wie soll nun jene Schlange, die doch das Meer selbst ist, hier wieder in die Höhe steigen? Aber auch dahin gehört sie nicht. Endlich, wer ist mit dem weiblichen Wesen gemeint, welches in den Abgrund sinkt? Es kann dabei weder an die Wöla noch an die Norne gedacht werden. Nimmt man nun hinzu, daß der fliegende Drache ein prophetisch-apokalyptisches Bild ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß er aus Kap. XII der Offenbarung Johannis hierher gekommen: „der fliegende Drache" findet sich aber auch ausdrücklich schon Jes. XXX, 6. Die große erdumgürtende Schlange der Edda dagegen ist nie fliegend.

Wie also auch die höhere Kritik die urkundlich überlieferte Dichtung der Wöluspa stellen mag, als das älteste oder als das verhältnißmäßig jüngste im Verhältniß zu den übrigen Eddaliedern, es ist in dieser Ueberlieferung entschieden nichts Christliches. Ueberhaupt sind alle eddischen Vorstellungen vom Jenseits ursprünglich und dem Christlichen oft geradezu entgegengesetzt. Die christliche Hölle (Unterwelt) ist heiß, die germanische Geisterwelt eiskalt. Der Ausdruck Hölle ist nicht biblisch, sondern vielmehr aus dem Heidnischen entnommen: es bedeutet dort (Helja) das Bergende, Hehlende, nach einer auch den Griechen gewöhnlichen Anschauung des Hades: Hela, Hel, ist der Tod. Eben so ist nicht die geringste Aehnlichkeit da zwischen dem Kampfe der Asen gegen das Geschlecht Lokis, und dem Kampfe Michaels gegen den Drachen: eben so wenig zwischen den Bildern vom jüngsten Tage und dem Weltende, oder von dem neuen Jerusalem der Apokalypse und der neuen Erde nach der Götterdämmerung.

Auch hinsichtlich der Frage über die Zeit der Abfassung der Wöluspa möchten wir vor allem unsere Leser auf das Thatsächliche verweisen. Der Mythus vom Sonnenjahr paßt so wenig auf den Himmelsstrich von Norwegen, als den von Island. Von Island selbst aber kann für die Götterlieder doch wol nicht die Rede sein, wenn die Heldenlieder, welche schon die ausgebildete Göttermythologie voraussetzten und den Uebergang zur geschichtlichen Zeit bilden, in den spätesten Schichten nur norwegische

und dänische Oertlichkeiten berühren, in den ältern aber durchweg den Himmelstrich Mittelasiens verrathen. Also in Asien, nicht in Island, ist ein Bildungsverlauf gewesen, dessen Ausläufer nach Dänemark und Norwegen gehn.

Auf der andern Seite beweisen diese Heldenlieder, und namentlich die Sigurdsage, daß die Geschichten der germanischen Stämme aus dem fünften Jahrhundert, wie sie sich, nicht ohne Einfluß großer Charaktere und Ereignisse des sechsten, poetisch im siebenten gestaltet und an die alte Sigfrid-Sigurd-Sage angeschlossen hatten, bald darauf zu den skandinavischen Stammgenossen gedrungen waren. Diese eigneten sich dieselben in ihrer Weise um so leichter an, da das frühere Gewebe der Sigurdsage bei ihnen einheimisch war. Nun waren gerade das sechste und siebente christliche Jahrhundert eine Zeit reger, poetischer Bildung und Kunst in Norwegen. Da nun endlich die isländische Auswanderung vor 880 fällt, also vor die Züge der Normannen nach dem Westen; so können wir mit Bestimmtheit sagen, daß die eddische Ueberlieferung (welche eine norwegische ist), vor der Ausdehnung des karolingischen Frankenreichs auf den Norden, und also vor jeder Möglichkeit eines christlichen Einflusses auf Skandinavien bereits abgeschlossen war, als sie von den Isländern mitgenommen und bewahrt wurde. Die deutsche Heldensage also, welche nicht über das sechste Jahrhundert hinausgeht, ist in epischer Gestaltung jüngster geschichtlicher Erinnerungen, zu den Skandinaven übergegangen, und in dieser ältesten Form daselbst festgehalten: die Göttersagen aber, welche in der Wöluspa zusammengestellt sind als Dichtung von der Welt Anfang und Ende, gehören dem ältern Stamme der gemeinschaftlichen germanischen Mythologie an.

Nach diesen Vorerinnerungen wird es für Niemanden eine Schwierigkeit darbieten, den ältesten, nach den oben entwickelten Grundsätzen hergestellten Text dieser denkwürdigsten Urkunde des Gottesbewußtseins unserer Vorfahren vollkommen sich anzueignen und zu genießen.

Drittes Hauptstück.

Der Text der Wöluspa.

A.

Der älteste herstellbare Text der Wöluspa, 42 Strophen mit sachlichen Erklärungen und Rückweisungen.

Der Seherin Weissagung.

(Wöluspa.)

I.

Der Welt und der Menschen Anfänge.

1. Am Morgen der Zeiten als Ymirs*) Macht war,
Da war nicht Sand noch See, Spiel nicht kühler Wellen,
Nicht Erde fand sich, noch Ueberhimmel:
Gähnender Abgrund, aber Gras nirgends.

*) Rauscher, der Meerriese. Str. 7.

2. Ehe Börs Söhne*) mit Scheiben spielten**),
Sie das mächtige Midgard***) schufen:
Eh †) Sonne von Süden schien auf die Felsen,
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.

*) Die Weltschöpfer.
**) Scheiben: eigentlich Tafeln, wird auf eine Art Würfelspiel bezogen. Vgl. Str. 6. Simrock: Bälle
***) Mittelgarten, Erde.
†) Ist aus der ersten Zeile der Str. zu wiederholen.

3. Die Sonne von Süden, des Mondes Gesellin,
Hielt mit der rechten Hand das Himmelsroß:
Mond wußte nicht, weß er Macht hätte,
Sterne wußten nicht, wo sie Stätte hätten.

4. Da gingen die Regierer zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath.
Der Nacht und dem Neumond gaben sie Namen
Nannten Morgen und Mitte des Tags.

An dieses germanische Bild der ersten Anfänge und der schaffenden Gotteskraft vor aller Gestaltung der Welt klingt an in sehr merkwürdiger Weise der Eingang des christlichen Gebets (in fränkischer Mundart des achten Jahrhunderts), welches die weißenbrunner Handschrift enthält (Grimm, 1812, S. 80 fg.)

Das erforschte ich bei den weisesten Menschen,
Daß Erde nicht war noch Ueberhimmel,
Noch Baum, noch Berg nicht war,
Noch weniger Stern noch Sonne schien,
Noch Mond nicht leuchtete, noch Meeres See.
Obgleich da nichts war, Ende noch Wende.
Und doch war der Eine allmächtige Gott,
Männer mildester, und da waren auch manche bei ihm
Göttliche Geister und Gott heilig.

5. Die Asen einten sich auf Idafeld*),
Haus und Heiligthum hoch sich zu wölben**),
Erbauten Essen und schmiedeten Erz,
Schufen Zangen und schön Gezeug.

*) Feld des Frühlings, eigentlich schönes Feld: von ithia, schön, woher Idunna.
**) Asgard (Asenhof) hieß dieser Sitz, der hoch im Aether zu denken.

6. Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln,
Und kannten die Gier des Goldes noch nicht.
Bis drei der Thursentöchter*) kamen,
Reich an Macht aus Jötunheim.**)

*) Riesentöchter: die Gemahlinnen der drei ältesten Asen: Odin, Hönir, Lodur (Aether, Luft, Feuer).
**) Riesenwelt.

7. Bis drei gingen*), der drei Riesinnen Brüder**),
Mächtige, milde Asen zumal,
Fanden am Ufer ohnmächtig
Ask und Embla***) unsteten Schicksals.

*) Odin, Hönir, Lodur. Str. 40.
**) Brüder und Gemahle. S. zu Str. 6.
***) Esche und Erle, das härteste und das weichste Holz. Erle heißt eigentlich Elni, alnus: Embla ist verstärkte Form.

8. Besaßen nicht Seele, hatten nicht Sinn,
Nicht Blut noch Bewegung, noch blühende Farbe.
Odin*) gab Seele, Hönir**) Geberde,
Blut gab Lodur***) und blühende Farbe.

*) Sinne, Vernunft.
**) Eigentlich Hänir, der Hahnmann, Singvogel, Geflügelte, Rüstige, Rufende.
***) Der Lodernde.

II.

Die Entzweiung und der Kampf der Götter mit den Wanen und Riesen.

9. Eine Esche weiß ich, heißt Yggdrasil*),
Den hohen Baum netzt Nebelduft, weißer,
Davon kommt Thau, der in die Thäler fällt:
Immergrün steht er über Urdas**) Brunnen.

*) Des Erschrecklichen Trägerin, Gottesträgerin.
**) Schicksal (Werden), im Gegensatz des göttlichen Seins. Da nun dieses Werden erscheint als Entstehen, Wachsen, Vergehen (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft), so werden später drei Nornen genannt, nämlich neben Urda, als die zweite Werdandi (Werdende), als die dritte Skuld (die Sollende, also die Zukünftige, auch die Schuld).

10. Sie*) weiß ersten Volkskampf, der in der Welt war,
Damals als mit Gabeln Gullweig**) sie stießen,
In des Hohen Halle die helle brannten:
Dreimal verbrannt ist sie dreimal geboren.

*) Urda, das Gesammtschicksal für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.
**) Goldkraft, Golderz, welches in Schmelzöfen gebrannt wird (dreimal ge schmolzen).

11. Da gingen die Regierer zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath:
Ob die Asen sollten Untreue strafen,
Oder Sühnopfer all' empfahn.

12. Da schleuderte Odin den Speer ins Volk:
Da wurde Volkskampf in der Welt zuerst.

Gebrochen ward der Asen Grenzwall,
Schlachtkundige Wanen*) stampften das Feld.

*) Wanen: zurückzuführen auf Anen, in ausgebildeter Form And, dän. aand, Hauch, Geist: die Wanen sind die Luftgötter, im Gegensatz der Götter des Aethers, also die niedern. Für diese Erklärung spricht auch Str. 15.

13. Da gingen die Regierer zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath:
Wer den Luftkreis hätte verderblich gewandelt,
Oder den Riesen Odurs*) Braut gegeben?

*) Odur ist Gemahl Freyas, wie Odin Gemahl Friggas.

14. Nur allein Thor überwältigte der Zorn,
Selten säumt er, wenn er solches vernimmt:
Da schwanden die Eide, Wort und Schwüre,
Zerrissen wurden die Verträge zumal.*)

*) Der Starke, Donnerer, erschlug den Riesen, welcher Eis um die Asenburg gehäuft, und verlangte Freya von dem Riesen zurück.

III.

Das Verhängniß über Baldur, Loki und seine Brut.

15. Sie*) weiß Heimdallurs Horn**) verborgen,
An des hehren, heiligen Baumes Wurzel.
Einen Strom sieht sie stürzen mit starkem Fall
Aus Walvaters***) Pfand†): wißt ihr's endlich oder was?

*) Die Norne. Str. 11.
**) Sein Weckehorn, ursprünglich sein aus der Tiefe sich erhebender Strahl (Horn und Strahl in vielen Sprachen gleichstammig).
***) Walvater ist Vater der Todten, der gefallenen Helden, seiner Söhne.
†) Odins im Meer verborgenes Eine Auge (Sonne, das andere ist der Mond) ist eigentlich das Pfand Odins (vgl. Str. 19): hier ist aber das Meer, in welchem dieses Pfand allnächtlich sich lagerte, zu verstehen. Sinn: sie sieht die letzten Zeiten kommen, wo das Meer die Erde verschlingen wird.

16. Allein saß sie außen, da der Alte kam,
Der sinnende Ase, und ihr ins Auge sah.
Da sah sie weit und breit durch alle Welten,
Warum fragt ihr mich? Was erforscht ihr mich?

17. „Alles weiß ich, Odin, wo du dein Auge birgst,
„In der wohlbekannten Quelle Mimirs:
„Meth trinkt Mimir*) jeden Morgen
„Aus Walvaters Hand: wißt ihr's endlich oder was?"

*) Der Meergott: die Sonne erhebt sich jeden Morgen aus dem Meere und erleuchtet dasselbe.

18. Ihr gab Heervater Halsband und Ringe,
Geldspruch voll Weisheit und spähenden Sinn:
Sie sah Walkyren*) weither kommen,
Skuld**) hielt den Schild, den Speer hielt Skögul.***)

*) Walkyren, weil sie Diejenigen kiesen (wählen), welche fallen sollen.
**) So heißt auch die jüngste der drei Nornen.
***) Kommt auch anderwärts als Walkyrenname vor.

19. Ich sah Baldur*), dem blühenden Gotte,
Odins Sohne, Unheil drohen:
Frigg beklagte dort in Fensal**)
Walhallas Verlust: wißt ihr's endlich oder was?

*) Der Starke: die hohe Sommersonne bleibt grün im Winter (Virg. Aen. VI, 205).
**) Niederer Saal (Sumpfsaal), untere Wohnung, wol Wanenpalast, Erdsaal.

20. Gefesselt lag im Feuerwalde*),
Auf Schaden sinnend der schändliche Loki:
Da sitzt auch Sigyn**), unsanfter Geberde,
Des Gatten waise: wißt ihr's endlich oder was?

*) Wo Loki (Feuer) wohnt.
**) Siegreiche: Name aus der Zeit wo Loki als regierender Ase Feuergott war.

21. Ein Strom wälzt sich ostwärts durch Eiterthäler,
Schlamm und Schwerter, der Slidur*) heißt:
Da sah sie waden durch starke Strömung
Meuchelmörder und Meineidige.

*) Gleiter, langsam fließender.

22. Oestlich saß die Alte*) in Eisengebüsch**),
Und fütterte dort Fenris***) Brut:

*) Hel (Hölle): eben so heißt sie Sigyn.
**) In ihm (Jarnwidur) hausen die Zauberinnen.
***) Fenrir, Lokis böser Sohn.

Von ihnen allen wird Eins das schlimmste,
Des Mondes Mörder in Zauberers Macht.

23. Ihn mästet das Mark gefällter Männer,
Der Seligen Saal besudelt das Blut.
Der Sonne Schein wird dunkel in kommenden Sommern,
Alle Wetter wüthen: wißt ihr's endlich oder was?

IV.

Die Verkündigung des Endes: die Gottesdämmerung, Kampf und Untergang der Asen.

24. Da saß am Hügel, und schlug die Harfe
Der Riesin Hüter, der heitre Egdir*):
Vor ihr sang im Vogelwalde
Der hochrothe Hahn, der Fialar**) heißt.

*) Männliche Adler, Beiname eines Riesen.
**) Der Gelbe (?): jedenfalls ist der rothe Hahn, das Feuer, die helle Flamme, gemeint.

25. Den Göttern gellend sang Gullinkambi*),
Weckte die Götter beim Heervater:
Unter der Erde singt ein andrer,
Der schwarzrothe Hahn in den Sälen Hels.**)

*) Goldkamm: Beiname Heimdalls, des Wächters der Götter.
**) Loki, das unterirdische, noch gedämpfte Feuer.

26. Gräßlich heult Garm*) vor der Gnipahöhle**)
Die Fessel wird brechen, Freki***) doch rennen:
Viel weiß die Weise, viel seh ich voraus,
Der Welt Untergang, der Asen Fall.

*) Der Höllenhund.
**) Klufthöhle: Eingang zur Unterwelt.
***) Wolf (Fenrir).

27. Brüder befehden sich, fällen einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen:
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, eh die Welt zerstäubt.

28. Mimirs Söhne*) spielen, der Mittelbaum entzündet sich**)
Beim gellenden Ruf des Giallarhorns***),
Ins erhobene Horn bläst Heimdall laut,
Odin murmelt mit Mimirs Haupt.†)

*) Die Wogen erheben sich.
**) Die Weltesche.
***) Gellhorn.
†) Mit dem Gotte des Meeres: Odin (die Sonne) verweilt dort furchtsam, steigt nicht empor.

29. Hrim*) fährt von Osten, es hebt sich die Flut,
Jormungurdur**) wälzt sich im Jotenmuthe,
Der Wurm***) schlägt die Brandung, der Adler†) schreit,
Leichen zerreißt er: Nagelfar††) wird los.

*) Reifriese: Name des Fährmanns von Nebelheim.
**) Weltschlange: wörtlich der Erdumspanner, das große Weltmeer.
***) Dieselbe Schlange.
†) Der Egdir, St. XXXVIII.
††) Nagelfahrer, Schwertfahrer, voll Schwerter die wie glühende Nägel glänzen. Die spätere Sage macht daraus ein Schiff, welches aus den Nagelspitzen der Leichen gezimmert sei!

30. Der Kiel fährt von Osten*): Muspels Söhne**) kommen
Ueber die See gesegelt, und Loki steuert:
Es fahren die Trugsöhne alle mit dem Wolfe***),
Auch Bileisters†) Bruder ist ihm verbunden.

*) Nagelfar, der von Südosten abfährt: sehr feierlich ist die Wiederholung der Worte beim Abfahren des Riesenschiffes, von Nordosten.
**) Muspels Söhne sind die Söhne des Feuers (des Holzverderbers).
***) Fenrir.
†) Bileister, statt Byl-aestur, Sturmesregen: dasselbe wie Bileyer, Beiname Odins („Zeus, der Wolkenversammler"). Sein Bruder ist wol der Sturmgott im Meere.

31. Was ist's mit den Asen? Was ist's mit den Alfen?*)
All Jötunheim ächzt, die Asen versammeln sich,
Die Zwerge stöhnen vor steinernen Thüren,
Der Bergwege Weise**): wißt ihr's endlich oder was?

*) Sinn: Himmel und Erde sind in Schrecken und Erregung, die Himmelsgötter und die Elfen: die Riesen und die Berg bewohnenden Zwerge.
**) Die Zwerge sind des unterirdischen Geklüftes kundig.

32. Surtur*) fährt von Süden, mit dem Sichelschwerte,
Von seiner Klinge scheint die Sonne der Götter,
Steinberge stürzen, Riesenweiber streifen,
Zu Hel**) fahren Helden, der Himmel zerklüftet.

*) Der Dunkle, Schwarze, die dunkelleuchtende Glut, von welcher die Sonne blutroth wird.

**) Unterwelt, Todtenreich. Daher der englische Fluch: Gote Hell!

33. Da kommt für Glyn*) ein anderer Harm**),
Da Odin eilt zum Angriff des Wolfs***),
Belis Mörder blitzt gegen Surtur,
Da fällt Friggs einzige Freude.†)

*) Die Wohlwollende, Beiname (Dienerin) der Frigg.

**) Der erste Schmerz war für Baldurs Tod.

***) Fenrir, der ihn verschlingt.

†) Der einzige noch übrige Trost, Freyr, welcher früher den Riesen Beli getödtet, jetzt aber schwertlos ist und von Surturs Schwerte fällt.

34. Nicht säumt Siegvaters*) erhabener Sohn,
Widar, zu fechten mit dem Leichenwolf**):
Es stößt des Starken Sohn***) den Stahl ins Herz
Durch gähnenden Rachen: so rächt er den Vater.

*) Odins.

**) Fenrir, Lokis Sohn.

***) Der Siegreiche, weil er den Vater rächt, und den Drachen Fenrir erschlägt.

35. Da schreitet der schöne Sohn Hlodyns*),
Odins Erzeugter mit dem Drachen**) zu streiten.
Es trifft ihn mit Wuth Midgards Weihschatz***);
Mögen alle Wesen die Weltstätten verlassen!

*) Thor, der Sohn Friggas, der Holden (Hulden), Lieblichen.

**) Drachen: wörtlich Wolf: doch ist hier offenbar von der Weltschlange die Rede

***) Der Erde heiliger Schutzherr.

36. Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die heitern Sterne:
Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

V.

Die neue Welt.

37. Sieht sie auftauchen zum andern male*)
Aus dem Wasser die Erde und wieder grünen:
Die Fluten fallen, der Aar fliegt darüber,
Der auf den Felsen nach Fischen weidet.

*) Ist auch von der Erzählerin wahr: denn die Norne sah auch die erste Erhebung der Erde aus dem Wasser.

38. Die Asen einen sich auf Idafeld*),
Ueber den Weltumspanner**), den großen, zu sprechen
Und des großen Gottes***) älteste Runen. †)

*) Der schönen Flur, wo sie das Goldalter lebten: weist zurück auf Str. 5.

**) Die verderbliche Schlange, welche die Erde umschlossen hält, das Weltmeer.

***) Fimbultyr, ein uralter Beiname Odins: die ursprüngliche Bedeutung von fimbul ist dunkel: tyr ist Gott, ursprünglich (wie Zeus, Deus) der Aether.

†) Aelteste Weissagungen, Loose, Zeichen auf Buchenstäben und deren Auslegung.

39. Da werden sich wieder die wundersamen
Goldenen Tafeln im Grase finden,
Die in Urzeiten die Asen hatten. *)

*) Weist zurück auf Str. 6, vgl. Str. 3.

40. Da werden unbesä't die Aecker tragen,
Alles Böse schwindet, Baldur kehrt wieder:
In des Sieggottes*) Himmel wohnen Baldur und Hödur.

*) Dieses ist eben Widar, welcher Odin und Thor und Freyr rächt.

41. Da kann Hönir selbst sein Loos sich kiesen,
Und der beiden Brüder*) Söhne bebauen
Das weite Windheim**): wißt ihr's endlich oder was?

*) Baldur und der ihn unvorsätzlich getödtet, Hödur. Str. 41.

**) Windheim, dasselbe wie Wanenheim: obere und untere Luft, hohe und niedere Götter sind verbunden: nämlich durch die Erde, den Menschen: s. folgende Strophe.

42. Einen Saal sieht sie scheinen heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt, auf Gimils*) Höh'.
Da werden tugendsame Völker wohnen**)
Und durch Weltalter Wonne genießen.

*) Gimil, Verstärkung von Himil (Himmel): der schönste Himmelspalast, früher den Menschen nicht zugänglich: so Sn. 17, wo unsere Strophe angeführt wird.

**) Dyggvar (tüchtige, redliche), drottir (Männer, Helden, Leute), byggia (bauen,) als Ackerbauer, Ansässige.

B.

Der Text der Wöluspa, nach der kopenhagener Handschrift

(LVIII Strophen).

[Die arabischen Ziffern beziehen sich auf den vorstehenden hergestellten Text.]

I.

Der Welt und der Menschen Anfänge.

I. Allen Edeln Andacht gebiet' ich*):
Hohen und Niedern von Heimdalls Geschlecht:
Ich will Walvaters Wunder verkünden,
Die ältesten Sagen, deren ich mich entsinne.

*) Die Wöla, Wahrsagerin spricht hier, nach Strophe II.

II. Riesen acht' ich die Urgebornen,
Die mich vor Zeiten erzogen haben.
Neun Welten kenn' ich, neun Hölzer weiß ich,
Mächtigen Mittelbaum im Staube der Erde.*)

*) Die Wöla redet nirgends weiter im Gedichte, wenigstens nicht in dessen unbezweifelt echten Versen: vielmehr ist die Norne, die uralte Schicksalsgöttin, die Schauende, und es sind ihre Gesichte die (mit geringer Ausnahme, s. Str. IX) in der dritten Person mitgetheilt worden. Endlich aber ist Str. III ein unverkennbarer und der Edda eigener Anfang. Das erste Helgilied hebt mit derselben Halbzeile an: Ar var alda (Anfang war der Zeiten).

III. 1. Am Morgen der Zeiten, als Ymirs*) Macht war,
Da war nicht Sand nicht See, Spiel nicht kühler Wellen:
Nicht Erde fand sich, noch Ueberhimmel,
Gähnender Abgrund, aber Gras nirgend.

*) Angeführt Sn. 4.

IV. 2. Ehe Börs Söhne mit Scheiben spielten,
Sie die das mächtige Midgard schufen:
Eh Sonne von Süden schien auf die Felsen,
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.

V. 3. Die Sonne von Süden, des Mondes Gesellin,
Hielt mit der rechten Hand das Himmelsroß:
Sonne wußte nicht wo sie Sitz hätte,
Mond wußte nicht weß er Macht hätte,
Sterne wußten nicht, wo sie Stätte hätten.

(Angeführt von Z. 3 an, in Sn. 8: V. 4 und 5 stehen in dieser Folge in den beiden Pergamenthandschriften der Wöluspa; in Sn. umgekehrt. Die Sonne ist bereits besprochen: sie hält das Roß umschlungen, abwartend, denn sie weiß nicht, wohin sie fahren soll. Der überschüssige Vers ist eine erklärende Glosse, dem Folgenden angepaßt.)

VI. 4. Da gingen die Regierer zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath.*)
Der Nacht und dem Neumond gaben sie Namen:
Nannten Morgen und Mitte des Tags
Under**) und Abend die Zeiten zu ordnen.

*) Stehende Form, bezeichnet immer den Anfang einer Gotteshandlung.

**) Der frühere Nachmittag: auch der spätere Vormittag, ein altes, deutsches wie skandinavisches Wort: daher auch das englische: under-meals. Hier ein müßiger Zusatz.

VII. 5. Die Asen einten sich auf Idafeld,
Haus und Heiligthum hoch sich zu wölben:
Erbauten Essen und schmiedeten Erz,
Schufen Zangen und schön Gezeug.

VIII. 6. Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln,
Und kannten die Gier des Goldes noch nicht,
Bis drei der Thursentöchter kamen,
Reich an Macht aus Jötunheim.*)

*) Die Vermischung mit dem Riesengeschlecht war der Anfang großer Kämpfe. Die Fortsetzung dieses Gedankens findet sich erst in Str. XV, wo die Wendung im Anfange ganz dieselbe ist. Die Lesart der Handschrift, Thriar, (trium feminarum) weist auch auf diese Stelle zurück. Ursprünglich folgte also Str. XV unmittelbar auf Str. VIII. Die ganze Erzählung von der Schöpfung der Zwerge war wie vieles Andere vorausgesetzt, aber nicht erzählt, weil sie mit dem großen Geschicke der Götter und Menschen nichts zu thun hat. Der Ton ist sehr verschieden: es ist reine Skalde, Meistersängerei. Wollte man die beiden ersten Strophen festhalten, so schließt sich Str. XV — die offenbare Fortsetzung von Str. VIII — so wenig an Str. X als an Str. XIV. Dazu kommt, daß der eingeschobene Abschnitt sich bei Snorri bereits als ein Ganzes angeführt findet.

IX. Da gingen die Regierer zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Wer schaffen sollte der Zwerge Geschlecht
Aus des Meerriesen*) Blut und schwarzem Gebein.

*) Dieser ganze Abschnitt (Str. IX—XIV) wird in Sn. 14 angeführt, aber mit sehr bedeutenden Abweichungen in Namen und Ordnung. Auch in den Handschriften der jüngern Edda ist hier Verschiedenheit. In unserm Texte bilden Str. XIII, XIV eine zweite Reihe für sich: Eikinskjaldi kommt in beiden Reihen vor.

X. Da ward Motsognir der mächtigste
Dieser Zwerge, und Durin*) nach ihm.
Noch manche machten sie Menschen gleich
Der Zwerge von Erde wie Durin**) angab.

*) Saftsauger, Baumelfe.

**) Durin heißt der Schlummernde, was recht gut für einen Steinelfen paßt. Aber wie abgeschmackt ist es, daß die Götter die übrigen Zwerge nach den Angaben, dem Rathe, dieses zweitgeborenen Zwerges schaffen! Keine Auslegungskünste vermögen diesen Stein des Anstoßes wegzuschaffen, welcher mit der Anschaulichkeit und dem innern Zusammenhange des alten Gedichts so wenig paßt. Durin ist nur Name eines Zwerges, nie Göttername.

XI. Nyi und Nidi, Nordri und Sudri,
Austri und Westri*), Althiof, Dwalin,
Biwör, Bawör, Bömbur, Nori.
Nyr und Nyradur: nun hab' ich die Zwerge,

*) Nord, Süd, Ost, West.

Regin und Radwid richtig berichtet,
Ann und Anar, Ai, Miödwitnir,
Weigur, Gundalfur, Windalfur, Thrain,
Thekkur und Thorin, Thror, Witur und Litur.

XII. Fili, Kili, Fundin, Nali,
Hepti, Wili, Hanar, Swior,
Frar, Hornbogi, Frägur und Loni,
Aurwangur, Jari, Eikinskjaldi.

XIII. Zeit ist's die Zwerge von Dwalins Zunft
Den Leuten zu leiten bis Lofar hinauf,
Die aus den Steinen der Berge stiegen,
Von Aurwangs Tiefen zum Erdenfeld.

XIV. Da war Draupnir und Dolgthrasir,
Har, Haugspori, Hläwangur, Gloi,
Skirwir, Wirwir, Skafidur, Ai,
Alfur und Yngwi, Eikinskjaldi,
Fialar und Frosti, Finnar und Ginnar,
So lange Menschen leben auf Erden,
Wird zu Lofar hinauf das Geschlecht geleitet.

XV. 7. Bis drei gingen*), der drei Riesinnen Brüder,
Mächtige, milde Asen zumal,
Fanden am Ufer**) ohnmächtig
Ask und Embla unsteten Schicksals.

*) Die Handschriften verrathen den ursprünglichen Zusammenhang. Die Kön. Handschrift hat urkundlich thriar (drei im weiblichen Geschlechte): und die Arnam. liest vielleicht auch so: s. F. Magn. zu deren Abdruck (Edda, III, 198, Str. XV, Note 29).

**) susi, mit Handschriften, statt der Lesart des Cod. R. husi (Haus).

XVI. 8. Besaßen nicht Seele, hatten nicht Sinn,
Nicht Blut noch Bewegung, noch blühende Farbe.
Odin gab Seele, Hönir gab Sinn,
Blut gab Lodur und blühende Farbe.

II.

Die erste Verschuldung: der Krieg der Asen und Wanen und der Bundesbruch durch Thor.

XVII. 9. Eine Esche weiß ich, heißt Yggdrasil*),
Den hohen Baum netzt Nebelduft, weißer:
Davon kommt Thau, der in die Thäler fällt,
Immergrün steht er über Urdas**) Brunnen.

Vgl. Sn. 15.

*) Den Schrecklichen tragend.

**) Die Urnorne, das Schicksal, angels. Vyrdas, die Schicksalsgöttinnen, welche in Macbeth Weird-Sisters heißen.

XVIII. Davon kommen Frauen, vielwissende,
Drei aus dem See, dort bei dem Stamm:
Urd heißt die eine, die andre Werdandi;
Auf Stäben wird geschnitten Skuld als die dritte.
Sie legten Loose, bestimmten das Leben
Der Menschengeschlechter, Schicksal zu ordnen.

XIX. 10. Sie weiß ersten Volkskampf, der in der Welt war,
Damals als mit Gabeln Gullweig sie stießen,
In des Hohen Halle, die helle brannte:
Dreimal verbrannt, ist sie dreimal geboren.
Oft, unselten, doch ist sie am Leben.

XX. Heida*) hieß man sie, wohin sie kam,
Wohlredende Wöla, wußte sie Zauber,
Sudkunst**) konnte sie, Sudkunst übte sie,
Stets war sie die Wonne übler Weiber.

*) Zauberin: Andere Glanz. (Daher auch wol Heide für paganus. gentilis: die gewöhnliche Ableitung von Heide (Flur, Steppe), welches dann mit pagus vertauscht wird, ist grundlos und nicht passend. Die Zauberei ist die Grundanschauung alles Heidenthums. Heida ist nun aber auch ausdrücklich als Zauberin geschildert, und der Vers bringt ihren Namen damit in Verbindung.)

**) Kochkunst, üppiges Leben.

XXI. 11. Da gingen die Regierer zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Ob die Asen sollten Untreue strafen,
Oder Sühnopfer all' empfahn.

XXII. 12. Da schleuderte Odin den Speer ins Volk:
Da wurde Volkskampf in der Welt zuerst:
Gebrochen ward der Asen Grenzwall,
Schlachtkundige Wanen stampften das Feld.

XXIII. 13. Da gingen die Regierer zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath:
Wer den Luftkreis hätte verderblich gewandelt,
Oder den Riesen Odurs Braut gegeben?

XXIV. 14. Nur allein den Thor überwältigte der Zorn,
Selten säumt er, wenn er solches vernimmt:
Da schwanden die Eide, Wort und Schwüre,
Zerrissen wurden die Verträge zumal.

(Str. 14, 15 angeführt Sn. 42.)

III.

Die Norne schaut die letzten Zeiten herankommen.

XXV. 15. Sie weiß Heimdallurs Horn verborgen
An des hehren*), heiligen Baumes Wurzel.
Einen Strom sieht sie stürzen mit starkem Fall
Aus Walvaters Hand: wißt ihr's endlich oder was?

*) heidvanum, mit F. Magn. statt heidvönum; wörtlich äthergewöhnt.

XXVI. 16. Allein saß sie außen, da der Alte kam,
Der sinnende Ase und ihr ins Auge sah.
Warum fragt ihr mich? Was erforscht ihr mich? *)

*) Hier fehlt der Uebergang von der Einzahl zur Mehrzahl, etwa so: Und sie sprach zu Odin und zu seinen Gesellen (wahrscheinlich den beiden Brüdern).

17. Alles weiß ich, Odin, wo du dein Auge bargst,
In der vielbekannten Quelle Mimirs:
Meth trinkt Mimir jeden Morgen
Aus Walvaters Hand: wißt ihr's endlich oder was?

XXVII. 18. Ihr gab Heervater Halsband und Ringe,
Geldspruch voll Weisheit und spähenden Sinn.
Da sah sie weit und breit durch alle Welten.

XXVIII. Sie sah Walkyren weither kommen,
Bereit zu reiten zum Rath der Götter.
Skuld*) hielt den Schild, Skögul war die andre.**)
Gunn, Hilda, Göndul, den Speer hielt Skögul.
Nun sind genannt die Nornen Odins,
Die als Walkyren die Welt durchreiten.

*) Schuld (Nothwendigkeit), die Vordrängende.
**) Kampf, Streit, Zauber (Knoten), Speer = Vordrängende.

XXIX.*) 19. Ich sah dem Baldur, dem blühenden Gotte,
Odins Sohne Unheil drohen.
Gewachsen war hoch über den Wiesen
Der zarte, zierliche Zweig der Mistel.

*) Die zweite Hälfte von Str. XXIX würde nicht verdächtig sein, wenn nicht die mittlern vier Zeilen von Str. XXX (die erste Zeile mit einer Aenderung in den Worten) aus dem Vegtamsliede (Baldurs Traum) abgeschrieben wären (Str. 16), wie Munch richtig bemerkt. Diese vier Zeilen, und die zwei Schlußzeilen fehlen nun in der K. Handschrift, die Arnam. Handschrift kennt die ganze Strophe nicht. Endlich ist auch der Text entschieden verwirrt. Es ist zuerst von Hödur die Rede, dann aber von Wali, des Odins Kinder und der Rinda Sohn, der aber nicht genannt wird. Da sich nun die zwei Schluß-zeilen derselben nicht gut an die frühern anschließen, so haben wir in ihnen wahrscheinlich die zweite Hälfte der Str. XXIX zu suchen. Man hat nur die

überleitende Partikel vor Frigg („aber") zu streichen. Fehlen konnte eine Anspielung auf die große Katastrophe in dem Leben Walhallas nicht, und deshalb würde das Verwerfen der ganzen Erzählung nicht berechtigt sein.

XXX. Von der Mistel kam, so deuchte mich,
Häßlicher Harm, da Hödur schoß.

XXXI. Baldurs Bruder ward früh geboren,
Der Odins Sohn einnächtig fällte.
Die Hände nicht wusch er, das Haar nicht kämmt' er,
Eh er zum Holzstoß trug Baldurs Tödter:
Doch Frigg beklagte dort in Fensal
Walhallas Verlust: wißt ihr's endlich oder was?

XXXII. 20. Gefesselt lag im Feuerwalde*)
Auf Schaden sinnend der schändliche Loki,
Da sitzt auch Sigyn, unsanfter Geberde,
Des Gatten waise: wißt ihr's endlich oder was?

*) „Im Walde der warmen Quellen": so die Handschrift. Die andere Lesart: hraevarlundi (Leichenwald) hat gar keinen Anhalt. Loki bereitet das zerstörende Feuer vor.

XXXIII. 21. Ein Strom wälzt ostwärts durch Eiterthäler
Schlamm und Schwerter, der Slidur*) heißt:
Nördlich stand am Nidaberg**)
Ein Saal aus Gold für Sindris***) Geschlecht.

*) Slidur, der Gleiter.
**) Nidaberg, niedern (nördlichen) Bergen.
***) Sindri, der Felsige oder Funkenschlagende; allgemeiner Name der Zwerge.

Ein andrer stand in Okolni*),
Des Riesen Biersal, Brimir**) genannt.

*) Der Kältelose, Warme.
**) Der Heiße, Hitzige.

XXXIV. Einen Saal sah sie, der Sonne fern
In Nastrand*), die Thüren sind nordwärts gekehrt.
Gifttropfen träufeln durch das Getäfel;
Aus Schlangenrunen ist der Saal gewunden.

*) Leichenstrand, nördlich.

XXXV. 21. Da sah sie waden durch starke Strömung
Meuchelmörder und Meineidige,
Und die andrer Liebsten ins Ohr geraunt:
Da saugt Nidhöggur*) der Verstorbenen Leichen,
Der Menschenwürger: wißt ihr's endlich oder was?

*) Mordhauer (die Höllenschlange).
(Str. XXXIV, und Str. XXXV, V. 2 werden angeführt in Einer Reihe. Sn. 52. Es heißt da 35 Anfang: „Werden dort", st.: „Sah ich" [Munch].)

XXXVI. 22. Oestlich saß die Alte*) im Eisengebüsch
Und fütterte dort Fenris Brut**),
Von ihnen allen wird Eins das schlimmste,
Des Mondes Mörder, in Zauberers Macht.

*) Sigyn, Lokis Gemahlin, dieselbe wie Hel.
**) (Fenrir) Die Sonne hat einen Wolf vor sich und einen hinter sich: der, welcher vor ihr her geht, sucht den Mond zu verschlingen, der hintere sie selbst.
Diese und die folgende Str. werden angeführt Sn. 12.

XXXVII. 23. Ihn mästet das Mark gefällter Männer,
Der Seligen Saal besudelt das Blut,
Der Sonne Schein wird dunkel in kommenden Sommern,
Alle Wetter wüthen: wißt ihr's endlich oder was?

XXXVIII. 24. Da saß am Hügel und schlug die Harfe
Der Riesin Hüter, der heitre Egdir.*)
Vor ihr sang**) im Vogelwalde
Der hochrothe Hahn, der Fialar heißt.

*) Der Gelbe (falvus?).
**) Nach der Handschrift (honum). Die andere Handschrift liest hanum (vor ihm) und so hat Simrock: allein das paßt nicht.

XXXIX. 25. Den Göttern gellend sang Gullinkambi,
Weckte die Helden beim Heervater:
Unter der Erde singt ein Andrer,
Der schwarzrothe Hahn in den Sälen Hels.

XL. 26. Gräßlich heult Garm*) vor der Gnipahöhle**)
Die Fessel wird brechen, Freki doch rennen***):
Viel weiß die Weise, weit seh' ich voraus
Der Welt Untergang, der Asen Fall.

*) Höllenhund.
**) Klufthöhle?
***) Freki, der Freche, Gierige.

XLI. 27. Brüder befehden sich, fällen einander
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen:
Unerhörtes ereignet sich, große Unzucht:
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen:
Windzeit, Wolfzeit, eh die Welt zerstäubt:
Der Eine schont des Andern nicht mehr.

(Gerade so sechszeilig wird Str. XLI angeführt in Sn. 51. Die letzte Zeile ist so schleppend, daß sie sich sogleich als Anhang zeigt. Als Kern dagegen stellen sich die beiden ihr vorhergehenden Zeilen dar, ihr sind ebenbürtig durch kräftige Kürze die beiden ersten: beide werden getrennt durch die dritte Zeile, welche sehr matt ist, und als Versuch einer Ergänzung des vorhergehenden aussieht. Daß hier von dem argen Verderben des Lebens der Menschen auf der Erde die Rede ist, liegt ganz im Geiste der Dichtung, welche Götter und Menschen nicht schroff trennt: auch bei Thors letztem Kampfe mit dem Wolf [Str. L] wird auf die Menschengeschlechter Rücksicht genommen, und das Gemälde der Herstellung schließt mit tugendhaften und glücklichen Völkern.)

XLII.*) 28. Mimirs Söhne spielen, der Mittelbaum entzündet sich,
Beim gellenden Ruf des Giallarhorns.
Ins erhobene Horn bläßt Heimdall laut:
Odin murmelt mit Mimirs Haupt.

*) Dieser ganze Abschnitt (von Str. XLII bis LI) wird angeführt in der jüngern Edda (Sn. 54), jedoch mit bedeutenden Abweichungen. Die erste Strophe ist zusammengesetzt aus XLII[a] und XLIII[b]. Dann folgen XLVI, XLIV, XLV, XLVII — LI. Str. L ist zehnzeilig, wie bei Simrock, aber nach Munchs Handschriften sehr verschieden von dem gewöhnlichen Texte. Das neun Fuß Zurückweichen Thors ist jenen Gewähren fremd: aber das Schweigen der alten Ueberlieferung ist misverstanden, wie im gewöhnlichen Texte der jüngern Edda.

XLIII. Yggdrasil zittert, doch steht noch die Esche,
Es kracht der alte Baum, los kommt der Riese nun.

(Diese zwei malerischen Zeilen über Yggdrasil haben alle Handschriften [auch die von Sn.] in der hier angenommenen Ordnung. Die Umstellung im Cod. R. muß als Verschreibung gelten. Die kopenhagener Ausgabe ergänzt die Strophe durch zwei aus Papierhandschriften entnommene, sehr schwache Zeilen.)

XLIV. 29. Hrim fährt von Osten, es hebt sich die Flut,
Jörmungandur wälzt sich im Jotenmuthe.
Der Wurm schlägt die Brandung, der Adler schreit,
Leichen zerreißt er, Naglfari wird los.

XLV. 30. Der Kiel fährt von Osten, Muspels Söhne kommen
Ueber die See gesegelt, und Loki steuert:
Es fahren die Trugsöhne alle mit dem Wolfe,
Auch Bileisters Bruder ist ihm verbunden.

XLVI. 31. Was ist's mit den Asen? Was ist's mit den Alfen?
All Jötunheim ächzt, die Asen versammeln sich,
Die Zwerge stöhnen vor steinernen Thüren,
Der Bergwege Weiser: wißt ihr's endlich oder was?

XLVII. 32. *) Surtur fährt von Süden mit dem Sichelschwerte,
Von seiner Klinge scheint die Sonne der Götter,
Steinberge stürzen, Riesenweiber streifen,
Zu Hel fahren Helden, der Himmel zerklüftet.

*) Diese Strophe wird auch noch angeführt Sn. 4.

XLVIII. 33. Da kommt für Hlin ein anderer Harm,
Da Odin eilt zum Angriff des Wolfs:
Belis Mörder blitzt gegen Surtur;
Da fällt Friggs einzige Freude.

XLIX. 34. Nicht säumt Siegvaters erhabener Sohn,
Widar, zu fechten mit dem Leichenwolf.
Er stößt des Starken Sohne den Stahl ins Herz
Durch gähnenden Rachen: so rächt er den Vater.

L. 35. *) Da schreitet der schöne Sohn Hlodyns,
Odins Erzeugter, mit der Naktes zu streiten.
Muthig trifft sie Midgards Weihschutz:
Mögen alle Wesen die Weltstätten verlassen!
Neun Schritte geht Fiörgyns Sohn,
Wanket weg von der Natter, die Schmach nicht scheut.

*) Die jüngere Edda hat (nach Munchs Handschriften) nicht die vorletzte Zeile von den neun Schritten, welche Thor zurückgeht, so daß die Strophe fünfzeilig wird. Aber es werden vielmehr die beiden Schlußzeilen zu streichen sein. Der alte Text beobachtet ein ehrfürchtiges Schweigen über Thors Besiegung: er läßt jedoch keinen Zweifel über die schmerzliche Thatsache durch den schönen Ausruf, womit er schließt.

LI. 36. Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die heitern Sterne,
Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

LII. 37. Sieht sie auftauchen zum andern male
Aus dem Wasser die Erde und wieder grünen:
Die Fluten fallen, der Aar fliegt darüber,
Der auf den Felsen nach Fischen weidet.

LIII. 38. Die Asen einen sich auf Idafeld,
Ueber den Weltumspanner, den großen zu sprechen
Und des großen Gottes älteste Runen.

LIV. 39. Da werden sich wieder die wundersamen
Goldnen Tafeln im Grase finden,
Die in Urzeiten die Asen hatten.

LV. 40. Da werden unbesä't die Aecker tragen,
Alles Böse schwindet, Baldur kehrt wieder.
In des Sieggottes Himmel wohnen Baldur und Hödur,
Die kampfweisen Götter: wißt ihr's endlich oder was?

LVI. 41. Da kann Hönir selbst sein Loos*) sich kiesen
Und beider Brüder Söhne bebauen
Das weite Windheim: wißt ihr's endlich oder was?

*) hlut, nach der Arnam. H.: die K. Handschrift liest hlaut, Blut, was mit kiesen keinen Sinn gibt.

LVII. 42. Einen Saal sieht sie scheinen heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höh'.*)
Da werden tugendsame Völker wohnen
Und durch Weltalter Wonne genießen.

*) Der schönste Himmelspalast, Sn. 17, wo auch unsere Strophe angeführt wird.

LVIII. *) Da kommt der dunkle Drache geflogen,
Die Natter hernieder aus Nidafelsen.
Trägt auf den Flügeln das Feld überfliegend
Nidhöggers Leichen: da sinkt sie nieder.

*) In der kopenhagener Ausg. Str. LIX. Aber die Strophe LVIII dieser Ausg. fehlt in der Handschrift ganz, und mußte also hier ausgelassen werden. Ihre letzten zwei Zeilen stehen auch in Arn. und in andern Handschriften. Sie lautet folgendermaßen:

Da reitet der Mächtige zum Rath der Götter,
Der Starke von oben, der Alles regiert.
Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste
Und ordnet ewige Satzungen an.

Das ist offenbar christlich. Man bemerke, daß die erste Halbzeile der falschen Strophe gerade lautet wie die der folgenden unserer Str. LVIII, nur daß dort das Beiwort „der Mächtige" schließt, als Eigenname Gottes, des Allvaters, gefaßt: hier aber „der dunkle", als Eigenschaftswort des Drachen. Die ganze Strophe ist falsch, aber sie besteht aus zwei Stücken: sie hatte anfänglich nur die beiden ersten Zeilen. Str. LIX dagegen konnte gar wol aus einem, wenngleich jungen, doch heidnischen Liede vom letzten Kampfe genommen und nur falsch hierher gesetzt sein: sie steht jedenfalls nicht an ihrer Stelle. Der „fliegende" Drache ist aber außerdem der Edda unbekannt: das Bild der letzten Zeile ist dunkel, und läßt sich nicht klar machen. Denn der Text lautet, wie wir ihn geben:

„Nun sinkt sie nieder."

Das kann nicht auf den Drachen gehen, der männlich ist: in dem Vorhergehenden geht dieses weibliche Fürwort immer auf die weissagende Norne, aber das paßt auch nicht, und ist durch nichts vorbereitet.

Uebersehen wir das so gewonnene Ganze dieses Schlußgesanges, so finden wir, daß die vier mittlern Strophen (LIII — LVI) dreizeilig, und nur die sie einfassenden, die erste und letzte, vierzeilig sind. Drei von jenen sind durchaus dreizeilig in den Handschriften: die eine nur (LV) ist durch das Hinübernehmen des Schlusses der folgenden (LVI) zu einer vierzeiligen geworden. Wir haben also wol anzunehmen, daß unser Gedicht diese vier Strophen vorfand, und sie sich aneignete. Die dreizeilige Strophe ist zwar nicht die älteste, rein epische Form, aber findet sich doch sehr entschieden in echten und ursprünglichen Eddaliedern. Jedenfalls ist die Fassung dieses Schlusses, in ihrem jetzigen Umfange, nicht so alt als die der vorhergehenden Gesänge.

Ausführungen zum Fünften Buche.

(Theil III.)

1.

Zu S. 152: Berengar und Lessing.

Hauptstellen bei Gieseler, II, §. 29. Vgl. Milman, „Latin. Christianity", Vol. III, p. 23—26, 51 sq. Herr Dr. Cornelius Weill scheint zwar nach der Manier gewisser klerikaler Forscher in dem eben (mit der Jahreszahl des nächsten Jahres) erscheinenden Hefte seiner „Anfänge der Wiederherstellung der Kirche im elften Jahrhundert", sich der Kritik Lessings dadurch zu entledigen, daß er sagt, sie sei als ganz abgethan anzusehen. Aber das ist nicht die Ansicht der bisherigen neuern Kritiker: die Angaben Berengars können in Sachen, welche zu seiner persönlichen Kenntniß gehörten und wobei er sich auf die Oeffentlichkeit beruft, doch nicht deshalb beseitigt werden, weil Lanfrank das gerade Gegentheil sagt. Wir können noch immer nicht umhin, bei dem Lesen der Actenstücke mit Lessing auszurufen: Heiliger Lanfrank, bete nicht für uns!

2.

Zu Seite 171: Die Dreieinigkeit und die heilige Jungfrau: vier römische Gebete vom Jahre 1822.

Orazione da recitarsi da chi desidera acquistarsi la protezione della SS^MA^ VERGINE di ottenere qualche grazia purché sia espediente per l' eterna salute. In Roma 1825. Pel Bourliè. Con Licenza de' Superiori.

Io vi adoro, Eterno Padre, con tutta la Corte celestiale per mio Dio, e Signore, ed infinitamente vi ringrazio da parte della

beata Vergine, vostra dilettissima Figlia, d'ogni grazia e favore specialmente di quella potenza, della quale la sublimaste assunta in Cielo.

Io vi adoro, Eterno Figlio, con tutta la Corte celestiale per mio Dio, Signore, e Redentore, ed infinitamente vi ringrazio da parte della Beatissima Vergine vostra dilettissima Madre d'ogni grazia e favore, specialmente di quella somma sapienza, di che l'illustraste assunta in Cielo.

Io vi adoro, Santissimo Spirito, Paracleto, per mio Dio, e Signore, ed infinitamente vi ringrazio con tutta la Corte celestiale a nome della Beatissima Vergine, vostra amatissima Sposa, d' ogni grazia e favore, specialmente di quella perfettissima e divina Carità, colla quale accendeste il suo santissimo e purissimo Cuore nell' atto della sua gloriosissima Assunzione in Cielo, ed umilmente vi supplico a nome della vostra stimatissima Sposa, a farmi grazia della remissione de' miei gravissimi peccati, dal primo istante, che potei peccare, fino a quest' ora presente, dolendomene infinitamente, con proponimento di ricevere più tosto la morte, che mai più offendere la vostra Divina Maestà: e per gli altissimi meriti, ed efficacissima protezione della vostra amatissima Sposa, vi supplico a concedere a me, ed a N. il preziosissimo dono della grazia vostra, e divino amore, col concedermi que' lumi, e particolari ajuti, per li quali l'eterna Providenza vostra ha predeterminato di volermi salvare, e a se condurre.

Alla Beatissima Vergine.

Io vi adoro, Vergine Santissima, Regina de' Cieli, Signora, e Padrona dell' universo, come Figlia dell' Eterno Padre, Madre del suo dilettissimo Figliuolo, e Sposa graziosissima dello Spirito Santo; e prostrato a' piedi della vostra gran Maestà, con ogni maggiore umiltà vi supplico per quella divina carità, della quale foste sommamente accumulata assunta in Cielo, a farmi tanta grazia e misericordia di ricevermi sotto la vostra sicurissima e fedelissima protezione, ricevermi nel numero di quei felicissimi ed avventurati servi, che portate scolpiti nel vostro verginal petto. Degnatevi, Madre e Signora mia clementissima, di ricevere questo misero ed impuro cuore: pigliate la memoria, la volontà, e tutte le altre potenze, e sensi interni, ed esterni; accettate gli occhj, le orecchie, la bocca, le mani, e i piedi, reggeteli conforme al beneplacito del

vostro Figliuolo, intendendo ad ogni movimento di essi di darvi gloria infinita. E per quella Sapienza, di che v' illustrò il vostro dilettissimo Figliuolo, vi prego e supplico ad ottenermi lume e chiarezza per conoscere bene me stesso, i miei peccati, il mio niente, e singolarmente l' origine di essi, che sono gli affetti dell' anima, e le concupiscenze della carne, per poterle odiare e scacciare da me, e, di più, lume per conoscere le insidie del nemico infernale, e i suoi abbattimenti occulti e manifesti. Specialmente, pietosissima Madre, vi supplico della grazia N.

(Folgt päpstliches Decret vom 19. Juli 1822, wonach eine Indulgenz von 300 Tagen für den täglichen Gebrauch ertheilt wird, und voller Ablaß für den fortgesetzten täglichen Gebrauch einen Monat hindurch.)

3.

Zu S. 183: Das Klagelied über das Rom des neunten Jahrhunderts, ein Werk des Johannes Scotus Erigena.

Der zuerst von Floß aus den Handschriften des Werkes von Scotus: „De divisione naturae" gegebene echte Text (er ist dem Schluß jenes Buches beigeschrieben) lautet so (Floß, S. XXIII, vgl. „Beschreibung Roms", I, 242 fg.):

Nobilibus quondam fueras constructa patronis,
  Subdita nunc servis heu! male, Roma ruis.
Deseruere tui tanto te tempore reges,
  Cessit et ad Graecos nomen honosque tuus.
Constantinopolis florens nova Roma vocatur,
  Moribus et muris Roma vetusta cadis.
Transiit imperium, mansitque superbia tecum,
  Cultus avaritiae te nimium superat.
Vulgus ab extremis distractus partibus orbis,
  Servorum servi nunc tibi sunt domini.
In te nobilium, rectorum nemo remansit,
  Ingenuique tui rura pelasga colunt.
Truncasti vivos crudeli vulnere sanctos,
  Vendere nunc horum mortua membra soles.
Jam ni te meritum Petri Paulique foveret,
  Tempore jam longo Roma misella fores.

Floß meint, die servorum servi seien ohne Zweifel die Sarazenen: allein diese waren nie Herren Roms: und gerade kurz vor der Abfassung jenes Buches hatte Leo IV. sie in der entscheidenden Schlacht bei Ostia (846) geschlagen, und den Borgo (Civitas Leonina) befestigt. Man kann also nur an die Mönche denken, welche aus allen Theilen der Welt, und namentlich aus Aegypten und Syrien nach dem Abendlande geströmt waren, und damals in Rom äußerst zahlreich waren. Der Dichter nennt sie „Knechte der Knechte", weil die Päpste selbst in einer sehr abhängigen Lage waren.

4.

Zu S. 195: Die drei Sonette Petrarcas.

A. Sonetto CV.

Fiamma dal ciel su le tue treccie piova,
Malvagia, che dal fiume e dalle ghiande,
Per l'altru' impoverir se' ricca e grande;
Poi chè di mal oprar tanto ti giova:

Nido di tradimenti, in cui si cova
Quanto mal per lo mondo oggi si spande;
Di vin serva, di letti e di vivande,
In cui lussuria fa l'ultima prova.

Per le camere tue fanciulle e vecchi
Vanno trescando, e Belzebub in mezzo,
Co' mantici e col foco e con gli specchi.

Già non fostu nudrita in piume al rezzo,
Ma nuda al vento, e scalza fra li stecchi;
Or vivi sì, ch' a Dio ne venga il lezzo.

B. Sonetto CVI.

L'avara Babilonia ha colmo 'l sacco
D' ira di Dio, e di vizii empi e rei,
Tanto che scoppia; ed ha fatti suoi Dei,
Non Giove e Palla, ma Venere e Bacco.

Aspettando ragion mi struggo e fiacco:
Ma pur novo Soldan veggio per lei,
Lo qual farà, non già quand' io vorrei,
Sol una sede; e quella fia in Baldacco.

Gl' idoli suoi saranno in terra sparsi,
E le torri superbe, al Ciel nemiche;
E suoi torrier di for, come dentr' arsi.

Anime belle e di virtute amiche
Terranno 'l mondo; e poi vedrem lui farsi
Aureo tutto, e pien dell' opre antiche.

C. Sonetto CVII.

Fontana di dolore, albergo d' ira,
Scola d' errori, e tempio d' eresia;
Già Roma, or Babilonia falsa e ria,
Per cui tanto si piagne e si sospira:

O fucina d' inganni, o prigion dira,
Ove 'l ben more, e 'l mal si nutre e cria;
Di vivi inferno; un gran miracol fia
Se Cristo teco al fine non s' adira.

Fondata in casta ed umil povertate,
Contra tuoi fondatori alzi le corna,
Putta sfacciata: e dov' hai posto spene?

Negli adulteri tuoi, nelle mal nate
Ricchezze tante? or Constantin non torna;
Ma tolga il mondo tristo che 'l sostene.

Anmerk. Diese drei Sonette sind in der (sehr gelungenen) Uebersetzung von Kekulé und Bigeleben ausgelassen, ungeachtet sie unstreitig in die Sammlung gehören und sich auch in den italienischen Ausgaben (selbst in der römischen des De Romanis) finden.

Nachträge.

I. Der Eingeborene des Timäus bei den Phöniziern und bei Parmenides.

(Zu Buch IV, Theil II, S. 523.)

Es hätte bei der Erklärung des platonischen Monogenes, als Beiwort des verwirklichten Gottes noch zweierlei erwähnt werden können.

Erstlich: daß der Ausdruck in unzweifelhaft echten phönizischen Kosmogonien als personificirte kosmogonische Potenz vorkommt. Hierüber verweise ich auf die Abhandlung in „Aegyptens Stelle", Buch V: der Text steht in der englischen Ausgabe.

Zweitens: daß dieser Ausdruck beim Parmenides vorkommt, vom ewigen Sein des Weltalls selbst gebraucht, als dem Einzigen, dem sich selbst Gleichen, dem Unveränderlichen. Dieses höchst merkwürdige, tiefsinnige Bruchstück steht bei Ritter-Preller, §. 145 und lautet in treuer prosaischer Uebersetzung folgendermaßen:

„Nur ein einziger Weg bleibt übrig, zu sagen, daß es ein Seiendes gibt. Auf dieses weiset gar Vieles hin, um darzuthun, daß wie es ungezeugt sei, es also auch unvergänglich sein müsse, ein Ganzes, Einziges (Monogenes) und dieses unbeweglich und immer sich selbst gleich. Es war nie und wird nimmer sein, denn es ist jetzt zugleich Alles, Ein Zusammenhängendes. Denn welchen Ursprung wolltest du dafür finden? wie und woher sollte es sich mehren? Noch werde ich dir zugeben zu sagen oder zu denken, es sei entstanden aus dem Nichtsein: denn man kann nicht denken noch sagen, daß das Seiende nicht sei. Welche Nothwendigkeit hätte es antreiben können, früher oder später anzufangen zu sein aus dem Nichts? Also muß es durchaus entweder sein oder nicht sein, und nie wird aus dem Seienden irgend etwas entstehen außer Sein."

II. Das Todesjahr des Ignatius.

(Zu Buch V, Theil III, S. 75).

In der Ueberschrift ist das Jahr 117 als Todesjahr von Ignatius angegeben, nach meinen „Ignatianischen Briefen". Es hätte jedoch vielmehr das Jahr 115 angegeben werden sollen. Ich habe in dem Ersten Bande meiner englischen Umarbeitung des „Hippolytus" (Christianity and Mankind, 1854, Vol. I, p. 88 sq.) die Gründe ausgeführt, weshalb es mir scheint, daß der Tod des Ignatius in jenes Jahr 115 zu setzen sei, als dasjenige, in dessen ersten Monaten Antiochien vom Erdbeben zerstört wurde, wobei Trajan selbst fast umgekommen wäre. — Die verbesserte Recension des Textes selbst findet sich im Ersten Bande der „Analecta" (Christianity and Mankind, Vol. V, p. 42 sq.). Die kritischen Bemerkungen über die ignatianische Frage sind in jenem Ersten Bande am angeführten Orte gegeben, wo namentlich auch die Einwürfe Baurs gegen die Echtheit der Anführungen des Hippolytus aus dem Basilides, als nicht diesem Haupte der Basilidianer selbst angehörig, berücksichtigt, und, ich glaube, erledigt sind. Eine deutsche Ausgabe dieses Ersten Bandes, mit Zusätzen, als Dritter Theil des deutschen „Hippolytus" wird beabsichtigt.

III. Die authentische Aeußerung des Johannes Scotus Erigena über den geistigen Sinn der Gegenwart Gottes im Abendmahle.

(Zu Buch V, Theil III, S. 149).

Höfler („Deutsche Päpste", II, S. 80 fg.) hat zuerst diese Stelle nach einer Mittheilung des Prof. Dr. Greith in St. Gallen gegeben. Der berichtigte Text findet sich bei Floß in seiner vollständigen Ausgabe des Commentars des Erigena über die Himmlische Hierarchie des Areopagiten. Der Text lautet hier (S. 142) folgendermaßen.

Zu den Worten des Dionysius:

> „Et Jesu participationis ipsam divinissimae eucharistiae assumptionem . . . ."*)

Intuere quam pulchre, quam expresse asserit, visibilem hanc eucharistiam, quam quotidie sacerdotes Ecclesiae in altare conficiunt ex

*) Man vergleiche zum Verständnisse dieser durch einander gewürfelten Worte den zusammenhängenden Text in den Werken des Hugo von St. Victor (Opp. ed. Mogunt. 1617), p. 343.

sensibili materia panis et vini, quamque confectam et sanctificatam corporaliter accipiunt, typicam esse similitudinem spiritualis participationis Jesu, quem fideliter solo intellectu gustamus, hoc est, intelligimus, inque nostrae naturae interiora viscera sumimus, ad nostram salutem, et spirituale incrementum, et ineffabilem deificationem. Oportet ergo, inquit, humanum animum, ex sensibilibus rebus in caelestium virtutum similitudinem et aequalitatem ascendentem arbitrari, divinissimam eucharistiam visibilem, in Ecclesia conformatam, maxime typum esse participationis ipsius, qua et nunc participamus Jesum per fidem, et in futuro participabimus per speciem, eique adunabimur per caritatem. Quid ergo ad hanc magni theologi Dionysii praeclarissimam tubam respondent, qui visibilem eucharistiam nil aliud significare praeter se ipsam volunt asserere, dum clarissime praefata tuba clamat, non illa sacramenta visibilia colenda, neque pro veritate amplexanda, quia significatio veritatis sunt, neque propter se ipsa inventa, quoniam in ipsis intelligentiae finis non est, sed propter incomprehensibilem veritatis virtutem, qua Christus est in unitate humanae divinaeque suae substantiae ultra omne, quod sensu sentitur corporeo, super omne quod virtute percipitur intelligentiae, Deus invisibilis, in utraque sua natura.

Gedrängte Uebersicht des Inhalts der beiden ersten Theile.

Erster Theil.

Erstes Buch.

Allgemeine Einleitung.

Zweites Buch.

(Dieser Ausführungen sind acht.)

Zweiter Theil.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

(Die Ausführungen zu dieſen beiden Büchern befinden ſich am Schluſſe des Dritten Theils.)

Inhalts-Uebersicht des Dritten Theiles.

Fünftes Buch.

Sechstes Buch.

Ausführungen

zum Dritten, Vierten und Fünften Buche.

Zum Dritten Buche.

Zum Vierten Buche.

Einleitung.

Seite

Erstes Hauptstück.

Zweites Hauptstück.

Drittes Hauptstück.

Zum Fünften Buche.

Nachträge.

Berichtigungen.

Seite 132, Zeile 5 von oben, statt: seitsam, lies: seltsam
» 188, » 14 v. o., st.: hervor, l.: hierher
» 194, » 11 v. o., st.: Mages, l.: Magus
» 200, » 8 v. o., st.: Wiekhof, l.: Dieckhoff
» 267, » 8 v. o., st.: den Institutionen der Christenlehre, l.: der Unterweisung (institutio) von der christlichen Religion
» 279, » 12 v. o., st.: also nach, l.: also sich
» 294, » 8 v. o., st.: also unbiblisch und der Vernunft widerstreitend, l.: als eine unbiblische und der Vernunft widerstreitende

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]